UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 830.9 Book D86e Volume 6-7

Ja 09-20M

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/erlauterungenzud67dunt

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

VI. Götz von Berlichingen.

Fünfte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1894.

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

UNIVERSITY OF
LIBRARY
ILLINOIS

Fünfte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1894.

830.9
I86e
v.6-7

Die Nichtswürdigen regieren mit Liſt und der Edle fällt in ihre Netze.

23554

UNIVERSITY OF
LIBRARY
ILLINOIS.

I. Entstehung und Aufnahme.

Unser vaterländisches Schauspiel schöpfte der Dichter aus einer sehr unscheinbaren Quelle. Er fand diese in einem vor vierzig Jahren (1731) zu Nürnberg erschienenen wunderlich zusammengestellten Buche des Hohenstein-Weikersheimischen Hofrathes Wilh. Friedr. Pistorius, das dieser mit einer am 7. Februar 1731 geschriebenen „Zueignung" dem Hauptmann, den Räthen und den Ausschüssen des Kantons Odenwald widmete. Es begann mit seiner gelehrten Abhandlung „Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit ... derer in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen [Befehdungen]". Pistorius erscheint hier, wie die meisten damaligen Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten, als ein warmer Bewunderer des von Kaiser Maximilian I. durchgesetzten ewigen Reichslandfriedens (1495), und er schließt mit dem Wunsche, man möge noch lange in der That sagen und singen können: „Alle Fehd' hat nun ein End'." Freilich muß er gestehn, daß es auch später an einzelnen Fehden nicht gefehlt habe. Auf seine Abhandlung läßt er die von Götz hinterlassene eigene Lebensbeschreibung folgen, welche dies freilich sattsam erweist, da dessen eigene Fehden mehr als zwanzig Jahre nach

der Festsetzung des Landfriedens fallen. Sie führt hier den Titel: „Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayſers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers".*) Diese hatte Veronus Franck von Steigerwald besorgt, der in seiner Vorrede, die fast drei Jahre früher als die „Zueignung" von Pistorius fällt (sie ist vom 4. Mai 1728), berichtet, er habe dazu drei Abschriften benutzt, von den Anmerkungen seien die auf Sitten und Gewohnheiten der Zeit bezüglichen von Pistorius. Der Herausgeber gesteht, daß Herr Götz von Berlichingen geringe Dinge mit eingeschaltet, welche wohl hätten wegbleiben können; auch habe er „bißweilen seine Fehden zu weit extendiret und in solche Handlungen sich eingelassen, welche mehr auf das Faust- und Kolben-Recht, als auf eine im Reich ante annum 1495 erlaubte Fehd hinausgelauffen": aber der günstige Leser werde es dem längst verstorbenen Ritter, wo er etwa gefehlt, zu gut halten. So philisterhaft urtheilte der erste Herausgeber: er konnte nicht ahnen, wie ein edler Dichtergeist vierzig Jahre später von dieser mächtigen Rittergestalt begeistert werden würde, für deren Untergang unter der Uebermacht der Wort und Recht brechenden feigen Gegner er selbst keinen Laut entrüsteten Mitgefühls hatte.

Durch die Lebensbeschreibung des edlen Ritters, die von tiefem Gefühl für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigem Selbstvertrauen und gläubiger Unterwerfung unter Gottes Willen durchdrungen ist, fühlte unser Dichter sich so wunderbar er-

*) Wir werden bei der Anführung der Stellen dieser von Goethe benutzten Ausgabe folgen, nicht der nach der alten Handschrift 1858 berichtigten von Schönhuth.

griffen, daß er in dem gepriesenen Landfrieden nur die Ausgeburt einer schwachen, entarteten Zeit sah, welcher die Ritterlichkeit der Gesinnung ausgegangen war, die deshalb, zur Unterdrückung des auf seinem Recht bestehenden freien Rittersmannes verbündet, vor Trug und allen Mitteln übermüthiger Gewaltherrschaft nicht zurückschreckte. Götz selbst erschien ihm als wahrster Träger edler Ritterlichkeit, die der arglistigen, gegen ihn verschworenen Schwäche unterliegen mußte. Die von dem „getreuherzigen" Götz kurz vor seinem 1562 erfolgten Tode abgefaßte, freilich stilistisch mangelhafte Lebensbeschreibung muß auf jeden Unbefangenen den Eindruck reiner Wahrhaftigkeit machen. Finden sich auch an einzelnen Stellen kleine Irrthümer, so hat doch die neuere Forschung die Wahrheit der Hauptthatsachen nicht zu erschüttern vermocht, und noch immer steht Götz als der edle Rittersmann da, dem treuloser Verrath und Arglist die schwersten Leiden, ja den Verlust seiner ritterlichen Freiheit zugezogen. Die Darstellung Wilhelm Zimmermanns in seiner Geschichte des großen Bauernkrieges beruht auf einseitiger Verkennung. Götz hat niemals daran gedacht, den Bauernaufstand zu seinem Zwecke auszubeuten, wider seinen Willen ist er gedrängt worden, die Hauptmannschaft zu übernehmen, und sein den Bauern gegebenes Wort hat er, trotz ihres unerträglichen Treibens und ihres vertragswidrigen Betragens, das er ihnen aufs schärfste verwies, trotz seiner unwürdigen Stellung, treu gehalten.*) Wenn aber der jugendliche

*) Vgl. H. Zöpfl „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im Bauernkriege vom Jahre 1525, nach bisher ungedruckten Prozeßakten", meine Ausführung im „Morgenblatt" 1857 Nro. 34, Friedr. Wolfgang Götz, Graf von Berlichingen-Roßbach „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen. Nach Ur-

Dichter, der im Sommer 1770 zu Straßburg sich mit der Rechtsgeschichte der Deutschen seit dem Mittelalter beschäftigt hatte, sich zur Bewunderung jener großen Zeiten ritterlicher, durch überkommene Satzungen geregelter Selbsthülfe hingerissen fühlte, so traf er hierin ganz mit dem freisinnigen, streng rechtlichen deutschen Geschichtsforscher Justus Möser zusammen. Seinen hierauf bezüglichen, schon 1770 erschienenen Aufsatz *Von dem Faustrecht* lernte Goethe erst vier Jahre später kennen. Möser bezeichnete das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als „ein Kunstwerk des höchsten Stils". Unsere Vorfahren hätten nicht gewagt, das angeborene Recht der Stärke zu unterdrücken, es nur durch Gesetze gelenkt; das Faustrecht sei das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter gewesen. Möser pries die Zeiten glücklich, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt gewesen; er gab ihnen an deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit vor den spätern den entschiedensten Vorzug; mit dem allgemeinen Landfrieden habe das deutsche Volk nicht zu der von der Natur ihm bestimmten Größe gelangen können. Daß sich Goethe gerade für diese echtdeutsche *Freiheit* gegenüber den Rechtsgelehrten und den landläufigen Geschichtschreibern begeistert fühlte und er dieselbe im Götz als dem letzten Ritter auf das herrlichste feierte, war keine zufällige Laune: es beruhte auf seinem tiefen Drange nach Recht, Treue und Ritterlichkeit; für diese deutschen Tugenden, die Deutschland so groß gemacht, schlug sein Herz mit der ganzen jugendlichen Wärme.

---

kunden" (1861), Ueberhorst in Westermanns „illustrirten Monatsheften" 1877 I, 312—319, Wegele „Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten" (Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte III, 129—166.)

Ueber die Art, wie Goethe auf dieses seltsame Buch gekommen, haben wir zwei einundzwanzig Jahre auseinander liegende, sehr abweichende Berichte von Goethes Mutter. Im Aerger über die wegwerfende Aeußerung des großen, auch von ihr verehrten Preußenkönigs gegen den mit allgemeiner Begeisterung aufgenommenen „Götz“ ihres Sohnes schrieb sie den 4. Februar 1781 an den ihr befreundeten Schauspieler Großmann: „Von dem schönen Gelese des königlichen Verfassers (De la littérature allemande) habe ich mir viel erzählen lassen. Aber sonderbar ists doch, daß sogar unsere Philister sagen: Ihro Königlichkeiten hätten sich damit doch etwas prostituirt. Meinem Sohne ist es nicht im Traum eingefallen, seinen „Götz“ vor die Bühne zu schreiben. Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche, ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es [sein Leben] anschaulicher wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt [in seinem Drama], webte einige Episoden hinein, und ließ es ausgehn in alle Welt.“ Friedrich der Große hatte gesagt: „So erscheint ein Götz von Berlichingen auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke [von Shakespeare].“ Im Jahre 1802 erzählte sie dem jungen Engländer Henry Crabb Robinson manches von dem dichterischen Schaffen ihres Sohnes in seiner frankfurter Zeit. So bemerkte sie ihm, nur im ersten Buche von Werthers Leiden sei Werther ein Bild ihres Sohnes, im zweiten schwebe der junge Jerusalem vor, der sich selbst entleibt habe, weil er öffentlich beleidigt worden sei. Vom „Götz“ berichtete sie: „Mein Sohn kam eines Tages in großer Aufregung nach Hause und sagte: ‚Ich habe das und das Buch in der öffentlichen Bibliothek gefunden, und will ein Stück daraus

machen. Was für Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen! Das ist prächtig, die eiserne Hand'."

Man hat behauptet, beide Aussagen widersprächen sich nicht, sondern ergänzten sich. Aber das erstemal hören wir, er habe die Lebensbeschreibung sich aus Nürnberg kommen lassen, nachdem er in einem juristischen Buche Spuren von Götz gefunden. Deutlich werden hier das juristische Buch und die Lebensbeschreibung von einander unterschieden; wäre in dem juristischen Buche das Leben enthalten gewesen, was doch Goethe nicht entgehn konnte, so brauchte er es nicht erst sich von Nürnberg kommen zu lassen. Neuerdings hat der Nordamerikaner John Scholten Nollen in der dankenswerthen leipziger Inaugural-Dissertation (1893) „Goethes Götz auf der Bühne" S. 11 f., das juristische Buch in Pütters „Handbuch der Teutschen Reichshistorie" gefunden, das er nach Ausweis seiner „Ephemerides" in Straßburg benutzt, und in Frankfurt wieder zur Hand genommen habe. Dort finden sich freilich in einer Anmerkung zum „Faustrecht" außer dem später von Goethe benutzten Hauptwerke von Joh. Phil. Datt: Volumen rerum Germanicarum sive de pace publica libri V (1698), auch „Pistorius historische Nachrichten von Fehden und Befehdungen bei der Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen" angeführt, aber dieses ist doch weit verschieden von „etlichen Spuren" des Götz. Jedenfalls ist jene Bezeichnung sehr ungenau, und wir glauben am wahrscheinlichsten die Ungenauigkeit so erklären zu müssen, daß Goethe die Lebensbeschreibung selbst in jenem juristischen (staatsrechtlichen) Buche fand, die Mutter sich der Sache nur halb erinnerte und sie frei dazu aufstutzte, daß ihr Sohn sich die Lebensbeschreibung von Nürnberg

verschrieben habe. Ich finde keine einfachere Erklärung der auch sonst recht ungenauen Erzählung, die der Begeisterung des Dichters für den deutschen Ehrenmann gar nicht gedenkt. Jedenfalls ist das Bestellen des Buchs von Nürnberg nicht zu vereinen mit der aufgeregten Freude über ein auf der Stadtbibliothek ihm aufgestoßenes Werk. Wir wissen, daß Goethe zu Straßburg die öffentliche Bibliothek benutzte und ihn besonders die deutsche Rechtsgeschichte anzog. Daß er in Frankfurt die öffentliche Bibliothek besuchte*) und hier die betreffende Literatur sich ansah, lag sehr nahe; bei dieser Gelegenheit wird er auf Pistorius gestoßen und dort die eigene Lebensbeschreibung des Götz gefunden haben. Daß ich den spätern Bericht dem frühern vorziehe, scheint freilich Nollen ein Räthsel. (S. 9 f.) Nun ist es gewiß richtig, daß wenn unter sonst gleichen Umständen der frühere Bericht als frischere Erinnerung gelten muß und deshalb glaubhafter ist. Aber die nähern Umstände sind bei einer solchen Frage doch vor allem in Betracht zu ziehen. In dem Briefe an Großmann wollte die Mutter nur den Beweis liefern, daß Goethe den „Götz" nicht für die Bühne gedichtet, was sich übrigens schon aus diesem selbst ergab. Dazu genügte ihr, daß er bei seinem juristischen Studium auf die Lebensgeschichte gerathen sei, und sie führte das, was sie von seiner Quelle wußte, frei aus. Ganz anders war es, als sie dem jungen Engländer ihre Erinnerungen über die Entstehung seiner Jugendwerke mittheilte. Da war ihr denn die Hauptsache die Freude, mit welcher

*) Im Barfüßerkloster. Sie war Mittwochs und Sonnabends geöffnet. Den Bibliothekar Lichtenstein veranlaßte Goethe einmal drei Jahre später an einem andern Wochentag die Bibliothek dem schwedischen Reisenden Björnsthal zu öffnen.

der Sohn ihr seinen plötzlich in ihm erwachten Entschluß, die ihm zu guter Stunde zugekommene Lebensbeschreibung zu dramatisiren, in der ersten Aufregung ausgesprochen. An eine Erdichtung ist hier am allerwenigsten zu denken, das Bild seiner begeisterten Stimmung und ihre Freude darüber traten ihr lebhaft vor die Seele, die sich frischer in die damalige Zeit versetzte als bei dem Aerger über „Ihro Königlichkeiten".

Schröer hat S. 28 beweisen wollen, daß Goethe spätestens in Straßburg die Lebensbeschreibung kennen gelernt habe. Aus Goethes „Ephemerides" schließt er, daß er damals schon die „historischen Nachrichten" von Pistorius und somit auch die Lebensbeschreibung gekannt habe; denn der Eintrag „Unterschied von Fehde und Faustr[recht]" gehe offenbar auf Pistorius. Aber hätte er diesen wirklich benutzt, so würde er das Buch namentlich angeführt haben, wie er es dort bei Pütter und Wittekind that, und der Unterschied zwischen Fehde und Faustrecht fand sich ja bei Pütter und vielen andern. „Unterschied von Fehde und Faustrecht" ist eine so allgemeine Angabe, wie vorher „Ursprung der Städte in Deutschland". Ein Zusammenhang zwischen jener Angabe und der darauffolgenden Stelle aus einem Schreiben eines Grafen von Croneberg, den Nollen (S. 10, 3) leugnet, ergibt sich leicht. Von Befehdungen handeln ja auch schon die vorhergehenden Eintragungen der „Ephemerides".

Die Lebensbeschreibung des „Götz" traf mächtig seine Seele, weil er zur Zeit ganz von Shakespeares dramatischem Genius hingerissen war. Anderthalb Monate nach seiner Rückkehr von Straßburg feierte er Shakespeares Geburtstag mit einem Vortrage*), worin es heißt: „Die erste Seite, die ich in Shakespeare

*) Vgl. meine Schrift „Zur Goetheforschung" S. 393—408.

las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehn, und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius! ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich kümmern, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen. . . . Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt."

Ein paar Wochen später, wahrscheinlich anfangs November, frühestens Sonnabend den 2., den 6. oder 9., stieß Goethe auf die Lebensbeschreibung des „Götz". Am 28. November schrieb er an seinen vertrauten Straßburger Mentor, Aktuarius Salzmann,

in Beantwortung seines letzten Briefes vom 5. Oktober: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lang, und es koste, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe; denn es ist traurig an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn ein bißchen, weil ich ihn bringe." Man fühlt, die Lebensbeschreibung des Götz hatte eben einen mächtig zündenden Funken in seine Seele geworfen, einen Funken, den nur das erste Lesen des Buches aus ihm herausschlagen, unmöglich längere Zeit oder wiederholte Lesung

in ihm anfachen konnte. Wäre Goethe schon, ehe er nach Straßburg kam, von der Lebensbeschreibung begeistert gewesen, und hätte den Entschluß gefaßt, sie zu dramatisiren, noch in Straßburg sich damit getragen, ohne aber zur Ausführung zu kommen, so hätte dies Salzmann unmöglich ein Geheimniß bleiben können, da dieser sein Vertrauter in allen Lebensverhältnissen, in seinem ganzen Sinnen und Trachten war. Und jeder, der zu lesen und zu verstehn fähig ist, muß erkennen, daß der junge Dichter, der dies schreiben konnte, erst ganz kürzlich durch die Lesung der Lebensbeschreibung für den alten Götz patriotisch begeistert und zu dem Entschlusse getrieben worden, sein Andenken dramatisch zu verewigen.*) Es heißt der offen vorliegenden Wahrheit derb ins Gesicht schlagen und sich zu sophistischen Verdrehungen erniedrigen, wenn Schröer es für wahrscheinlich hält, Goethe habe schon vorher das Buch in Frankfurt gelesen und dort die „Conception" gefaßt, den Plan immer im Auge behalten, aber erst nach der Rückkehr sei er durch den Entschluß, diesen epischen Stoff in einer dramatischen Gestalt mit shakespeareſcher Freiheit zu bearbeiten, begeistert worden. Das ist dem Briefe an Salzmann gegenüber eine Fälschung. Von der dichterischen Form sagt der Brief kein Wort, wir hören sogar, über seinen Plan, das Andenken eines der edelsten Deutschen zu retten, sei auch Shakespeare vergessen. Wenn Schröer darauf Gewicht legt, daß Goethe sich das Buch aus Nürnberg habe kommen lassen, so übersieht er die andere wahrscheinlichere Fassung

*) Das hat auch Nollen erkannt, der bemerkt, daß „darauf schon mehrfach hingewiesen worden"; ich habe es mit allem Nachdruck betont, und es ist mir unbekannt, daß andere diese offenbare Thatsache nach Gebühr anerkannt hätten, vielmehr hat man sich dagegen ängstlich gesperrt.

dieser Erzählung (vgl. S. 5). Daß Salzmann etwas von Götz habe wissen müssen, wenn Goethe daran in Straßburg irgend gedacht hätte, schüttelt er leichtfertig ab. Wenn er es für unmöglich hält, daß Goethe, hätte er früher von Götz nichts gewußt, den ersten Entwurf in so kurzer Zeit habe vollenden können, ist ebenso ins Blaue gesprochen, wie seine Behauptung eine dreiste Unwahrheit: niemand zweifle, daß Goethe schon in Straßburg an Faust gedacht. Meine Zweifel an dieser Annahme habe ich ausführlich begründet; das war Schröer bekannt, und dennoch wagte er zu schreiben, niemand zweifle daran. Wie Lessing Gottsched, so muß ich mich Schröer als diesen niemand vorstellen, den sein Donnerwort keineswegs vernichtet hat. Der Aberglaube an die Zuverlässigkeit von Goethes Zeitbestimmungen in „Wahrheit und Dichtung" kann vor dem Sonnenlichte der Wahrheit nicht bestehn; wenn auch zehn solcher Heuschrecken oder, wie die Römer sagten, Wasserspinnen (tipulae) sich auf die Wagschale stürzten, sie würden sie nicht zum Sinken bringen; gegen das schwere Gewicht des Briefes an Salzmann würden sie lächerlich sich stemmen.

Ich habe die Unzuverlässigkeit von Goethes Zeitbestimmungen in Wahrheit und Dichtung schon im „Goethe-Jahrbuch, I. (1880) bewiesen, später, nach der Veröffentlichung von Goethes Entwürfen, in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" VI, 382—424 sie weiter begründet und jetzt in meiner Ausgabe von Schritt zu Schritt erörtert, so daß man wohl daran vorüberzugehn und sie etwa in Scherers Weise vornehm abzulehnen, aber nicht sie zu widerlegen vermögen wird. Schon vor vierzig Jahren habe ich gezeigt, woran jetzt kaum ein Kundiger zweifeln wird, daß der Plan zu „Werthers Leiden", über

deren Entstehungszeit der Dichter am wenigsten, sollte man meinen, im Dunkel sein konnte, nicht unmittelbar nach Jerusalems Tod (im November 1772) urplötzlich entstanden, wie wir in Wahrheit und Dichtung lesen, sondern er frühestens im Frühjahr 1773 seine wetzlarer Liebe dramatisch zu bearbeiten beabsichtigte, der Plan zu dem Roman Ende Januar 1774 gefaßt und in den beiden nächsten Monaten ausgeführt wurde. Wie leicht es sich Goethe mit der Zeitbestimmung seiner Dichtungen machte, zeigt am anschaulichsten das sechste Buch. In dem Entwurfe desselben schrieb er sich dort ein komisches Heldengedicht zu, das nach der Ausführung in Wahrheit und Dichtung sein Freund Horn gemacht haben soll; es war ohne Zweifel weder von ihm, noch von Horn gedichtet, sondern im Jahre 1812 zu seinem damaligen Zwecke rein ersonnen. Das Schäferspiel die Laune des Verliebten will er in Leipzig gedichtet haben; jetzt wissen wir aus den Briefen an seine Schwester, daß es schon in Frankfurt unter dem Namen Amine vollendet war, wo einer seiner Freunde es zur Aufführung bringen wollte; zu Leipzig wurde es nur erweitert und sorgfältig umgearbeitet. Die Mitschuldigen, die nach Wahrheit und Dichtung in Leipzig entstanden sein sollen, gehören höchst wahrscheinlich erst dem Jahre 1769 an; ursprünglich fehlte der erste Aufzug, der noch in demselben Jahre hinzugefügt wurde. Daß Mahomet nicht erst im Herbst 1774 entstanden sei, wie die Lebensgeschichte berichtet, ergibt sich daraus, daß ein Gesang daraus schon 1773 dem Herausgeber des göttinger Musenalmanachs zuging, wo er noch in demselben Jahr erschien. Im Schema zu seinem Leben aus dem Ende des Jahres 1809 ist der Aufenthalt in Wetzlar noch ins Jahr 1771 statt 1772 gesetzt, und geschlossen

wird: „Lotte. Werther, Götz konzipirt“, so daß Goethe damals keinen Gedanken daran hatte, er sei mit dem Plane zum „Götz“ schon nach Straßburg gekommen. Daß der Schluß des Eintrags irrig hierher gekommen, ergibt sich deutlich daraus, daß das offenbar zu 1773 gehörige: „Werther. Götz von Berlichingen. Selbstverlag von Merck“, unter 1772 steht. Des Faust ist gar nicht gedacht; denn unter 1775 ist nicht die Dichtung, sondern der Magier selbst gemeint, der hier mit einem Geisterbeschwörer, „Graf Thun“, zusammengestellt wird. So wenig erinnerte sich Goethe im Jahre 1809, daß Götz und Faust ihn zu gleicher Zeit beschäftigt, wie es Wahrheit und Dichtung darstellt. Er wußte damals von Götz nichts anderes mehr, als daß der ihm noch in der Handschrift vorliegende Entwurf vom Jahre 1771 war, die Bearbeitung zum Druck und diese selbst ins Jahr 1773 falle. Wann ihm der Gedanke an Faust aufgegangen, erinnerte er sich nicht, nur wußte er, daß er den Anfang und die Gretchentragödie nach Weimar mitgebracht, auch wohl, daß er daraus 1775 Klopstock, Jacobi u. a. vorgelesen. Wenn die Lebensbeschreibung bei seinem Verhältnisse zu Herder (und zwar in einer später nachgetragenen Stelle) schon den Götz und Faust als Gegenstände anführt, die sich bei ihm eingewurzelt und nach und nach sich zu poetischen Gestalten ausbilden gewollt, so geschieht es im Gegensatze zu den Mitschuldigen, die er vielleicht Herder mitgetheilt habe, während er jene Plane ihm verheimlicht, so liegt darin auch nicht die allergeringste Gewähr, daß diese beiden zu seinen ältesten gehörenden Plane ihn wirklich damals beschäftigt; es war ihm bequem, ihrer schon hier zu gedenken, da er keine passendere Gelegenheit fand, sie einzuführen. Ließ er ja Leuchsenring im Herbst 1772 der Wahrheit zuwider

im Thal Ehrenbreitstein erscheinen, weil er des Pater Brey gedenken wollte, den er erst zwei Jahre später dichtete. Ebenso schemenhaft wie die erste sind die weitern Erwähnungen der sonderbaren Zwillinge Götz und Faust in Wahrheit und Dichtung. Zu Darmstadt habe man ihn gern, heißt es, seine gefertigten und angefangenen Arbeiten vorlesen gehört. „Faust war schon vorgerückt, Götz baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen.“ Das ist so schief als möglich. Der dramatische Entwurf des Götz lag schon mehrere Monate vollendet vor; er war Merk mitgetheilt worden und er las in Darmstadt, wie wir wissen, auch den Damen daraus vor, von Faust war selbst in Wetzlar noch kein Schatten einer Spur. Weiter heißt es in demselben Buche, gleichfalls noch vor dem wetzlarer Aufenthalt: „Die dunklern Jahrhunderte der deutschen Geschichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beschäftigt. Der Gedanke, den Götz von Berlichingen in seiner Zeitumgebung zu dramatisiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptschriftsteller fleißig: dem Werke De pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerksamkeit; ich hatte es emsig durchstudirt und mir jene seltsamen Einzelheiten möglichst veranschaulicht.“ Das Studium von Datt war ja längst vorhergegangen und schon vor Monaten zu seinem dramatischen Entwurfe benutzt.

Allen diesen in der Luft schwebenden, ganz unzweifelhaften Thatsachen widersprechenden höchst ungenauen Erwähnungen des Götz können wir auch nicht den geringsten geschichtlichen Werth zuschreiben.*) Wir müssen dem so unzweideutigen als

*) Wir bedürfen auch nicht der Annahme von Nollen, Goethe habe die dichterische Gebilden, die sich zu Straßburg in ihm aus dem Studium der Rechts-

durchaus zuverlässigen Bericht Goethes vom November 1771 folgen. Hier liegt offen vor, daß der junge Dichter nach der Rückkehr von Frankfurt durch die „Lebensbeschreibung des Herrn Gözen von Berlichingen" wie von einer wunderbaren Erscheinung ergriffen wurde (wie der erste Blick eines großen Mannes oder die wunderbare Erscheinung eines Mädchens die Seele für immer hinreißt) und er sofort sich gelobt, den so treuherzigen wie tapfern Helden, den man schmählich zu Grunde gerichtet und verleumdet habe, dichterisch zu verewigen.

Außer der eigenen Lebensbeschreibung des Götz scheint Goethe das genannte Werk von Datt und das Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus ineditum e bibliotheca Senckenbergiana (1760) in Bezug auf die Vehmgerichte benutzt zu haben. Wie das Drängen seiner mit innigster Liebe an ihm hängenden Schwester Kornelia die Vollendung des Werkes beschleunigte, hat Goethe selbst berichtet; allein eines solchen Drängens bedurfte es nicht, wenn auch Korneliens Beifall ihn mächtig anregte. Und wer kann denken, daß die Mutter, der er zuerst fast freudetrunken seinen Entschluß mitgetheilt hatte, nicht auch die fortschreitende Dichtung des ganz in sein Schaffen versunkenen, wohl von aller Gesellschaft, wie er auch später zu thun pflegte, sich zurückziehenden Sohnes warm verfolgt habe! Es ist wohl mehr als bloße Redensart, wenn er im nächsten Juni gegen Gotter äußerte, er habe das Stück in „Tags-, Abends- und Nachtsherrlichkeit" geschrieben.*) Noch vor dem Ablauf des Jahres

verhältnisse der Ritterzeit entwickelten, mit dem Plane des „Götz" verwechselt. Nein, er hat hier wirklich die ihm nicht mehr gegenwärtige Geschichte der Entstehung des Stückes frei ausgeführt, nach der Weise, die er zur Ausfüllung der Lücken seines Gedächtnisses sich erlauben zu dürfen glaubte.

*) Goethes Bericht, daß er das Stück „in etwa sechs Wochen geheftet er-

war der Entwurf vollendet, Abschriften für Herder und Salzmann vom Bedienten Philipp Seidel in der Wohnstube gemacht. Mit freudigem Selbstbewußtsein ging die eine an Salzmann ab. Dieser nahm die Dichtung genau durch, legte eine Anzahl Bemerkungen bei und zollte dem Ganzen seinen vollsten Beifall. Goethe dankte am 3. Februar 1772 für Beifall und Mühe.

Mit größerer Scheu hatte er den Götz an Herder gesandt, den scharfen Beurtheiler und unbarmherzigen Verspotter aller Schwächen. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo", schrieb er diesem gegen Ende des Jahres, „das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelte an einen Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ichs that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über

---

blickt", ist noch unbestimmter als die „vier Wochen", in denen er den Werther geschrieben. Solche Zeitbestimmungen dürfen nicht als zuverlässig gelten, und glücklicherweise kommt es dabei auf eine Woche mehr oder weniger nicht an. Auch möchten wir nicht mit Nollen annehmen, daß Goethe sich wirklich von Nürnberg einen Abdruck von der Schrift des Pistorius habe kommen lassen, um sie freier zu benutzen. Mir scheint das Beziehen von Nürnberg eher eine Zudichtung von Goethes Mutter, wenn man auch allenfalls annehmen könnte (sollte dies der Mühe werth ein), Goethe habe das beim Gebrauch etwas vernutzte Buch durch ein neu begenes ersetzt.

diesem Stück dich lehren, wie Oeser [der Direktor der leipziger Zeichenakademie, sein Lehrer], es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehn muß, wenn es zum Leben eingehn soll." Herder hatte an dem echt deutschen Götz große Freude; seiner Braut nannte er ihn gelegentlich im März „eine wahrhaft schöne Produktion". Aber auf unverantwortliche Weise ließ er den Dichter ohne Antwort, der unterdessen die Bekanntschaft von Herders Braut gemacht hatte. Im Juli berichtete er seiner Braut, nächstens werde er den Götz an Goethe zurückschicken, der ihn dann wohl Merck mittheilen werde. „Dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." In Herders noch immer verkommenem Briefe wird er das Ueberspannen shakespeareſcher Freiheit und den zeitweiligen Mangel an lebendigem Gefühl in seiner scharfen Weise seinem „Akoluthen" vorgerückt haben, wodurch dieser um so weniger sich verletzt fühlte, als er Herders Wesen kannte und der rasch sich Entwickelnde besonders durch das Studium von Anakreon, Theokrit und vor allem Pindar sich höher und reiner herangebildet hatte. Der Brief über Götz, erwiderte er, sei ihm ein Trostschreiben gewesen; er selbst habe das Stück schon tiefer heruntergesetzt. Den Vorwurf, daß Shakespeare ihn ganz verdorben, habe er gleich in seiner ganzen Stärke gefühlt. „Genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. . . . Es ist alles nur gedacht. Das

ärgert mich genug.“ Wie hoch Herder Goethes Entwurf hielt, ſprach er in dem 1772 gedruckten Aufſatz über Shakeſpeare aus, an deſſen Schluß es mit Bezug auf dieſen Entwurf heißt: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebe, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei dieſem Leſen erkenneſt und fühlſt, und den ich vor ſeinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den ſüßen und deiner würdigen Traum haben kannſt, ſein Denkmal aus unſern Ritterzeiten, in unſerer Sprache unſerm ſo weit abgearteten Vaterlande herzuſtellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles deutſches Wirken; laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange! . . . Dein Werk wird bleiben und ein treuer Nachkomme dein Grab ſuchen und mit andächtiger Hand dir ſchreiben, was das Leben faſt aller Würdigen der Welt geweſen: Voluit, quiescit.

Auch an ſeinen ſtraßburger Genoſſen Lerſé, der erſt darauf nach Verſailles ging, ſoll Goethe, nach dem freilich nicht ganz zuverläſſigen Berichte Böttigers, den Entwurf des Götz geſandt, dieſer beſonders einige gar zu freie Stellen getadelt haben, die ſpäter wirklich weggefallen ſeien. Auch von Merck, dem einſichtigen und treu meinenden Beurtheiler, wird Goethe manche Bemerkung gehört und ſich mit ihm über einige nöthige Veränderungen beſprochen haben. Eben auf Mercks Treiben, der ſich zum Druck des Stückes bereit erklärte, entſchloß er ſich im Anfange des Jahres 1773, an die Umarbeitung zu gehn. Am 6. Februar beſuchte ihn Merck. Nach deſſen Entfernung ſchreibt er den 11. an Freund Keſtner: „Ich bereite jetzo ein ſtattlich Stück Arbeit zum Druck; wenns fertig iſt, komm' ich, es euch vorzuleſen.“ Daß er auch dieſe zweite Bearbeitung nur als eine

weitere Vorübung betrachtet, die er einer dritten, mit größerm Fleiß und Ueberlegung anzustellenden Behandlung habe zu Grunde legen wollen, können wir Goethes späterm Bericht in Wahrheit und Dichtung nicht glauben. Mit angestrengtestem Fleiße, schonungsloser Tilgung des Ungehörigen und Benutzung mancher neuen Züge aus der Lebensbeschreibung von Götz brachte er diese in wenigen Wochen zu Stande, und er durfte glauben, seinem Stücke die ihm mögliche Vollendung verliehen zu haben. Es wurde in Mercks Druckerei zu Arheilgen bei Darmstadt gedruckt; Goethe selbst lieferte nur das Papier znm Druck. Den Verlag hatte Merck übernommen, wie Goethe am 21. Juli 1773 an Kestner schreibt, den er bittet, für den Absatz Sorge zu tragen; Boie in Göttingen habe Exemplare. Da Merck nach Berlin und Petersburg im Gefolge der Landgräfin von Hessen-Darmstadt verreiste, mußte der Dichter allein für die Versendung an die Buchhändler sorgen, wozu er sich wenig geschickt fühlte.

Die Bemerkungen, welche Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung über das Verhältniß der zweiten Bearbeitung zum Entwurf macht, bedürfen wesentlicher Berichtigung. Daß die Geschichte von Adelheiden, Weislingen und Franz in den letzten Akten fast die ganze Breite der Handlung einnimmt, Götz zurücktritt, kam nicht daher, daß Goethe sich selbst in Adelheiden verliebte, vielmehr lag es in der ursprünglichen Anlage des Ganzen. In der Bearbeitung suchte Goethe hier möglichst zu kürzen, doch mußte er für die weggelassenen Szenen neue einlegen. Die glücklichste und folgenreichste Aenderung von allen war, daß er Adelheidens anstößiges Verhältniß zu dem edlen Sickingen ganz fallen ließ und statt dessen eine Beziehung zu dem als Nachfolger Maximilians I. in Aussicht gestellten Karl V., freilich mit

großer dichterischer Freiheit, erfand. An dramatischem Leben und gleichmäßigem Fortschritt, an treffender Charakteristik und feinen Zügen, an schöner Maßhaltung in Darstellung und Ausdruck, an sorgfältiger Durcharbeitung hat die zweite Bearbeitung gegen den Entwurf bedeutend gewonnen, zum erfreulichsten Beweise, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Dichter dem ihm vorschwebenden Bilde eines den Anforderungen reiner Natur und maßvoller Schönheit auf gleiche Weise entsprechenden Dichtwerkes in seltener Selbstüberwindung nachstrebte, wie er schon hier aus dem ungeschlachten Sturm und Drange und aus witzelnder Genialität sich herausrettete, da er es über sich gewann, die wirksamsten Szenen zu tilgen, wenn sie mit der einheitlichen Darstellung des Ganzen sich nicht vertrugen, er alle falschen Auswüchse mit unerbittlicher Strenge verwarf, welche jene Sturmdichter gerade für ihre echtesten Geistesblüten hielten. Die wesentlichste Umgestaltung mußte der fünfte Akt erleiden. Gleich am Anfang sind die Szenen Adelheidens unter den Zigeunern gestrichen, wo diese unter seltsamen Verhältnissen die Bekanntschaft Sickingens machte, der Weislingens Bild ganz aus ihrer Seele verscheuchte; ja die Weissagung einer Zigeunerin reizt sie, Weislingen aus dem Wege zu schaffen, wozu das von derselben mitgetheilte Geheimniß eines furchtbaren Zaubermittels die Handhabe bietet. Mit Sickingens sträflichem Verhältnisse zu der schönen Frau mußten diese glücklich erfundenen Szenen nothwendig fallen. Der jetzt den fünften Akt beginnende Auftritt aus dem Bauernkriege ist die völlige Umgestaltung eines im Entwurf sich findenden, der mehr auf die erschütternde Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto von Helfenstein beschränkt war. Dann bringt eine ganz neue Ausführung die früher sehr vermißte Dar-

stellung, wie Götz durch die Bauern zur Annahme der Hauptmannschaft genöthigt wird, und den Beschluß der später in die Handlung bedeutend eingreifenden Einäscherung von Miltenberg. Gleichfalls neu ist die Szene in Berg und Thal, wo Weislingen selbst gegen die frühere Annahme mit der Verfolgung der Bauern beauftragt erscheint. Der erste Entwurf, wonach Adelheid auf Weislingens Befehl zu ihm nach Augsburg reist, hatte hier die jetzt mit einigen Veränderungen am Ende des vierten Aktes angebrachte Szene zwischen Franz und Adelheid. Die beiden folgenden Szenen haben bedeutende Aenderungen erlitten; ganz neu ist Weislingens Auftreten. Die Ausführung der in der zweiten Bearbeitung eingefügten Zigeunerszene, wo der verwundete Götz erscheint, ist sehr kurz, von der frühern bloß die Beschreibung des wilden Jägers mit wenigen Veränderungen aufgenommen. Die folgende Darstellung des Ueberfalls und die Andeutung der Gefangennehmung füllen eine empfindliche Lücke des Entwurfs aus. An die Stelle der Szene in Adelheidens Vorzimmer, wo diese Sickingen entläßt, später mit Weislingen unfreundlich zusammentrifft, ist eine neue zwischen Franz und der schönen Frau getreten, welche diesen zur Vergiftung seines Herrn verführt. Von den beiden darauf folgenden ist die erste (zwischen Götz und Elisabeth) weiter unten als vorletzte angebracht. Mit Recht sind die drei im Entwurf folgenden Szenen gestrichen, von denen die erste und letzte zwischen Adelheiden und Franz, die eine auf Weislingens, die andere auf Adelheidens Schloß spielt, die mittlere Elisabeths dringliche Bitte an Marien enthält, Weislingen um Götzens Leben anzuflehn. Die nächste auf Weislingens Schloß bedurfte der wesentlichsten Umgestaltung, da nicht, wie im Entwurf, Weislingen und Franz durch dasselbe von

der Zigeunerin angegebene heimliche Zaubermittel vergehen, wonach Franzens grausenhafte Krankheit und Adelheidens schreckliches Verbrechen vom zurückgebliebenen Fräulein geschildert werden mußten: viel wirksamer gibt dieser, der das Gift seinem Herrn beigebracht, sich selbst den Tod, nachdem er seine fürchterliche Schuld verzweiflungsvoll gestanden. Eingeschoben wurde die kurze Szene „Hof einer Herberge", die folgende hierher versetzt. Die Unterredung im Wirthshause zwischen Marien und Lerse ist ausgefallen; auch hatte der Dichter Selbstüberwindung genug, die Ermordungsszene in Adelheidens Schlafgemach zu streichen, wie viel er sich auch früher gerade auf diese zu gute gethan haben mochte. Der Schlußszene ist ein kurzes Gespräch Mariens mit Elisabeth vorangeschickt, in welches die oben ausgefallene Unterredung zwischen Marien und Lerse mit passenden Veränderungen übergegangen ist. Von den sonstigen Veränderungen erwähnen wir nur noch die hauptsächlichsten. Ganz neu ist die Schlußszene des zweiten Akts, worin der Aufbruch gegen die nürnberger Kaufleute angedeutet und zugleich die Unmöglichkeit hervorgehoben wird, in jenen verworrenen Zeiten auf gerichtlichem Wege Recht zu erlangen. Ausgefallen sind mit Fug die Unterredung zwischen Elisabeth und Marien über den Entschluß des Götz, seinen Knaben ins Kloster zu thun, welcher die Entfernung Karls begründen sollte, und die ungemein schwache Schilderung des Reichstags am Anfang des dritten Aktes. Die Szene im Spessart am Ende des zweiten Aktes ist jetzt vor die ihr vorangehende gestellt, der Schluß des vierten Aktes, ganz verändert, mit der zweitvorhergehenden verbunden. Ohne auf die weitern bedeutenden Veränderungen einzugehn, bemerken wir nur, daß manches Schroffe und Uebertriebene gemildert, viele

feine Züge und leichte Uebergänge eingefügt, manche steife und leblose Szenen zu höchstem dramatischen Leben gediehen sind, wovon gleich die erste Szene ein glänzendes Beispiel liefert.*)

Auch Goethes Behauptung in Wahrheit und Dichtung, bei der zweiten Bearbeitung habe er dem Stücke immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich gewesen, auszulöschen gesucht, erweist sich bei näherer Betrachtung als unzutreffend, trotz der Vertheidigung von J. Drenckmann in der Programmabhandlung „Zu Goethes Götz von Berlichingen" (Königsberg i. d. N. 1872). Drenckmann behauptet, im ersten Entwurfe seien die Zustände der Zeit und namentlich die Sache der Fürsten weit ungünstiger dargestellt. In dieser wirkten der Unwille über den erbärmlichen Zustand des Reiches zu Goethes Zeit und die Abneigung gegen das zwang- und ränkevolle Leben der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts: bei der zweiten Bearbeitung habe der Dichter die fremden, aus Gedanken und Stimmungen seiner Zeit eingedrungenen Elemente entfernt, die Charakteristik der Zeit lediglich aus dem Stoff genommen, so daß aus dem Stücke der Geist des sechzehnten Jahrhunderts spreche; der Zustand des Reiches sei nicht mehr hoffnungslos, nur gährend, auch der Sieg des Gesetzes und der staatlichen Ordnung über Götz nicht mehr verletzend und planlos, wenngleich alle Theilnahme auf dem Gegner des

*) Vgl. die genauere Darlegung in meiner Schrift: „Goethes Götz und Egmont" (1854) S. 120—161 und gelegentlich bei der Behandlung des ersten Entwurfs von S 33 an. Minor und Sauer haben diese in ihren fleißigen „Studien zur Goethe-Philologie" (1880) S. 125—236 zu überbieten gesucht, sind aber weit entfernt von vollständiger Aufzählung aller Stilveränderungen geblieben, haben auch kaum wesentlich neue und zugleich richtige Ergebnisse geliefert.

neuen Staatslebens ruhe, auf dem allem Zwange feindlichen, die Unabhängigkeit liebenden, natürlichen und markig kräftigen Götz. So weit kann eine vorgefaßte Meinung einen verständigen Mann irre führen! Die volle Widerlegung enthalten die letzten Worte, mit denen Götz von den Seinigen scheidet, und die das Drama schließenden Ausrufe der Gattin, der Schwester und Lerſens. Sollte denn Götzens Verkündigung, daß jetzt die Zeiten des Truges kommen, die Niederträchtigen mit List regieren werden, sollte Mariens Klage: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!“ den Zuhörer mit einer ganz falschen Beurtheilung der Dinge entlassen, der Dichter gerade das Entgegengesetzte, die Darstellung einer zu neuen, gesetzlichern Zuständen sich hervorringenden Zeit, beabsichtigt und nur vergessen haben, den Schluß der vorgenommenen Aenderung gemäß umzugestalten! Und welche traurige Gestalt spielt der Kaiser, wie wir aus seinen eigenen Worten hören! Götz erscheint als „das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück“, als der Mann, der „redlich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet hat“, wogegen seine Gegner, besonders Weislingen und Adelheid, als die treulosesten, von schnöder Herrschsucht trunkenen Frevler erscheinen, die als solche einer furchtbaren Rache verfallen. Wie könnten solche schlechte Menschen ein neues Morgenroth heraufführen, wie die neben ihnen auftretenden Fürsten! Ist nicht die Szene bei der Belagerung, in welcher Götz so ergreifend die traurige Noth des Reiches schildert, der geistige Höhepunkt der Dichtung! Und wie könnte das, was Götz hier spricht, nach des Dichters Meinung unwahr sein? Selbst der Umstand, daß in der neuen Bearbeitung mehrere Szenen stehn geblieben sind, die nicht zum sechzehnten

Jahrhundert passen, macht Drenckmann nicht irre; er glaubt, einen solchen Mangel an Folgerichtigkeit der Bearbeitung Goethe unbedenklich zuschreiben zu dürfen, statt daß er sich hätte erinnern sollen, wie der Dichter damals ganz Shakespeare folgte, der weit entfernt war, das Kostüm der Zeit streng beizubehalten. Die in der zweiten Bearbeitung gemachten Veränderungen, welche Drenckmann zum Beweise seiner Ansicht beibringt, sind, wenn man genau zusieht, aus ganz andern Rücksichten hervorgegangen. Der Dichter wollte die wilden Auswüchse wegschneiden und ein künstlerisch abgerundeteres Drama gewinnen, nicht Götz als eine Art Don Quixote gegen die Herstellung eines neuen, auf Ehre und Gesetz fest gegründeten Zustandes ankämpfen lassen. Auch hier ist er wirklich der letzte Ritter, der dem Truge und der Hinterlist zum Opfer fällt, und wenn der Dichter auch das Motto der ersten Bearbeitung aus Hallers morgenländischer Geschichte „Usong“: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig“, später wegließ, so beweist dies nichts weniger, als daß seine Auffassung jetzt eine andere geworden. Eine dramatisirte Geschichte mag wohl ein den dargestellten Zustand bezeichnendes Motto tragen, das aber nicht einem Drama geziemt, wenn es nicht, wie bei Lessings Nathan, eine ganz besondere Beziehung hat. Auch die Uebereinstimmung von Goethes Ansicht jener Zeit mit der von Möser hat Drenckmann unbeachtet gelassen. Wenn Lichtenberger meint, Goethe habe sich nicht zum Vertheidiger der Vergangenheit gemacht, so sprechen laut gegen ihn das Motto Hallers und die Aeußerung im Briefe an Salzmann. Freilich wirkt Götz nicht polemisch, aber auf welcher Seite des Dichters Herz ist, tritt deutlich hervor, und gerade darin liegt ein unver-

gänglicher Reiz der ganzen Dichtung. Der Stern der deutschen Freiheit, deren letzter Ritter Götz ist, geht unter; nicht weniger lebendig wie Götzens edler Charakter prägt sich die elende Zeit des Verfalles deutscher Ritterlichkeit aus.

In anderer Weise haben Minor und Sauer Goethes Behauptung zu halten gesucht, daß er in der Bearbeitung dem Stücke mehr historischen und nationalen Gehalt gegeben. Dies soll (S. 186) dadurch geschehn sein, „daß er sich bestrebte, den Ton des sechzehnten Jahrhunderts bis ins einzelnste zu treffen, dadurch, daß er alle mehr modernen Züge ausmerzte, dadurch, daß er Götz gegen das Ende des Stückes mehr in den Vordergrund schob und ihn mehr mit andern Ständen in Berührung brachte (?), dadurch, daß er Sickingens Gestalt von dem Schatten einer entehrenden Liebe befreite und Weislingen doch einen Rest ritterlichen Muthes ließ, dadurch endlich, daß er manches neu aus der Lebensbeschreibung aufnahm und das Leidenschaftliche und Fabelhafte seines Entwurfes tilgte(?)". Mit diesen vier „dadurchs", die nicht einmal alle wahr sind, konnte er dem Drama unmöglich „mehr historischen und nationalen Gehalt geben", und wirklich hat nicht dieser Beweggrund ihn zur Aenderung bestimmt, sondern die Absicht reinerer künstlerischer Wirkung und höherer dramatischer Vollendung. Goethes Behauptung gehört zu den manchen spätern über seine eigenen Werke, welche mit dem thatsächlichen Bestande in Widerspruch stehen und auf ungenügender Berücksichtigung desselben beruhen.

Götz erschien im Juni 1773. Gegen den 15. sandte Goethe ihn an Lottens Gatten mit den Worten: „Da hast du, lieber Kestner, ein Stück Arbeit. Das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammelt in Gott und euch und die Thüren zuschließt."

Einen Monat später berichtete er launig, er habe schon „vielerlei Beifallkränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar", die er wechselweise aufprobirt und sich vorm Spiegel ausgelacht habe. Nach der Hälfte August äußert er gegen denselben Freund, er verlasse sich auf die gute Natur seines lieben Götz, der fortkommen und dauern werde. „Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen, und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune." Einem französischen Offizier Demars in Neubreisach, der im vorigen Winter Frankfurt besucht hatte, sandte er ihn mit der Bemerkung, er müsse unter Soldaten sein Glück machen; ob unter Franzosen, wisse er nicht. Jetzt, wo das Stück gedruckt sei, äußerte er bei der Uebersendung gegen Gotter, den er in Wetzlar kennen gelernt hatte, finde er nicht mehr halb die Freude daran, als da er es geschrieben „in guter Zeit, Tags-, Abends- und Nachtsherrlichkeit", doch möge der Freund es damit auf seinem Liebhabertheater versuchen. So sehr lag ihm die weiteste Wirkung seines Dramas am Herzen. Man hat die Aufforderung an Gotter für bloßen Scherz gehalten, was sie doch kaum gewesen sein dürfte; natürlich war an eine Bearbeitung gedacht, worauf Gotter sich so gut verstand. Auch behandelte dieser sie nicht als Laune, sondern führte die Gründe an, welche die Erfüllung seines Wunsches hinderten.*) Ganz Deutschland jubelte der Dichtung entgegen, und mochten auch viele sich am meisten durch das kecke Durchbrechen jeder dramatischen Schranke angezogen fühlen, alle bewegten der hier so herrlich ausgeprägte deutsche Sinn und der

*) Den undatirten Brief hatte man zuerst zu früh gesetzt, indem man ihn auf den Entwurf bezog.

Schwung einer mächtigen, zum Herzen redenden Dichternatur. Es war das erste deutsche Schauspiel, das Klopstock seit langer Zeit auslas. Schon im folgenden Jahre machte sich, trotz eines Nachdruckes, eine zweite zu Frankfurt gedruckte Ausgabe nöthig, in welcher die frühern Druckfehler nur zum Theil verbessert wurden, aber neue hinzukamen; sonst zeigt diese mit einer steifleinenen Vorrede vom Verleger Deinet versehene Ausgabe, von welcher zwei verschiedene Abdrücke gemacht wurden, nur wenige unbedeutende Abweichungen.*) Von einem der Rede werthen Honorar verlautet nichts. Derjenige, der in Deutschland Shakespeares Bedeutung im Gegensatz zu den beschränkten drei Einheiten des französischen Dramas am glänzendsten gezeigt, der größte Dramaturg Deutschlands, Lessing, las den „Götz", von dem ihm sein Bruder mit so großer Begeisterung geschrieben, da er des ganzen Theaters überdrüssig war, erst am 1. Februar 1774, was er diesem am folgenden Tage schreibt, aber ohne sich näher darüber zu äußern, nur bemerkt er, daß er ihn noch nicht ganz gelesen. Goethes Genie erkannte er an, aber er fürchtete, dessen Nachahmer würden die Bühne zu einem Tummelplatz roher Wildheit machen, die Kunstform völlig zerstören. Am folgenden 6. März schrieb Goethe an einen Bekannten, der mit Lessing vertraut war: „Wenn ihr Lessingen seht, sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte, und ich pflegte mich an meinen Leuten nicht zu versehn."

Die Begeisterung ergriff die Dichter (Klopstock, Bürger, den göttinger Bund und Schubart) wie das Volk, drang auch in die höhern Stände. Obgleich man die Unaufführbarkeit des Stückes

*) Vgl. meine Schrift „Goethes Götz und Egmont" S. 390 f.

einzusehn glaubte, ruhte man nicht, bis es auf den Brettern erschien. Am 12. April 1774 betrat es nach langer Vorbereitung, freilich verkürzt [die Bauernhochzeit und die Reichsexekution und anderes war gestrichen], unter dem Direktor Koch die berliner Bühne, wozu eine „Einrichtung" des Stückes zu leichterm Verständniß für 1 Groschen verkauft wurde.*) Der Andrang war so groß, daß man es sechs Tage hintereinander geben mußte. Im Lauf des Jahres 1774 wurde es im ganzen vierzehnmal aufgeführt. Auf dem ersten Theaterzettel hieß es: das Stück sei nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Professor mit Fleiß verfertigt; man sage, es sei nach shakespeareschem Geschmack abgefaßt. „Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publikum gefällig zu machen, alle erforderlichen Kosten auf die nöthigen Dekorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren." Ein Zigeunerballet war eingelegt. Als Verfasser ward am 28. April Herr Dr. Göde in Frankfurt am Main" genannt; erst im November trat die richtige Namensform ein. Die Hauptrolle (Götz ward, wie auch Weislingen, Selbitz und Sickingen, als „Ritter im Harnisch" bezeichnet) gab Brückner, seine Gattin Frau Stark, Marien Frau Henisch, Karl die kleine Withöft, Weislingen Hencke, Adelheiden Frau Spengler, Georg Klotsch, den Kaiser und den Abt Spengler, den Bischof und den Bruder Martin Martini, Lerse

*) Vgl. Nollen S. 39—44. Ueber die berliner Aufführungen Goethe-Jahrbuch II, 89—93.

und Olearius Withöft, Liebetraut und Metzler Henisch, Sickingen und Link Klunge, den Unbekannten und Sievers Gödel, Selbitz und Kohl Müller, Franz Quequo. Diese berliner Aufführungen wurden ein Wendepunkt für die deutsche Schauspielkunst, da hier zum erstenmal charakteristische Kostüme und Dekorationen erschienen, von jetzt an freie Natürlichkeit und Wahrheit das gewohnte Pathos der Tragödie verdrängten, freilich um bald in wüsten Naturalismus auszuarten. In Hamburg wagte Schröder sich erst nach Clavigo an den Götz, der am 22. Oktober zuerst aufgeführt, dann bis Ende November mit großem Beifall viermal wiederholt, später seltener gegeben wurde, und die großen Kosten nicht eingebracht haben soll. Schröder hatte gleichfalls einen „Auszug und Inhalt der Auftritte" drucken lassen. Die Hauptabweichung von der berliner Aufführung bestand darin, daß Schröder auch I, 1. 4. und III, 1. wegließ. Die hamburger Aufführung war bedeutender als die berliner. Den Götz gab Reinecke, den Weislingen Brockmann, Elisabeth Frau Reinecke, Marien Dorothee Ackermann, Adelheiden Charlotte Ackermann. Schröder spielte den Bruder Martin, Lerse und den Aeltesten des heimlichen Gerichts. Weniger bedeutend waren im folgenden Jahre die Aufführungen zu Breslau und Leipzig.*) Leider kam dadurch auch die Unzahl der Personen auf und die Vertretung verschiedener Rollen desselben Stückes durch einen Schauspieler. Das Glück, welches Götz allgemein machte, rief seit 1775 eine wilde Jagd unberufener Nachahmer hervor**), die meist in ungeschickter,

) Erst zwanzig Jahre später sah Zelter das Stück. Vgl. S. 35. Damals wirkte Götz in Berlin „bis in die Wohnungen", da in den vornehmsten Häusern Spinnräder angeschafft wurden, weil Marie spann. Marie muß im letzten Auftritt des ersten Aktes bei der Aufführung am Spinnrade gesessen haben.

**) Selbst eine französische Nachahmung La guerre d'Alsace von Louis

greller Weise übertrieben und den echten deutschen Geist am wenigsten zu beschwören wußten. So waren denn die deutschen Bühnen bald von Ritterschlachten, Ritterpanzern, Rittersschwertern, klirrenden Rittersporen, klingenden Ritterhumpen, Ritterkerkern, Fehmgerichten, Mord, Todschlag und Vergiftung überflutet, und es wurde unter diesem falschen Pomp und Bombast jeder reine Sinn, jedes wahre Gefühl erdrückt. Den Reigen eröffnete Goethes wild begeisterten Freundes Klinger Otto, der den Georg zu einem Gebhard verzerrte. Ihm folgte zunächst „das befreite Rathenau“ von dem rathenauer Dichter Blum und ein von Friedrichs Ruhm triefendes Schauspiel Arno des mannheimer Theatersekretärs Babo, dessen späterer Otto von Wittelsbach sich am längsten auf der deutschen Bühne erhielt. Dieser ungeheuerlichen Ritterphantastereien, die wie Riesenunkraut aus dem Boden schossen, spottete Goethe selbst 1781 in dem Gedichte Das Neueste von Plundersweilern mit so genialer Verhöhnung, daß selbst der große Fritz in Berlin darüber hätte Freude haben müssen. Diese Helden „von Pappe und Papier“ schienen ihm so armselig, daß er bedauerte, die unschuldige Ursache solchen niedrigen Treibens geworden zu sein. Nichts konnte die Dichterkraft, die den Götz geschaffen, glänzender ins Licht setzen als diese gekünstelten Machwerke der Unkraft. Schon in einem Briefe an Lavater vom September

---

François Elisabeth Ramond, Baron von Carbonnières, einem begabten jüngern Bekannten von Salzmann und Lenz, der auch den Werther nachgeahmt hatte, fand 1780 Beifall. Später wirkte Götz besonders auf Walter Scott bedeutend ein, der 1799 das Stück übersetzte: schon eine andere Uebersetzung von Rose Lawrence war ihr in demselben Jahre zu Liverpool vorhergegangen; die von Scott erschien zu London.

1780 hatte er über seine Aus- und Nachschreiber geklagt, die seine „Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht".

Wie aber hatte sich Lessing gegen den Götz gestellt? Sein Bruder hatte ihm von dem großen Beifall, den das Stück auf der Bühne gehabt, von den schönen Kostüms, deren Zeichnungen Meil gemacht, und den mannigfaltigen höchst jämmerlichen Dekorationen geschrieben, auch berichtet, daß Ramler der neuen Ausgabe seines „Batteux" eine Abhandlung über dasselbe beifügen werde. Sein eigenes Urtheil hatte er nicht verschwiegen: Goethe habe vieles geleistet, aber die Einheit des Interesse am wenigsten beobachtet, wodurch Götz viel weniger bei der Aufführung interessire als die Stücke Shakespeares, vor dem er freilich den Vorzug habe, daß er ganz vollkommen die Züge der Geschichtszeit beobachte. Lessing erwiderte: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Die „dramaturgische Abhandlung" über den Götz von Christian Heinr. Schmid in Gießen erklärte er für ein „Wischiwaschi". Am 11. November antwortete er auf des Bruders Aeußerung über die theatralischen Vorurtheile, diese hätten längst aufgehört, ihn zu interessiren und gereichten ihm nicht selten zum äußersten Ekel. „Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht

[Clavigo und Werther waren bereits erschienen], anzubinden.“ Doch des Bruders ernstlicher Mahnung, als Kritiker gegen Goethe aufzutreten, folgte Lessing nicht. Auf unser Stück aber bezieht man die in seinen Papieren gefundene Bemerkung: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Dramen ausschreit?“ Lessing hat hier die aus Butlers Hudibras bekannte Redensart „einen Strick aus Sand drehen“ auf seine Weise verändert, wenn er nicht den Ausdruck anderwärts fand. Aber Goethes Götz war doch weit mehr als eine dialogische Geschichte; das konnte auch Lessing nicht entgehn.

Wieland hatte im Juliheste des Merkur 1774 eine Apologie des Götz gegen den Beurtheiler desselben im vorigen Septemberheft, den schon genannten Schmid, erscheinen lassen, obgleich er selbst durch die von Goethe gegen ihn gerichtete Farze verletzt war; dabei hatte er den Wunsch nach vielen solchen „schönen Ungeheuern“ geäußert, da der Fortschritt zu wahren Meisterwerken dann sehr leicht sein würde. „Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte!“ hatte er ausgerufen. Hier habe dieser offenbar ein Schauspiel zum Lesen geben und die Einheiten des Aristoteles verletzen wollen, um die Leser durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde desto mehr zu begeistern. Nur die ziemlich häufige Vermengung der zur Zeit des Götz herrschenden Sprache mit der verfeinerten Ausdrucksweise der Gegenwart verfiel seinem Tadel.

Gegen Ende des Jahres 1780 sprach Friedrich der Große

in seiner bekannten französischen Schrift über die deutsche Literatur sich auf das schärfste gegen den in seinem Berlin so jubelnd aufgenommenen Götz aus. Zum Beweise, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche, führte er das Theater an, wo man die abscheulichen Stücke von Shakespeare mit großem Beifall sehe, diese lächerlichen Possen, würdig der kanadischen Wilden. Man könne diesen Mangel an Geschmack und Kunst der rohern Zeit Shakespeares verzeihen; doch in Deutschland erscheine noch jetzt ein Götz von Berlichingen, eine „abscheuliche Nachahmung" dieser verdammten englischen Stücke, und die Zuschauer könnten diese widerlichen Plattheiten nicht oft genug sehn. Seit dem Abgange von Brückner 1777 war „Götz" in Berlin nicht mehr gegeben worden (zuletzt am 29. August).*)

Die Vertheidigung Goethes gegen den großen Preußenkönig übernahm in würdigster Weise einer der edelsten und einsich-

*) Achtzehn Jahre später brachte Fleck das Stück wieder auf die berliner Bühne, aber es erlebte nur fünf Aufführungen, obgleich Fleck, der noch sechs Jahre spielte, ein ausgezeichneter Götz war. Es wurde, nach dem erhaltenen Zettel zu urtheilen, die frühere „Einrichtung" beibehalten. Das Stück hatte unterdessen der Direktor Seyler auch in Frankfurt zur Aufführung gebracht, in Mannheim Dalberg 1786, wo mehr als bisher weggelassen, anderes zugedichtet, die geistlichen Personen in weltliche umgesetzt, alles den Hof und die Geistlichkeit betreffende beseitigt wurde. War auch einzelnes nicht ungeschickt zusammengearbeitet, mehreres wiederhergestellt, wie der zweite Auftritt, so war doch anderwärts nur ein dürres Skelett übrig geblieben, die Zudichtung matt. Um die Szene im Gärtchen zu vermeiden, ward im Gefängniß das obere Fenster geöffnet. Gedruckt wurde dieser Götz (wohl vom Regisseur Rennschüb und Dalberg) erst 1889. In Mannheim brachte er es nur zu vier Vorstellungen. Der Schauspieler Großmann, ein Freund von Goethes Mutter, führte ihn zu Frankfurt und Hannover auf. Die Mutter hatte darüber unendliche Freude. Bellomo gab in Weimar den Götz nicht, nur den Clavigo mit Goethes Zustimmung. Auch an manchen andern Orten wird man sich an Götz versucht haben.

tigsten deutschen Männer, Justus Möser, in dem 1781 erschienenen Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur, wo er den Götz als ein „edles und schönes Produkt unseres Bodens“ bezeichnete. Der Dichter habe hier eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren geben und uns zeigen wollen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und sei er um so mehr zu loben, als ihm niemand vorwerfen könne, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässigt oder wider das Kostüm gefehlt; hätte er ein Stück mit den französischen drei Einheiten geben wollen, so würde ihm dies ein Leichtes gewesen sein. Goethe nahm Mösers Schrift, welche ihm dessen Tochter überschickt hatte, mit dankbarster Erwiderung auf, obgleich auch Möser die eigentliche Bedeutung seines Stückes verkannt hatte. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen“, schrieb er an Mösers Tochter, „so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen.“ Daß Friedrich der Große in seiner großartigen Befangenheit nicht anders urtheilen könne, wußte er sich wohl zurechtzulegen.*)

*) Seine Mutter schrieb an den Schauspieler Großmann: sie möchte, wie

Kein Mensch würde sich über die Schrift gewundert haben, wenn man ihn kenne, wie er ist, äußerte er gegen Merck. „Man pflegt sich ihn ohne Vorurtheile, unterrichtet und gerecht zu denken: aber der König hatte, wie er in seinem verschabten blauen Rock und seiner buckligen Gestalt große Thaten gethan, so auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizirbaren Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen." Von Goethes „Gesprächen" über Friedrichs Schrift wurde nur das erste vollendet; im zweiten würde er auf Friedrichs Urtheil über Shakespeare und seinen eigenen Götz gekommen sein: veröffentlicht wurde auch das erste nicht. Wie weit war er längst über seinen Götz herausgeschritten! Schon hatte er sich ganz der reinen, klar umschriebenen, beschränkten Form der Alten zugewandt (Iphigenie war gedichtet, Tasso im Entstehen begriffen); und eine wilde Freiheitsbegeisterung hatte er keineswegs treiben wollen. Wenn er im Gedichte Ilmenau vom September 1783 klagte, er habe reines Feuer vom Altar gebracht, aber was er entzündet, sei nicht reine Flamme, so that er sich selbst entschieden unrecht: nicht sein Götz hatte die Fahne schrankenloser Freiheit gegen die herrschende Tyrannei aufgepflanzt, viel früher hatte dies Klopstock gethan, und seine ungestümen Jünger, wie Friedrich Stolberg und Voß, labten sich am Tyrannenblut. Die Freiheit, die er und sein Götz meinten, war die echt deutsche Freiheit, die ihre Mannesehre für das Recht einsetzt. Jene Klage findet sich nur in einer düstern Vision, in welche die Götter ihn

man von der großen englischen Königin Elisabeth bei einer gewissen Gelegenheit bemerkt: „Die größte Königin ist doch nur ein Weib", wohl von Friedrich sagen: „Der größte König ist doch nur — ein Mensch!" Ihrem Sohne sei es gar nicht eingefallen, dieses Stück für die Bühne zu schreiben.

versetzt haben. Freilich war ihm später das unaufhörliche Pochen auf die zu erkämpfende Freiheit zuwider, aber noch in seinen letzten Jahren, im siebzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung, rühmte er, daß er im Götz auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen, dargestellt habe einen Ritter, der „wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln gedachte".

Als der K. K. Oberst von Ayrenhof Ende 1783 in der Zueignung seines Trauerspiels „Antonius und Kleopatra" an Wieland bei aller Anerkennung von Goethes dichterischer Begabung erklärte, seinen Theatergeschmack, seine Theaterstücke könne er unmöglich gut heißen, erwiderte ihm Wieland in dem „dritten Sendschreiben an einen jungen Dichter (1784)", der Verfasser des Götz habe keine Schuld an dem seit zehn Jahren auf unserer Schaubühne eingenisteten Unfug. Goethe habe im Götz nicht ein Schauspiel für die Bühne liefern wollen, sondern ein großes dramatisches Zeit- und Sittengemälde aus der Geschichte unseres Vaterlandes, theils um sich selbst desto lebendiger hineinzudenken, theils um es der Nation desto interessanter zu machen, und das Publikum durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, den alle so verschiedenen Personen athmeten, hingerissen und überwältigt, und was er im regelmäßigen Drama vermöge, habe seine ungedruckte, im Geiste des Sophokles gedichtete Iphigenie bewiesen.

Im Jahre 1786 ging der Dichter den Götz für die Ausgabe seiner Schriften genau durch. Auch Wieland und Herder unterzogen sich dieser Mühe. Letzterer schrieb bei der Rücksendung: „Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einigen,

ewigen Götz, mit innig bewegter Seele. . . . Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!" Wieland habe die „e" bis zum Lachen eingeschaltet, ohne Rücksicht, wer rede. Hiervon wie von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingens Munde, wolle er mündlich mit ihm sprechen. Die Aenderungen in dem 1787 erschienenen ersten Bande der Schriften, wobei leider ein fehlerhafter Nachdruck Himburgs, weder die erste noch die von Deinet mit seiner Genehmigung aufgelegte zweite echte Ausgabe, zu Grunde gelegt wurde*), sind meist sprachlicher Art; einige derbe und unanständige Ausdrücke wurden geändert oder gestrichen, deutsche Worte an die Stelle der fremden, nur leider nicht durchgehend, gesetzt, Wortformen und Satzverbindungen verbessert und ein paar Stellen passend umgestaltet. Eingefügt sind im vierten Akte in der Szene zwischen Adelheiden und Weislingen die Worte des letztern: „Er ist noch weder gewählt noch gekrönt", nebst Adelheidens Frage: „Wer wünscht und hofft es nicht?", dagegen im zweiten zwischen Weislingen und dem Bischof vor „Vielleicht seh' ich" ausgefallen: „Es hat sich leider schon zu viel verändert."**) Auch in den folgenden Ausgaben von 1807, 1816, 1827 wurde in sprachlicher Hinsicht einiges geändert, aber nur einzelne Wortformen; leider haben sich einige Druckfehler der vierbändigen Ausgabe, eines vom Verleger ohne Wissen des Dichters gemachten Abdrucks der ersten in acht Bänden, aus dieser seit 1807 unbemerkt fortgepflanzt. Die von 1816 hatte das Lied Liebetrauts am Anfang des zweiten Aktes wieder in der ursprünglichen Gestalt, statt in der 1787 eingeführten, gegeben.

*) Vgl. a. a. O. S. 391 ff.

**) Daselbst S. 403 ff., über die folgenden Ausgaben S. 405 ff.

Eine Erklärung habe ich in der Schrift: „Goethes Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen“ (1854) versucht. „Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien“ hat G. Wustmann 1871 das Stück herausgegeben. Auch die zweite Ausgabe dieser fleißigen Arbeit ist hier benutzt, nicht die sonstigen Schulausgaben.

Die Jubelaufführung zu Berlin am 12. April 1874, bei welcher sonst nichts Festliches stattfand, als daß eine Zusammenstellung über die Aufführungen an der dortigen Bühne von dem Theaterchronisten Barth vertheilt wurde, war die hunderteinunddreißigste. Von 1815 bis 1827 hatte Götz geruht. Am ersten Geburtstage, den Goethe nicht mehr erleben sollte, sprach der Darsteller des Götz, als er am Schlusse gerufen wurde: „Der Meister des heutigen Stückes ruht unter der Erde, sein Werk lebt in Ewigkeit!“

Das Jahr 1885 brachte drei neue Ausgaben: eine nebst dem Entwurf und der Bühnenbearbeitung von K. Schröer in der kürschnerschen Nationalliteratur, und die beiden sehr bedeutenden in Frankreich erschienenen von A. Chuquet und Ernst Lichtenberger, geschmackvollen, besonnenen und scharfsinnigen Kennern unseres großen Dichters.

II. Stoff und Gestaltung.

Strahlt uns auch aus Götzens Lebensbeschreibung das Bild des edlen, „getreuherzigen", auf Recht und Treue haltenden, von Muth und Kraft beseelten Ritters in klaren, lebendigen Umrissen entgegen, so bot sie doch dem dramatischen Dichter nur den rohen Marmor zu kunstvoller Gestaltung.*) Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste elf Abschnitte enthält. Drei erzählen die Jugendgeschichte des Ritters von seiner Geburt (1480) bis zum Jahre 1501, wo er im Dienst des damals mit Nürnberg in Fehde liegenden Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach (Ansbach) sich tüchtig bewährte. Eines besondern Handels aus dem letztern Jahr gedenkt der vierte, einer mannhaften That aus dem Jahre 1503 der fünfte Abschnitt. Im sechsten folgen auf seine Theilnahme am bairischen Kriege (1504—1505), wo er vor Landshut seine rechte Hand verlor, zwei Geschichten aus den Jahren 1507 und 1510. Der nächste Abschnitt erzählt

*) Als Klopstock später gegen Goethe kindisch verstimmt war, äußerte er mit Bezug auf die Lebensbeschreibung, Goethe sei ein gewaltiger Nehmer; er habe sich durch diese gängeln lassen, und den Personen, die er nicht aus ihr genommen, merke man deutlich an, daß sie nicht so sprächen, wie sie in den damaligen Zeiten hätten sprechen sollen. Wer könnte dieses griesgrämige Urtheil unterschreiben!

zwei „Reisen“ im Dienste eines unter dem Namen der Meuterer bekannten Mannes zu Rothenburg an der Tauber, der später neue Unruhen anstiftete, aber 1513 mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sodann hören wir im achten Abschnitt, wie Götz sich der Sache eines stuttgarter Schneiders gegen die Kölner annahm, von denen er zwei Kaufleute überfiel und beraubte, wie es im Sprachgebrauch der Zeit hieß, niederwarf; die Sache ward zu Frankfurt geschlichtet, vertragen, doch kam Götz darüber auch mit den Bischöfen von Bamberg und Hanau sowie mit den Herren von Hutten in Fehde. Zu gleicher Zeit ward er von Philipp Stumpf und dessen beiden Söhnen treulos überfallen. Der neunte Abschnitt erzählt die weitere Fehde mit dem Bischof von Bamberg. Götz und sein Vetter Eustachius von Thüngen, der dem Bischof feind geworden, bemächtigten sich eines auf dem Main mit bambergischen Gütern beladenen Schiffes. Da Götz darauf auch den Nürnbergern feind werden wollte, warf er 1512 mit Hans von Selbiz 95 von Bambergern geleitete Kaufleute nieder, doch nahm er von der Beute nur nürnbergisches Gut. Gleich darnach zog er auf Kundschaft gen Köln; auf dieser Reise ließ er den bamberger Bischof zu Bacharach mit Willen durchschlüpfen. Sehr verschiedene Geschichten finden wir im zehnten Abschnitt. Weil die Nürnberger seinen Jugendgefährten Fritz von Littwach (Lidwach) heimlich gefangen genommen, und einen Knecht, Georg von Gaißlingen, erstochen, der ihm seinen Dienst zugesagt, griffen er und sein Bruder sie an: wegen ihrer Beraubung wurden beide in die Acht und Aberacht erklärt und eine Reichsexekution von 400 Reitern gegen sie beschlossen. Dies hinderte Götz nicht, die Feindseligkeit gegen die Nürnberger fortzusetzen. Die Sache wurde im Sommer 1514

zu Würzburg vertragen. Unmittelbar darauf eilten er und sein Bruder mit etwa dreißig Pferden dem wilden und ungestümen Herzog Ulrich von Württemberg zu Hülfe, in dessen Land ein Aufstand ausgebrochen war. Bei diesem Herzog Ulrich blieb Götz, bis Franz von Sickingen ihn zum Eintritt in kaiserliche Dienste bestimmte, nur bedang er sich aus, daß er nicht gegen Württemberg und die Pfalz gebraucht werde. Die Aufkündigung erfolgte zur Zeit, aber noch vor der bestimmten Frist wurde Götz in das Unglück des Herzogs verwickelt, da der schwäbische Bund diesem wegen der Einnahme der Stadt Reutlingen den Krieg erklärte und alle seine Städte, Festungen und Burgen nahm. Nur die Schlösser Hohenasperg und Möckmühl hielten sich. Götz vertheidigte das letztere mit unerschütterlicher Ausdauer. Obgleich er sich noch glücklich durchschlagen konnte, ging er auf das Versprechen der Bündischen ein, die Besatzung mit Hab' und Gut, Wehr, Harnisch und Pferden frei abziehen zu lassen. Doch der Vertrag ward schmählich gebrochen: kaum hatte er die Burg verlassen, als man die Abziehenden überfiel und seine Knechte erstach, ja der oberste Bundeshauptmann hatte sogar seine Ermordung beschlossen. Solche Niedertracht wurde von Reichswegen während des ewigen Landfriedens geduldet, ja beschützt! Auf Verwendung seiner Freunde überantwortete Herzog Wilhelm von Baiern ihn der Gemeinde Heilbronn. Hier blieb er viertehalb Jahr in Haft, bis er, mürbe durch die lange Haft, im Oktober 1522, sich entschloß, den Vertragseid, die Urfehde, zu schwören, in Zukunft mit allen hohen und niedern Ständen des Bundes Frieden zu halten und 2000 Goldgulden für die Landsknechte zu zahlen, die ihn in schmählichem Wortbruche gefangen genommen. Derselbe Abschnitt gedenkt noch einiger andern Unter-

nehmungen aus den Jahren 1515 und 1516, wo wir ihn zweimal seinem „freundlichen lieben Schwager" Franz von Sickingen zu Hülfe ziehen sehen. Zuletzt wird Anlaß und Verlauf seiner Fehde mit Mainz im Jahre 1515 berichtet; nachdem diese 1517 vertragen war, übernahm Götz für den Pfalzgrafen Ludwig die Fehde gegen Konrad von Schott. So herrschte noch die Fehde trotz des Landfriedens nicht bloß bei einzelnen Rittern, sondern auch bei Fürsten.

Die zweite, bei weitem kürzere Abtheilung behandelt des Götz unfreiwilligen, höchst unglücklich endenden Antheil am Bauernkriege (1525). Er verließ nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit die Bauern bei Adolfsfurt, mit dem Bewußtsein, manches Uebel verhindert und sich als redlicher Ritter in der mißlichsten Lage gehalten zu haben. Gern möchte er wissen, bemerkt er, wie er sich anders bei diesem tyrannischen Volke hätte halten sollen, dessen Führung er auf die Bitten der mainzer Räthe und des pfalzgräflichen Dieners Marx Stumpf übernommen. Für seinen Eintritt in den Dienst des Kaisers versprach der kaiserliche Obrist Georg Truchseß zu Stuttgart sich zu verwenden. Aber die Bündischen stellten ihm nach, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich, wenn er gefordert werde, dem Bunde zu stellen. Unbedenklich folgte er der Vorladung nach Augsburg, obgleich Graf Georg von Werthheim ihm vorhersagte, der Bund habe beschlossen, ihn in den Thurm werfen zu lassen. „Ich weiß mich der Sachen unschuldig", erwiderte er diesem, „und mit guten Ehren wohl zu verantworten; lieber will ich in den Thurm gehn als mein Wort entehren." Leider traf, was er in gutem Bewußtsein für unmöglich gehalten, wirklich ein. Hier lag er denn zwei Jahre und mußte das Seine

verzehren, das ihm, wie er treuherzig bemerkt, lange Zeit sauer geworden war. Nur gegen eine schwere Urfehde gab man ihn endlich frei; er mußte schwören, in seinem Schlosse Hornberg und dessen „Gezirck, Hofmark und Zehenden“ sein Leben lang zu bleiben, keine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, kein Pferd mehr zu besteigen, den im Bauernkrieg zugefügten Schaden dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Würzburg und dem Prälaten zu Amerbach zu ersetzen*), sich des Vergangenen wegen an niemand zu rächen, und gegen die Stände des Bundes weder selbst noch durch andere etwas unternehmen zu wollen, bei Strafe von 25000 Gulden. Mit Recht bemerkt Götz, er habe mehr seiner frühern, längst geschlichteten Fehden als des Bauernkrieges wegen entgelten müssen. Drei Aebte und Prälaten, die ihm, weil er viel mit Geistlichen in Fehde gestanden, nicht gewogen gewesen, und ein Ritter, den er einmal in einer Fehde mit seinem Herrn niedergeworfen und längere Zeit, aber mit aller Achtung und Freundlichkeit, gefangen gehalten, seien unter den fünf Bundesräthen gewesen; leider sei

*) Wegen dieser Entschädigung erhob Kurmainz im folgenden Jahre (1531) auf dem Bundestage zu Nördlingen Klage; das Kloster Amerbach machte Anspruch auf 18000 Gulden, die Geistlichen von Miltenberg wollten den Schaden ersetzt haben, den ein Diener von Götz ihnen zugefügt, der Pfarrer von Gamberg das, was er durch die Bauern eingebüßt. Nach langen, urkundlich vorhandenen Verhandlungen, worin Götzens Unschuld durch die klarsten Zeugenaussagen sich ergab, wurde erkannt, Götzens Anwalt solle in dessen Namen seine Unschuld in Betreff des Mainz und dem Kloster Amerbach zugefügten Schadens beschwören, dem Prälaten von Amerbach aber gegen Zahlung des Werthes dasjenige auf Verlangen zurückliefern, was er von diesem und seinem Kloster an sich gebracht; die Geistlichen von Miltenberg wurden abgewiesen. So ward Götzens Unschuld hier auf das unzweideutigste anerkannt. Er selbst gedenkt in seiner Lebensbeschreibung dieser Klage gar nicht.

der Bund wenige Jahre nachher aufgelöst worden, sonst würde dieser, meinte er, seine schwere Urfehde erleichtert und sich gegen ihn als einen Rittermäßigen von Adel gnädiglich bewiesen haben.

Die dritte Abtheilung besteht aus „etlichen Reiterstücken außerhalb der Fehden". Die in den beiden ersten Abschnitten erzählten Abenteuer aus früherer Zeit sind ohne Bedeutung, dagegen berichtet er im dritten, wie er im Jahre 1542, nachdem der Kaiser ihn seiner Haft entlassen und ihn in Ungarn brauchen zu wollen erklärt, mit hundert Pferden nach Wien gezogen, von wo er nach weniger als zwei Monaten durch Böhmen heimgekehrt sei. Zwei Jahre später zog er im Dienste des Kaisers nach der Champagne, aber der am 18. September 1544 geschlossene Friede zu Crespy beendete einstweilen den Krieg. Von jetzt an scheint der vierundsechzigjährige Ritter, der gerade vor vierzig Jahren seine rechte Hand verloren hatte, sich ruhig auf seinem Schlosse zu Hornberg gehalten zu haben, bis zu seinem am 23. Juli 1562 daselbst erfolgten Tode; wenigstens erwähnt die kurz vor seinem Ende geschriebene Lebensbeschreibung keiner spätern Thaten, obgleich er sich einmal berühmt, mit seiner einen Faust „schier sechzig Jahr Krieg, Fehd und Händel" gehabt zu haben.

Diese zerfaserten, lose aneinander geknüpften Einzelnheiten boten nichts weniger als den fortlaufenden Faden zu einer sich einheitlich abspinnenden dramatischen Handlung. Den Hauptpunkt bildete die Feindseligkeit des treulos feigen schwäbischen Bundes gegen Götz; dieser umspinnt ihn mit seinen Netzen und zwingt ihn zu jahrelanger Unthätigkeit, vernichtet ihn als „freien Rittersmann". Die zum schwäbischen Bunde vereinten geist-

lichen und weltlichen Fürsten, Städte und Herren übten, unter dem Vorgeben, überall Recht und Gesetz zu wahren, die allerschlimmste eigensüchtige Gewaltherrschaft. Schwäche und Herrschsucht flüchteten sich unter die Flügel des mächtigen Reichsadlers, um durch List, Trug und Bestechung sich an den Feinden zu rächen; Treue, Biederkeit und männliche Tapferkeit waren verschwunden, der Tücke, Feigheit und höfischen Schlauheit gewichen: im Kampfe mit diesen unreinen Mächten mußte ein freier, edler Ritter unterliegen. Dieser Gedanke blitzte dem Dichter aus der Lebensbeschreibung als der eigentliche Mittelpunkt einer aus ihr zu gewinnenden dramatischen Handlung entgegen.

Sollte das Unterliegen von Götz recht wirksam dargestellt werden, so mußte er in Folge der gegen ihn wirkenden Arglist und Treulosigkeit seinen Untergang finden. Die lange thatenlose Ruhe nach dem Bauernkriege konnte der Dichter eben so wenig gebrauchen als die wenig eingreifenden Züge nach Wien und in die Champagne; sein Held mußte als letzter Ritter mit der erschütternden Ueberzeugung enden, daß die Zeiten des Betruges gekommen, worin kein Edler sich zu halten vermag. Freilich pflegt man neuerdings dem Dichter das Recht abzusprechen, den geschichtlichen Stoff zu ändern, allein unter wesentlichen und unwesentlichen Aenderungen ist wohl zu unterscheiden, und schon der alte Aristoteles hat richtig bemerkt, daß nur diejenigen dem Dichter verwehrt seien, durch welche der eigentliche Kern der Handlung ein anderer werde. So muß z. B. Klytämnestra von Orest, Eriphyle von Alkmäon fallen, weil dies der Schwerpunkt der Sage ist, welche, nimmt man ihn weg, eine ganz andere wird. Bei Götz ist der Hauptpunkt, daß der edle Ritter der Arglist unterliegt; sein thatenloses oder wenig

bedeutendes Leben nach dem Unfall ist durchaus nebensächlich, ja verdirbt das Bild. So wenig der Dichter die Natur ganz, wie sie ist, abschreiben soll, so wenig ist er ein Sklave des geschichtlichen Zufalls, er darf, er soll dessen eigensinnige Willkürlichkeiten abstellen. So muß hier die Treulosigkeit der zu seinem Verderben verbundenen Feigen und Schelme dem Götz den Tod bringen, er muß an den im Kampf empfangenen Wunden und dem düstern Gram über sein Unglück sterben.

Um eine rasch sich entwickelnde Handlung zu gewinnen, galt es die beiden Gefangenschaften des Götz nahe aneinander zu rücken, die erstere mit der gegen die Nürnberger gerichteten Fehde in enge Verbindung zu bringen. Die Darstellung seiner Dienste beim Herzog von Württemberg würde den dramatischen Verlauf verwirrt haben. Deshalb mußte Goethe den Helden nicht zu Möckmühl, sondern auf seiner eigenen Burg belagern lassen. Wenn er ihn aber nicht, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, auf Hornberg, sondern auf Jaxthausen, der Stammburg seines Geschlechtes, wo er geboren war, sitzen läßt, so bestimmte ihn hierzu, abgesehen von der größern Wirkung der Zerstörung der Stammburg, vor allem der Umstand, daß er den Götz, der in Wirklichkeit der jüngste von mehrern Brüdern war, als einzigen Sprossen des edlen Geschlechts darstellen mußte, dem kein Kreis blutsverwandter, zu seinem Schutz bereiter Freunde zur Seite stand; durfte er ja das zu entfaltende Gemälde nicht durch eine Masse bedeutungsloser Personen über Gebühr ausbreiten und verdunkeln. Keine Verwandten durften ihm zur Seite stehn, nur Freunde, die er durch seine Ritterlichkeit und Biederkeit sich erworben, ein Sickingen, ein Selbitz. Hans von Selbitz erscheint zweimal in der Lebensbeschreibung unter Götzens

guten Gesellen, wie Franz von Sickingen als einer seiner Freunde hervortritt. Wenn Götz selbst den Sickingen seinen Schwager, seinen freundlichen, lieben Schwager nennt, so konnte dem Dichter nicht entgehn, daß der Ausdruck Schwager hier keine verwandtschaftliche Beziehung andeutet, sondern, wie so häufig in Götzens Munde, eine freundliche Bezeichnung eines vertrauten Gefährten ist; daß er aber den Sickingen wirklich Götzens Schwester heiraten ließ, war eine freie Erfindung zur glücklichen Verschlingung der dramatischen Fäden.*) Die Lebensbeschreibung nennt gelegentlich eine Schwester von Götz als Gattin von Sigmund Truchseß. Besonders aber mußte Goethe das Bild der bis in den Tod treuen Gattin weiter ausführen; in der Lebensbeschreibung kommt sie nur dreimal ohne Angabe ihres Namens vor. Goethe lieh ihr den Vornamen seiner Mutter. Die Lebensbeschreibung nennt 1509 Reinhard von Sachsenheim als Götzens Schwiegervater.**) Auch eine reiche Nachkommenschaft konnte er Götz unmöglich lassen; mit ihm mußte sein Geschlecht aussterben, sein einziger Sohn ganz der biderben Kraft des Vaters ermangeln und im geistlichen Stande Ruhe und Frieden suchen. Die Lebensbeschreibung deutet auf mehrere Kinder.***)

---

*) Goethe thut sich selbst Unrecht, wenn er in Wahrheit und Dichtung diese Verbindung von seinem Mißverständnisse des Wortes Schwager herleitet.

**) Hartard von Hattstein in seiner Hoheit des Teutschen Reichs-Adels führt Dorothea von Geiling von Winersheim und Sophia von Westerstetten als seine Gattinnen an, wogegen nach Graf Joseph von Berlichingen die erste Gemahlin Dorothea von Sachsenheim, die zweite Dorothea von Gailing war.

***) Hartard von Hattstein gibt den Stammbaum von vier Söhnen des

Um aber die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz in lebendiger dramatischer Darstellung hervortreten zu lassen, bedurfte der Dichter einer besondern Persönlichkeit, in welcher sich der schärfste Gegensatz höfischer Feigheit und schleichender Arglist gegen die ritterliche Tapferkeit und unerschütterliche Treue des edlen Götz verkörperte — und so schuf er die Gestalt des fränkischen Ritters Adelbert von Weislingen, dessen Zuname auf die falsche höfische Weisheit hinzudeuten scheint, im Gegensatz zum Vornamen.*) Um die Darstellung dieses ganz erfundenen Charakters wirksamer zu heben, machte er Weislingen zu Götzens liebstem Jugendgenossen, der mit ihm am markgräflichen Hofe gedient**), später aber, als er selbst den Zug nach Brabant mitmachte, vom Hofleben ange-

---

Götz, je zwei aus jeder Ehe; keiner davon führt den Namen Karl. Nach Graf Joseph von Berlichingen hinterließ Götz fünf Töchter und acht Söhne, von denen nur einer (Karl Ferdinand) Nachkommen hatte.

*) Schon in Straßburg hatte er sich die Fehde Adelberts von Bamberg gegen Rudolf von Würzburg angemerkt, und daß letzterm der Kopf abgesprochen wurde. Höchst unglücklich scheint mir die freilich Schröer willkommene Annahme von Wilmanns, daß dem Dichter dabei Huttens Feind, der zelotische Pfarrer zu Capell im Breisgau J. R. Weislinger, vorgeschwebt, von dem er wohl kaum gehört hatte, der ihm auch gar keinen Anknüpfungspunkt bot. Selbst jenes Adelberts von Bamberg dürfte er sich kaum noch erinnert haben. Wenn ihn Sickingen einmal Weißfisch nennt, das gleichbedeutend mit Weißling ist, und Liebetraut einmal auf diesen Fisch hinzudeuten scheint, so ist dagegen zu bemerken, daß Goethe den Namen mit „s" schrieb, also nicht an weiß dachte. Statt Weisling steht gewöhnlich Weislingen mit oder ohne von, wie solcher Wechsel sich auch bei geschichtlichen Personen findet. Bei dem Namen mag Weisling (vgl. Klügling) vorgeschwebt haben.

**) Nach der Lebensbeschreibung diente Götz als Reiterbube bei dem Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach, bei dem sein Vetter Konrad von Berlichingen Ritter und Rath war; er begleitete den Markgrafen auf die Reichstage zu Worms

zogen, zurückgeblieben, in alle Hofintriguen eingeweiht worden, endlich sich ganz in geistliche Dienste, in die des Bischofs von Bamberg, begeben, des geschworenen Gegners von Götz, gegen den er überall Feinde erweckte. Für seine Gefangennahme fand er einen gewissen Anhaltspunkt in der Lebensbeschreibung, welche berichtet, wie Götz, nachdem ihm ein Anschlag auf den Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, der ihm einen Buben genommen, fehlgeschlagen, acht bis zehn Tage später einen Rath des schwäbischen Bundes und einen „einspännigen Reiter" niedergeworfen, wodurch der Bube befreit und die Sache vertragen worden sei. Vgl. oben S. 42. Weislingen aber muß, als er sich bei seinem alten Götz an dem Orte wiederfindet, wo sie als Knaben zusammen gespielt, seine Treulosigkeit tief empfinden und sich in bewundernder Verehrung zu diesem hingezogen, sich aufs neue ihm unzertrennlich verbunden fühlen, ja die stillen Reize seiner weichen, frommsinnigen Schwester Maria*) fesseln ihn so unwiderstehlich, daß er das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt. Dadurch wird sein späterer Verrath um so niederträchtiger und das Herz unseres Helden um so schneidender verletzt, zugleich aber einer der glücklichsten dramatischen Fäden gewoben, da die treulos verlassene Maria später vor Weislingen bittflehend erscheinen muß, was die Qual

---

(1495) und Lindau (1497), auch bei den Zügen nach Hochburgund, Lothringen und Brabant (1497), später (1499) nach der Schweiz.

*) Der Name ist gewiß nicht mit Beziehung auf die Schwester des Lazarus gewählt, sondern als beliebter Frauenname, ähnlich wie Karl, Franz. So hießen z. B. die ältere Schwester seines Freundes Crespels und eine Schwester Friederikens.

seines Todes steigert. Weiberlist und Schmeichelei machen den schwachen Weislingen seinen heiligsten Vorsätzen untreu, so daß er dem wiedergewonnenen Freunde und der ihre süße Seele ihm innig hingebenden Braut wortbrüchig wird. Hier schuf denn der Dichter die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen eben am Hofe zu Bamberg weilenden Wittwe, wozu ihm die Lebensbeschreibung gar keinen Anhalt bot; nur gedenkt diese gelegentlich eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Voigtländers, der vor Landshut 1504 geblieben, wobei der Herausgeber an das Dorf Walsdorff bei Bamberg erinnert.*) In dieser Adelheid gestaltet der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, die mit schlauster Berechnung ihre Fäden spinnt. Aus ihr wächst Franz, der ganz von ihr verzückte Junge, gleichsam hervor, um zum Werkzeug ihres Verbrechens zu werden, wie sich Georg und Lerse aus der Person des edlen, tapfern, treuherzigen Götz herausbilden. Bei Georg liegen Hans Jörg von Thüngen (vgl. S. 61) und Georg von Gaißlingen (vgl. S. 42) zu Grunde.

Der Hof, an welchen uns Goethe führt, ist der des Bischofs von Bamberg, des erbittertsten Gegners von Götz. In der nähern Ausführung dieses geistlichen Hofes konnte der Dichter sich ganz frei ergehn, da die Lebensbeschreibung dazu keine Züge bot; er entnahm sie in seiner Weise zum Theil den geistlichen Höfen der Zeit (nur nicht dem von Mainz), erfand sie

*) Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß ihr Vorname mit demselben Worte beginnt wie der Weislingens; er ist im Gebrauche keineswegs vornehm, aber wohllautend, besonders in der Anrede.

anderntheils frei. Um die wirkliche Persönlichkeit des damaligen bamberger Bischofs, die freilich zu dem hier gezeichneten Bilde des Gegners von Götz, wie man neuerdings gezeigt hat*), nicht ganz stimmt, hat er sich nicht gekümmert, sondern nur die von der Lebensbeschreibung gebotenen Züge nach seinem dichterischen Bedürfnisse ausgeführt. Hier finden wir außer der mit dem Bischof auf vertraulichstem Fuße lebenden jungen Wittwe den lustigen Rath Liebetraut, der nicht allein mit seinen närrischen, oft ungezogenen und anstößigen Witzen die nothwendige Würze der Unterhaltung bietet, sondern auch, in alle Pfiffe und Schliche des höfischen Treibens wohl eingeweiht, dem Bischof, wo es Noth thut, hülfreiche Hand leistet. Zwar treffen wir hier auch den gelehrten Juristen Olearius als werthen Gast; allein wie man mit solchen, die Fürsten aus Eitelkeit angehenden und sich ihrer Gnade berühmenden gelehrten Herren nur prunkt, keinen Antheil der Wissenschaft selbst zuwendet, zeigt die großartige Unwissenheit dieses Bischofs und des Abtes von Fulda, die beide des Bacchus eifrigste Verehrer, aber über die zehn Ge-

*) Vgl. Franz Friedrich Leitschuh „Georg III., Schenk von Limpurg, der Bischof von Bamberg in Goethes ‚Götz von Berlichingen'. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte". Daß er, wie die meisten der geistlichen Fürsten, von Herrsch- und Ehrsucht nicht frei und ein bitterer Feind von Götz war, dürfte doch fest stehn. Goethe schildert ihn auch gar nicht, wie Leitschuh behauptet, als den bösen Dämon Deutschlands und des deutschen Geistes: der Bischof rühmt sich seiner durch Weislingens Bemühung „blühenden Fluren" und sein Hof ist glänzend, wie in neuern Zeiten die der geistlichen Kurfürsten waren, welche das Reich an Frankreich verriethen. Freilich ist er kein großer Gelehrter, aber er selbst liebt wenigstens die Gelehrten und ist nicht so verkommen, wie „das Weinfaß" von Fuld. Uebrigens hat Goethe den Bischof von Bamberg auch gar nicht mit seinem persönlichen Namen angeführt, so wenig wie jenen Abt.

bote und ihr bißchen Kirchenlatein nicht hinausgekommen sind. Olearius, der seinen ehrlichen deutschen Namen Oelmann nach der Unsitte der Zeit in das Lateinische übertragen hat*), gibt uns ein sprechendes Beispiel, wie man durch fremdländische Gelehrsamkeit dem Rechte des Volkes ein falsches Reis aufpfropft, die natürlichen Rechtsanschauungen verwirrt; dagegen haben die Landsleute des Dichters, worüber bei der Aufführung in Frankfurt, wie Goethes Mutter berichtet, großer Jubel war, hier die Ehre, den gesunden Sinn des Volkes, das nach seinen eigenen Ansichten und dem natürlichen Herkommen gerichtet sein will, dem Professor von Bologna handgreiflich zu bewahrheiten. Tritt so auch der verderbliche Einfluß der geistlichen Höfe, welche, geistlos und schwelgerisch, alle Verhältnisse arglistig trübten, herrschsüchtig überall sich eindrängten, scharf hervor, so führt der Dichter doch auch, wie Götz selbst, Beispiele von würdigen Kirchenfürsten an. Das Mönchsthum wird uns als bedeutsames Glied des Zeitverderbens in der Person des Bruders Martin lebendig vorgeführt, der nicht zufällig Luthers Vor-

*) Bekannt ist vor allem der Hofmathematiker Adam Olearius, eigentlich Oelschläger, der als Gesandter des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Rußland kam, darauf auch nach Persien ging. Goethe gedenkt seiner später in den Anmerkungen zum „Divan". Auch mehrere theologische Schriftsteller dieses Namens haben sich hervorgethan. Selbst Goethes Urgroßvater von mütterlicher Seite, der Kanzleidirektor Wolfgang Weber, hatte seinen Namen als Textor übersetzt, um etwas daraus zu machen. Mit Schröer bei Olearius an den im deutschen Rechte wohlerfahrenen im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung geschilderten J. D. von Olenschlager zu denken ist nicht der geringste Grund gegeben. Goethe war nicht so undankbar gegen diesen Gönner, der sich auch nicht latinisirte. Uebrigens hätte Goethe auch den deutschen Namen Oeler wählen können, wovon Olearius die Latinisirung wäre, wie Obbarius von Krüger.

namen trägt und, wie dieser, dem Augustinerkloster zu Erfurt angehört, freilich nur als einfacher Bruder. Gleich Luther fühlt dieser die Last der widernatürlichen Gelübde, unter welchen so viele tüchtige Kräfte in bitterm Zwiespalt mit sich und ihrer traurigen Lage ihr Leben verquälen, wenn auch nicht alle Mönche müßig sind, sondern manche, gleich unserm guten Bruder, das thun, was sie können. Daß aber Bruder Martin nicht die Kühnheit des wittenberger Reformators besitzt, erklärt sich daraus, daß Goethe uns seinen Helden nicht in einer aufstrebenden, sondern in einer versinkenden Zeit schildern wollte, weshalb auch im ganzen Stücke keine Andeutung der gewaltsam eindringenden Glaubensänderung hervortritt, obgleich der geschichtliche Götz selbst der neuen Lehre zugethan war.*) Es ist ganz verkehrt, wenn Dunger**) meint, Goethe habe die neue schon angebrochene Zeit in der veränderten Lage der Ritter, in dem neuen Rechtsverfahren und in der kirchlichen Bewegung bezeichnen müssen. Weder der Anschluß des freien Ritters an den Bund noch das eindringende römische Recht noch die kirchliche Bewegung werden irgend als glückliche Zeichen einer neuen Zeit aufgefaßt; der Bruder Martin deutet bloß auf die Widernatürlichkeit und das Schädliche der noch immer in vollem Ansehen stehenden Mönchsgelübde, und wenn er sie auch nicht als bindend betrachtet, so ist er doch durch den Glauben an die Gött-

*) Lichtenberger glaubt, Goethe habe nicht daran gedacht, wünscht aber mit Hegel, der Dichter habe die Beziehungen auf Luther gemieden, da dieser ja von ganz andern Grundsätzen zur Reformation getrieben worden sei. Doch Goethe stellt in Martin nur in gewisser Beziehung einen Vorläufer Luthers dar, der in dem ihm aufgedrungenen Kampfe auch die Fesseln sprengte, in die das tyrannische Papstthum die natürlichen menschlichen Gefühle geschlagen hatte.

**) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1871, II, 488.

lichkeit der Kirche abgehalten, offen gegen sie aufzutreten. Das fremde Recht erscheint nur als Beleidigung des Volkssinnes. Diese Ritter, die sich ihres freien Mannesrechts begeben, sind gewissenlose Schurken, welche durch Ehrsucht und Weiberlist zu allem verleitet werden, und die arge Bedrückung, deren sich so viele dieses Standes schuldig machen, tritt im Bauernkriege in grausenhaftes Licht.

Nach seiner Absicht, ein zerfallendes, der Schwäche, Feigheit und List anheim gegebenes Geschlecht zu schildern, mußte sich dem Dichter alles umgestalten. So erscheint denn auch der ritterlich mannhafte Maximilian, dessen Götz selbst in der Lebensbeschreibung gedenkt, obgleich sein Unglück und seine spätere Herstellung erst in die Zeit seines Nachfolgers fällt, als ein vom Alter gedrückter Mann, dessen Händen die Zügel der Regierung entfallen, der die Fürsten über sich herrschen läßt und nur mit Unmuth schaut, daß er dem Uebel nicht Einhalt zu thun vermag. Seiner großartigen Schöpfungen konnte am wenigsten gedacht werden, wie denn der ewige Landfriede selbst unserm Dichter in keinem günstigen Licht erschien. Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Bildung der Landsknechte und die Geschützkunst erwarb, mußten ganz zur Seite bleiben; die Reichstruppen konnten nicht die tapfern Scharen sein, welche der schwäbische Bund ins Feld schickte, nicht die im Ausland gefürchteten Landsknechte, sondern das erbärmliche Reichsheer, das bei Roßbach floh. So begegnet uns hier allerwärts Schwäche und Verfall, welche sich auch in der Wirksamkeit des heimlichen Gerichts zeigen, das allein im Stande ist, vornehme Missethäter zu strafen, während der Arm der öffentlichen Macht die Edelsten und Besten vernichtet. Wie schlimm es mit dem Reichskammergericht bestellt sei, erfahren

wir gleichfalls. Die völlige Unterwühlung jeder sittlichen Grundlage zeigt uns die im Bauernkriege ausbrechende gräßliche Wuth. Goethe konnte jene Erhebung zu seiner Zeit ebenso wenig gebührend würdigen als Götz: aber wäre ihm auch der Bauernkrieg in seiner wahren Bedeutung als das verzweifelnde Ringen des heruntergekommenen Bauernstandes nach neuer Belebung und Befreiung von der gott- und rechtlosen Unterdrückung der entarteten weltlichen und geistlichen Herrn erschienen, hier durfte er ihn nur als Ergebniß der allgemeinen sittlichen Auflösung auffassen, und zunächst in seiner Beziehung auf Götz, den sein böses Schicksal dem ruchlosesten Volk in die Hände treibt, dessen Verbrechen er mit büßen soll. So entfaltet sich denn hier ein anschauliches Bild der ganz versinkenden Zeit, in welcher Götz als der letzte Ritter fällt, dessen Augen, neben der Gattin und Schwester (ihr Gatte schwebt selbst in äußerster Gefahr), nur der treue, mannhafte Lerse schließt, der edelste Zeuge von Götzens Größe. Die ganze dramatische Handlung ist Goethes freie Dichtung. Nur einzelne, von der ihm ganz in Herz und Geist übergegangenen Lebensbeschreibung gebotene Züge hat er daraus entlehnt und zu einem zusammenschließenden Ganzen verwoben, in welchem die hohe Gestalt des treuherzigen Ritters auf ergreifende Weise in Handlung gesetzt erscheint, gehoben durch den Gegensatz des schwachen, treulosen Weislingen und der feigen, arglistigen Zeit, ins klarste Licht gesetzt durch den Haß Adelheidens, seiner geborenen Gegnerin und Todfeindin.

Den Ton hat er mit jener wunderbaren Sicherheit getroffen, welche nur volle Gewalt über die Sprache und innerliche Anschauung der menschlichen Zustände und der mannigfachen Richtungen des Geistes und Herzens dem aus der Tiefe des Gemüths

schöpfenden Dichter zu geben vermögen. Aus der götzischen Sprache hatte er gleichsam die feinste volksthümliche Wahrheit gesogen; neben ihr haben der biblische Ausdruck und der ältere deutsche Sprachgebrauch überhaupt nebst der Volkssprache, deren Formen er glücklich einmischte, die bilderreiche, rheinische Ausdrucksweise, zum Theil auch Shakespeares Ton, ihm manches geboten, das er auf das freieste mit seinem gewaltigen Sprachtalente sich aneignete, und er so den mächtig, frisch und klar aus seinem Geiste sprudelnden Quell der Rede zu wunderbarer Wirkung erhoben.

III. Entwicklung der Handlung.

Erster Akt.

Die erste Haupthandlung bildet die Gefangennahme Weislingens, worin sich zugleich die Ritterlichkeit des Götz, dessen ganze Lage und die frühere Beziehung zu ihm darstellen; auch treten Weislingens, Elisabeths und Mariens Charakter lebhaft hervor.

Schon der erste, frisch belebte Auftritt in der Herberge zu Schwarzenberg in Franken*) versetzt uns in die Mitte der Handlung.**) Der Bischof von Bamberg hatte, obgleich alles mit Götz vertragen war, einen Buben desselben nieder-

---

*) Schwarzenberg heißt nicht der Ort, sondern das Schloß auf dem Berge, an dessen Fuß das Dorf Marktscheinfeld liegt. Der Dichter nennt unbedenklich das Dorf selbst Schwarzenberg, wie es ihn auch nicht kümmert, daß die Freiherren von Schwarzenberg erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben wurden. Im Entwurf fehlte jede Ortsbestimmung.

**) Meß für miß. Aehnlich hat sich Goethe die Formen der Volkssprache nehm, tret u. a. auch noch später gestattet. — Lichtenberger nimmt im zweiten Der Weislingen der für dieser. Beidemal steht volksthümlich der Artikel vor dem Eigennamen. — Auf'n Dienst lauern, nach gangbarem Bilde von demjenigen, der einem aufpaßt, um ihm zu schaden. — Auch ist enge mit Götz zusammenzusprechen; es sollte nach jetzigem Gebrauch eigentlich vorangehn. Früher war die Stellung des auch, wie auch die des nur, freier.

geworfen. Darum hatte Götz ihm aufgelauert, aber der Streich war mißglückt*): jetzt ist Weislingen, der Freund des Bischofs und Götzens Feind, gerade auf dem Schlosse, wie die Reiter noch eben zu rechter Zeit vernehmen. Von den beiden hier auftretenden Bauern erscheint Metzler später im Bauernkriege; ohne Zweifel beabsichtigte Goethe früher, auch den Sievers dort einzuführen, weshalb dieser schon hier den Wunsch ausspricht, einmal an die Fürsten zu kommen, die ihnen die Haut über die Ohren ziehen. Es ist wohl ein Versehen, daß sie nicht, wie im Entwurf, sich ihre Namen mittheilen, wonach sie uns später als alte Bekannte begegneten. Schon dieser Anfang, welcher Reiter von beiden Parteien einführt, versetzt uns in die wilde Zeit ewiger Fehden.**)

In dem zweiten Auftritt erscheint Götz selbst, der, als er Weislingens Aufenthalt von den Knechten vernommen, zum Ueberfall aufbricht. Vor Ankunft der Knechte gedenkt er mißmuthig seiner Lage den Ränken der herrschsüchtigen, ihn deshalb

---

*) Hier schwebt die Aeußerung der Lebensbeschreibung vor: „Indem aber erfuhr ich, daß er der Bischoff von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war, und wolt baden für den reissenden Stein [die schmerzhafte Steinkrankheit], so hett ich es guth im Sinn; ich wolt ihm das Bad gesegnet und ihne ausgerieben haben." Er erzählt darauf, wie dem Bischof der Anschlag verrathen worden. — Streich, nach Götzens Sprachgebrauch. Strich war Druckfehler der zweiten Ausgabe, der erst 1816 verbessert wurde. Lichtenberger und Schröer haben den Druckfehler wieder hergestellt. — Getreuherzig nennt Götz sich selbst in der Lebensbeschreibung.

**) Wollen ihr, fangen ihr, volksthümliche Formen des Ausrufs, der Frage. Vgl. den Schluß des zweiten Akts. — Mundartlich sind auch richt (richt't), verkundschaft (verkundschaft't) u. a., deren sich Goethe auch noch später bedient. — Daher, hierher. — Adies, volksthümlich, mit betontem „e". — Die draußen, die Reiter.

hassenden und verfolgenden Fürsten gegenüber und hebt seinen Anschlag gegen Weislingen bestimmter hervor. Der seine eiserne Rechte begeistert ergreifende Bruder Martin*) bezeichnet ihn als Schutz aller Bedrängten. Schon hier wird der halbwüchsige Sohn des Wirthes, der von ritterlichem Muth entflammte spätere Reiterbube Georg, glücklich eingeführt. Er ist gleichsam ein Doppelgänger unseres Helden, neben dem er sich entwickelt, wie Blüte und Frucht an demselben Stamm uns erfreuen, der entschiedenste Gegensatz zu Götzens unkriegerischem Knaben Karl. Findet dieser im Kloster seine Stätte, so muß die edle, muthige Ritternatur des biedern Reiterbuben, der voll höchster Bewunderung an Götz hängt, der keinen andern Gedanken kennt als Kampf und Roß und Reiterehre, in diesen Zeiten feiger Arglist seinen Untergang finden. Auch zur Dichtung des braven Georg, dessen Vorbild man weder in Klopstocks Heldenknaben im Bardiet Hermanns Schlacht noch in Lessings Philotas zu suchen hat, fand Goethe einen freilich ganz unscheinbaren Anknüpfungspunkt in der Lebensbeschreibung. Diese gedenkt nämlich eines Vetters von Götz, Hans Jörg von Thüngen, eines „jungen Knaben", den Götz einmal zu einem Ritter nach Franken geschickt, auf welchem Wege er niedergeworfen worden. Auch nennt sie einen Knecht Georg von Gaißlingen, der erstochen worden.

*) Auch hier bedient sich Goethe einer Stelle der Lebensbeschreibung. Götz berichtet, beim Verluste seiner Hand vor Landshut, sei ihm eingefallen, wie sein Vater von einem gewissen Köchle erzählt, der auch mit einer Hand sich männlich bewährt habe. Da habe er denn Gott angerufen und gedacht, „wann ich schon zwölff Hände hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so wäre es doch alles umsonst", wogegen er, hätte er nur eine eiserne Hand „mit Gottes Gnade und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn wollt als sonsten ein heilloser (elender) Mensch".

Vgl. S. 42. Georg ist eine der meisterhaften Schöpfungen Goethes, wie im Clavigo freilich in anderer Weise Carlos.*) Der Wald, wo Götz hier vor der Herberge auftritt, muß der dachsbacher Wald sein, da der Weg nach Dachsbach (bei Neustadt an der Aisch) ganz in der Nähe liegt. Der Entwurf bezeichnet ihn mit dem wohl erfundenen Namen des windsdorfer.

Götz verspricht dem Jungen, ihn das nächstemal mitzunehmen, da er erst Wamms, Blechhaube und Spieß haben müsse. Die Sorge um Georg bringt ihn auf den Gedanken, daß er ihn der Zukunft erhalten müsse, die ja solche Männer brauchen werde, was ihn dann auf seine eigene traurige Lage den Fürsten gegenüber bringt. Die Fürsten würden einst alles für einen Mann wie ihn geben, den sie jetzt hassen.**) Ihm gegenüber zeigt sich in Bruder Martin das Bild einer durch die widernatürlichen Mönchsgelübde gequälten und den Verlust des schönsten menschlichen Lebensgenusses und thatkräftigen Wirkens

---

) Munter sein, frisch bei der Hand sein, im Gegensatz zur Schläfrigkeit. — Das von Georg erwähnte Werfen der Armbrust an den Kopf ist aus der Lebensbeschreibung. „Da wurff ich ihme den nechsten mein Arm-Brust an Halß, dann ich hett kein Pfeil darauf.“ Hier steht der Kopf statt des Halses. An Kopf, eigentlich an'n [an den] Kopf, wie gleich drauf in Streit, weiter unten in Stall, in Haslacher Wald, an Morgen. — Statt der Anrede mit dem neuern Sie hat der Dichter das ihr der Lebensbeschreibung beibehalten, wie auch in seinen spätern prosaischen Stücken und in Hermann und Dorothea (Erläuterungen S. 118), wogegen in den höhern Dramen du eintritt. — Lerne, nach dem frankfurter und rheinischen Gebrauch für lehre.

**) Er denkt sich, die Fürsten würden noch einst in große Noth kommen, wo sie nach solchen Männern, wie er sei, sich vergebens sehnen würden. Daran, daß dies noch bei seinen Lebzeiten geschehn werde, denkt er nicht. Lichtenbergers Vermuthung, Goethe habe wirklich eine Episode dieser Art einfügen wollen, scheint uns haltlos.

bitter empfindenden Seele. Die nach der Unterredung mit Georg sich so trefflich einfügende Szene*) wird durch die Ankunft der von Götz ausgesandten Kundschafter unterbrochen. Wir haben selbst vernommen, wie sie im Wirthshause die Nachricht von Weislingens Anwesenheit auf dem Schlosse und von seinem beabsichtigten Aufbruch erhorcht haben.

Dritter Auftritt. Nachdem Götz gegen Weislingen aufgebrochen, führt uns der Dichter auf die Stammburg zu Jaxthausen, wo Gattin und Schwester ihre verschiedene Beurtheilung des bewegten Ritterlebens unseres nie zu Ruhe kommenden Götz aussprechen, und Maria den Antheil, den sie nach den frühern Erzählungen ihres Bruders an Weislingen nimmt, nicht verleugnen kann. Die Geschichte von dem stuttgarter Schneider ist aus der Lebensbeschreibung, wobei nur die Gulden gegen den Gebrauch der Zeit in Thaler verwandelt und aus den zwei Kauf-

---

) Martins Wort: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", ist aus Psalm 104, 15, wie: „Wohl dem, der ein tugendhaft Weib hat, des lebet er noch eins so lang", aus Sirach 26, 1. — Zum Ausdruck „Gott wird euch Raum geben" vgl. 1. Mos. 26, 22: „Nun hat uns der Herr Raum gemacht", und Röm. 12, 19: „Gebet Raum dem Zorn Gottes." — St. Veit ist ein willkürlich gewählter Klostername. Klöster und Dörfer dieses Namens gab es mehrere. — Gärtner oder Laboranten. Gärtnerei und das Bereiten von Arzeneien aus heilkräftigen Kräutern waren zwei nützliche Beschäftigungen der Klosterleute. — Der Orden, den der Schöpfer selbst gestiftet hat, ist die durch kein Gelübde beschränkte menschliche Freiheit. — In den Worten des Götz: „Er (der Handschuh) ist Eisen", hat man ohne Noth eisen (eisern) vermuthet, wie in der Lebensbeschreibung „eine eisene Hand" stand, aber nicht in der Goethe vorliegenden Ausgabe. Auch braucht Goethe selbst weiter „ein eisern Geländelein". — Bei dem hier genannten Haslach ist wohl an Burghaslach gedacht, das, wie das früher erwähnte Dachsbach, bei Neustadt an der Aisch liegt. — Wollt'. Götz selbst hat wohl wölt. Vgl. S. 61.

leuten, Vater und Sohn, drei geworden sind. Der kleine Karl erscheint als Zögling seiner frommsinnigen Tante, wogegen Elisabeth sich als Götzens starke, ihn ganz erkennende Gattin erweist, welcher der treulose, ihren Mann beim Kaiser durch schlimme Berichte anschwärzende Weislingen verhaßt ist. Bei der Beschreibung des rasch eintretenden Reiters von Weislingens Gefangennehmung und bei dem Anzeichen der fünf Wölfe benutzte Goethe die Schilderung der Lebensbeschreibung, wie Götz sich in Westfalen des Grafen Waldeck, eines Freundes des Bischofs von Mainz, bemächtigte. Dort befiehlt Götz zweien seiner Knechte, sich an den Grafen zu „nesteln", und diese „kuppelten" sich so an ihn, daß der Graf nicht entwischen konnte; nachdem er mit dessen Knechten fertig geworden ist, rückt er auf den Grafen selbst zu. Das „Wahrzeichen"*) mit den Wölfen beschreibt Götz selbst also: „So fallen 5 Wölff in die Schaaf, und griffen auch an, das hört und sahe ich gerne, und wünscht ihnen Glück, und uns auch, und sagt zu ihnen, glück zu lieben Gesellen, glück zu überall, und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also mit einander angriffen hetten."**)

Jetzt erst treten die beiden so verschieden gearteten Ritter zusammen auf: Götz ganz zufrieden, nach so langem Auflauern

*) Offenbar nimmt Götz das Glück der Wölfe als ein gutes Zeichen. Es ist hier nicht daran zu denken, daß der Angang des Wolfes als ein Sieg und Heil vordeutendes Zeichen gilt, doch halten Sprenger und Resch (Zeitschrift für den deutschen Unterricht V, 55 ff.) daran fest, Bender (daselbst IV, 374 f.) wollte dagegen ein wirkliches Wolfswappen annehmen. Goethe hielt sich an die gar nicht mißzuverstehende Stelle der Lebensbeschreibung.

**) In Pflicht nehmen setzt Goethe statt des in der Lebensbeschreibung mehrfach stehenden in Gelübd nehmen, nach neuerm Gebrauche, der es (auch in Eid und Pflicht nehmen), aber kaum von Gefangenen kennt, denen man den Eid abnimmt.

endlich seinen Zweck erreicht zu haben, aber nicht übermüthig, sondern als freundlicher Wirth, Weislingen verstört und störrisch. Götz macht ihm den gemüthlichen Vorschlag, ihm eines seiner Kleider zu leihen, das ihm doch (er ist stark im Gegensatz zum feinern Weislingen) zu eng geworden, was ihn denn auf eine lustige Geschichte bringt, die fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen ist.*)

Götzens Liebe zu seinem Jungen, sowie die ganz unritterliche, feine Erziehung, welche dieser unter seiner frommen, verzärtelten Tante erhält, tritt unmittelbar darauf hervor. Wie sehr Elisabeth und Maria in diesem Punkte von einander abweichen, der Knabe aber sich seiner Natur nach mehr an die Tante hält, ist schon vorher dargestellt. Hier wird Weislingen durch den so ganz auf seine nächsten kleinen Wünsche beschränkten, rein kindlichen Karl tief gerührt, und wünscht dem Götz, dessen Freundlichkeit und stille Größe ihn beschämen, in seinem Kinde bestes Glück.**) So verräth sich schon hier Weislingens weiches Herz.***)

---

*) Nur wird dort statt des bekanntern Franz ein Martin von Sickingen, und statt des Fürsten von Nassau der Bischof Lorenz von Würzburg genannt, weil die Geistlichkeit Götz nicht gewogen war. Die Schiffe des Bischofs von Bamberg warf Götz im Dienste seines Vetters Eustachius von Thüngen nieder, doch hatte er selbst damals (1511) schon zwei längst vertragene Händel mit dem Bischof gehabt.

**) Die Antwort: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", deutet auf die Unvollkommenheit des Glückes, das immer manches zu wünschen übrig läßt; auf den Gegensatz des Vaters zum Sohn oder die Eigenschaften des Knaben darf man sie nicht beziehen. — Willkommen wäre ihm das Eintreffen des Wunsches.

***) Nach der Rede des Reiters, womit der erste Theil des Auftritts schließt,

Als Weislingen sich allein befindet, da bricht das Gefühl von Götzens edler Treuherzigkeit und stiller Größe mit der Erinnerung an ihre glückselige, in innigster Freundschaft durchlebte Jugendzeit gewaltsam hervor.*) Gegen den alten Freund fühlt er sich trotz des Antheils, den sein Unfall im ganzen Bambergischen erregen wird, so unbedeutend. „Können sie mir geben, wonach ich strebe?“ ruft er aus: er meint das Gefühl wahrer Größe, die er in Götz nicht ohne Neid und Haß bewundert.

Nachdem dieser mit einer Flasche Wein nebst Becher zurückgekehrt, sprechen beide Ritter ihre verschiedenen Standpunkte lebhaft gegen einander aus. Der von Weislingen abgelehnte Zutrunk auf fröhliche Stimmung führt den Götz auf die mit ihm zusammen verlebten frohen Jugendtage. Die Geschichte mit dem Polacken, den Götz mit seinem eigenen „Degelein“ an den Kopf schlug, weshalb er eine Viertelstunde im Thurm liegen mußte, ist der Lebensgeschichte entnommen**), wogegen die durch den daselbst zweimal freundlichst erwähnten Bischof von Würzburg aufgebrachte Bezeichnung als Kastor und Pollux des Dichters eigene Erfindung. Sie findet sich schon im Entwurf, aber in sehr ungehöriger Breite und ohne den glücklichen Ausdruck heitern Behagens. Doch nicht ohne Rührung kann der sonst so

---

fehlt („Ab“). Goethe bezeichnet nach damaligem Gebrauch einen neuen Auftritt bloß da, und zwar nur durch einen trennenden Strich, wo ein Ortswechsel stattfindet, obgleich dieser durch den Abgang und Zutritt von Personen sich verändert.

*) Da, in der Zeit, da.

**) Daß Weislingen darüber mit einem andern Polen in Streit (zu Unfriet, ein Ausdruck der Lebensbeschreibung gleich darauf) gekommen, ist Goethes Zusatz.

starke Götz daran denken, wie die schönen Träume seiner Jugend, wie das noch am unglücklichen Tage bei Landshut auf seinen Adelbert gesetzte Vertrauen bitter getäuscht worden*), worauf dieser nur mit einem schmerzlichen, sein Unrecht halb gestehenden Oh! erwidert. Götz dringt nun weiter in ihn, er wirft ihm vor, daß er sich durch das Hof- und Weiberleben verdorben, und läßt sich von ihm nicht abhalten, der Unwürdigkeit zu gedenken, daß er seine Freiheit als Rittersmann, diesen Kernpunkt des Lebens für Götz, ganz aufgegeben, um den Hofschranzen eines schlechten geistlichen Fürsten zu spielen.**) Weislingen nimmt sich im Sinne der Vertheidiger des Landfriedens der Fürsten an, die sich untereinander verbunden, um, was der so sehr von den Türken bedrängte Kaiser nicht vermöge, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Götz weist dies als bloße Redensart zurück, hinter der sich Herrschsucht und böser Wille gegen die einzelnen freien Ritter, wie nicht weniger gegen den Kaiser, der auf unwürdige Weise von ihnen zum Besten gehalten werde, gar schlecht verstecke. Götz ist seiner Sache so gewiß, daß er Weislingen entlassen will, fühle er sich unschuldig. Daß sie es mit dem Landfrieden nicht redlich meinen, beweist schlagend die Art, wie der Bischof von Bamberg, der so gewaltig darauf gedrungen***), neuerlich sich wieder Gewaltthätigkeit gegen ihn erlaubt hat†), wobei gerade Weislingen ihm hülfreiche Hand ge-

*) Nach der Lebensbeschreibung erzeigte damals Christof von Giech Götz „viel Gutes" und erklärte sich bereit, alles für ihn zu thun.

**) Er ist selbst stark genug (hat Arme) und starke Freunde stehen zu ihm.

***) Ueber Götzens Anwesenheit auf dem Reichstag zu Worms, wo der Landfriede zu Stande kam, vgl. oben S. 50**).

†) Er hat den Buben niedergeworfen, den Götz auf Kundschaft ausgesandt.

leistet.*) Da zeigt sich deutlich, daß die Fürsten ihn, wie alle freien Ritter, aus dem Wege räumen wollen, um nach Willkür schalten zu können; deshalb binden sie immer wieder mit ihm an, in der Hoffnung, ihn wegen seiner ewigen Fehden beim Kaiser zu verdächtigen und ihn so zu Grunde zu richten. Ein höchst glücklicher Zusatz der neuen Bearbeitung ist hier die Hindeutung auf Selbitz**) und Sickingen, da diese später neben Götz als die einzigen freien Ritter auftreten. Auch spricht sich hier treffend die ritterliche Gesinnung, der innerste Kern ihres Wesens, in dem Entschlusse aus, eher zu sterben, als jemand die Luft zu danken außer Gott, und jemand Treu und Dienst zu leisten außer dem Kaiser, womit es freilich besteht, daß sie sich bei einem Fürsten unter gewissen Bedingungen auf bestimmte Zeit in Dienst begeben, was aber in unserm Stücke nur in gelegentlichen Erwähnungen angedeutet wird. Götz hat gerade heraus gesprochen, wie es ihm ums Herz ist; er kann und will sich in keinen Wortstreit einlassen, die Sache selbst muß reden. Der Dichter bedient sich hier auf glücklichste Weise des kleinen Karl und des Mittagessens, um dieser Szene und dem ganzen ersten Haupttheile des Aktes einen bezeichnenden äußern Abschluß zu geben.

So steht das Bild des Götz und seiner Häuslichkeit in klaren Umrissen vor unserer Seele: der edle, treue, herzliche Ritter, der

---

Nach der Lebensbeschreibung hatte er denselben dem ältern kölnischen Kaufmann entgegengeschickt, den er auf sein Ehrenwort, sich auf der Rückkehr wieder bei ihm einzufinden, nach Leipzig hatte reisen lassen.

*) Die hier und sonst vorkommende Betheurung bei meinem Eid (bei meiner Treu) stammt aus der Lebensbeschreibung.

**) So schrieb der Dichter später seinen Namen, früher nach der Lebensbeschreibung Selbiz.

frei sich und das Seine wahrt, überall bereit, das gekränkte Recht mit Gewalt zu schützen, im Gegensatz zu den herrschsüchtigen Fürsten, welche die Ritter zu ihren Dienern und Schranzen erniedrigen möchten und sich nur verbunden haben, um ihrer Willkür freiesten Raum zu schaffen, ist leibhaftig aufgetreten; auch seine Gattin und Schwester und den Knaben haben wir gesehen, der in ritterlicher Kraft nichts weniger als dem Vater ähnlich zu werden verspricht; sein Jugendfreund und jetziger Gegner hat sich in seiner Schwäche und unwürdigen Stellung enthüllt, wenn auch sein gutes Herz sich noch immer regt. Im Gegensatz zur Burg des edlen Ritters entrollt sich zunächst im zweiten Theile des Aufzugs das Bild des bamberger Hofes, wo man, wie wir gleich hören, seine ganze Hoffnung auf Weislingen gesetzt hat; besonders denkt der edle Bischof durch diesen dem ihn beständig „molestirenden" Götz beim Kaiser, der eben zu Augsburg seinen Hof halte, nächstens beizukommen. Um so schrecklicher fällt die Nachricht von seiner Gefangenschaft in die behagliche Tischgesellschaft. Die Unwissenheit des Abtes von Fulda (eines Abtes von Fulda gedenkt auch die Lebensbeschreibung)*) und das nichtige Vornehmthun des Bischofs von Bamberg, dessen Trunksucht im Entwurf gelegentlich scharf bezeichnet wurde**),

---

*) Wenn der Bischof sagt, das Reich sei eine Mördergrube (vgl. Matth. 21, 13), so soll der Zusatz, Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder würden verheert, die nächste Nachbarschaft beispielsweise anführen. Die andern Theile des Reiches könnten dadurch, daß es in jenen Ländern so wüst hergeht, doch nicht zur Mördergrube werden, wie Dreneckmann (S. 5) glauben muß; auch deutet „trotz ein vierzig Landfrieden" auf das ganze Reich.

**) Er mißversteht das von Olearius gebrauchte explicite [ausdrücklich]. — Bei dem einäugigen Marschall von Wildenholz schwebt der gelegentlich in

sind ebenso köstlich geschildert wie der gelehrte Doktor Olearius und der lustige Rath Liebetraut, der mit seinen scharfen Hieben immer den rechten Fleck trifft und den einen auf Kosten des andern lachen macht.*) Das „Weinfaß von Fuld" weiß seine Theilnahme an dem Unglück nur zu der biblischen Bezeichnung einer Hiobspost zu erheben**); der geistliche Herr verlangt gleich weiter zu trinken, wogegen der gelehrte Olearius nach einem gangbaren lateinischen Spruchverse***) einen Spaziergang im Garten vorschlägt, wozu sich denn auch der schwer bewegliche Abt bequemen muß. Dadurch, daß der Bischof den Knecht selbst sprechen will (selbst ist mit ihn, nicht mit ich zu verbinden), erhält die Szene einen glücklichen Abschluß. Was wir von den Worten des Bischofs über die Abstellung der Fehden und von seinen Aeußerungen über Sickingen, Selbitz und Götz zu halten haben, wissen wir aus der vorigen Szene. Von dem Schritte, welchen dieser für Weislingen zu thun beabsichtigt, sollen wir erst

---

der Lebensbeschreibung erwähnte einäugige Marschall von Bappenheim (Pappenheim) vor.

*) Ohne Ruhm zu melden, ohne zu schmeicheln, wie in der Lebensbeschreibung ohne Ruhm zu reden steht. — Statt Fleiß anwenden hat diese nach älterm Gebrauch Fleiß ankehren.

**) Hier hat der Dichter in der spätern Bearbeitung leider Liebetrauts Bemerkung gestrichen, Weislingen könnte unvergleichlich geworden sein, wenn er nicht an den Hof gekommen; lieber würde man die anzügliche Stelle über Liebetrauts Aufenthalt zu Frankfurt missen, wo sie zur Krönungszeit Maximilians (damals fand die Krönung noch in Aachen statt!) an den schönsten Frankfurterinnen genascht. Erst Maximilian II. wurde in Frankfurt gekrönt. — „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland" war schon damals sprüchwörtlich nach Matth. 13, 57.

***) Daß einer „entronnen, es anzusagen", ist nach Hiob 1, 15.

†) Der leoninische Vers der sogenannten salernitanischen Schule lautet: „Nach Tisch sollst du stehn oder tausend Schritte gehn."

auf Jaxthausen erfahren, nachdem Weislingen auf ewig an Götz gekettet scheint.

Zwischen diesem und dem fünften, wieder in Jaxthausen spielenden Auftritt liegt die Absendung eines Boten nach Bamberg. Der weiche Weislingen hat, ganz von den stillen Reizen der reinen, liebevoll ihm zugewandten Maria hingerissen, ihr seine Liebe gestanden. Eben finden wir beide in einem herzlichen Gespräch begriffen, nachdem dieser wiederholt seine Liebe betheuert hat, deren Glut er schwer zurückhält*); kann er auch nicht gleich den Bund, dessen Seligkeit er jetzt so innig fühlt, feierlich schließen, da er erst seine Güter in Ordnung bringen muß, so sollen doch Götz und dessen Gattin gleich ihre Verbindung segnen. Der treuherzige Götz, der die Nachricht von der Rückkehr des Boten bringt, gibt sich dem frohen Gedanken ihrer unzertrennlichen Einigkeit mit voller, durch das Glück seiner Schwester zum höchsten gesteigerter Freude hin**), in der Ueberzeugung, er sei nun mehr als je im Stande, die Willkür der Fürsten in Schranken zu halten. Auch das Eintreten der Gattin

---

*) Die Einleitung der Szene hat sich Goethe hier, wie auch mehrfach im folgenden, sehr leicht gemacht, indem er den zuerst Sprechenden an die eben vernommene Rede, mit „sagt ihr", „sagst du", „sagtet ihr", oder mit einer bloßen auf das Gehörte bezüglichen Frage anknüpfen (so im zweiten Akte in drei Szenen hintereinander) oder auf eine Frage antworten oder sonst auf das vorausgegangene Gespräch sich beziehen läßt. Dazu nöthigte der rasche Gang der so häufig von Ort zu Ort springenden Handlung, die kein Ausspinnen der einzelnen, oft bloß zur Andeutung des Zusammenhangs eingeschobenen Auftritte gestattete.

**) Wenn Götz bemerkt, daß Weislingen nicht ganz frei aussehe, so schaut er tief in sein Herz, das sich durch Götzens wahre Größe gedemüthigt fühlt im Gegensatz zu seiner frühern Abhängigkeit, wie dies das folgende Selbstgespräch

ist sehr geschickt zur Ausführung der glückverheißenden Verlobung benutzt.*)

Weislingens herzliche Wonne, die ihn zum gerührtesten Danke gegen den Himmel stimmt, spricht das folgende Selbstgespräch aus, aber auch seine bisherige Abhängigkeit von elenden Menschen und seine neuerwachte Liebe zum Jugendfreunde; dieser hat ihn durch seine eindringlichen Worte sich selbst wiedergegeben, Mariens reines Herz seine Sinnesänderung vollendet. Jetzt leuchtet ihm die frohe Einsicht entgegen, daß das Glück nur in uns selbst ruht, es der Ausfluß der edlen Gesinnungen und Triebe ist, denen wir mit freier Seele folgen.

So scheint er völlig bekehrt, als ihm der Versucher in der Person des aus Bamberg zurückgekehrten, von der Schönheit Adelheidens bezauberten Boten naht. Franz wendet vergeblich alle Mittel an, ihn zum bamberger Hof zurückzuziehen. Vom Bischof und dem bambergischen Lande bringt er ihm die freundlichsten Grüße. Jener habe zuerst alles für ihn thun, den Buben des Götz herausgeben wollen, ja noch Geld dazu; doch als er vernommen, Götz entlasse ihn auf sein Wort, seinen Feinden

---

zeigt. Lichtenberger meint, diese Stelle sei im ersten Entwurf, aus dem sie beibehalten wurde, angebracht gewesen, jetzt nicht mehr. — Die Vermuthung von Minor und Sauer, bei Götzens Schilderung der Burg Weislingens schwebe die Gegend von Ehrenbreitstein vor, zeigt sich bei genauerer Betrachtung unhaltbar. Uebrigens ist die Erwähnung der auf den Fluß steil gehenden Fenster des großen Saales bedeutend für den fünften Akt, wo Franz aus einem solchen springt.

*) Was schafft ihr? volksthümlich für „Was gibts?" Freilich ist die ursprüngliche Bedeutung „Was begehrt ihr?" Vgl. Faust I, 2166. (Erläuter. S. 140.**) Daran, daß Elisabeth gerufen worden, ist nicht zu denken. Sie kommt ohne weiteres ins Wohnzimmer, wie vorher Götz selbst.

weder öffentlich noch heimlich Vorschub zu thun, habe er einen andern Ton angestimmt und die Ausgleichung sein lassen. Hatte Götz I, 4. gegen Weislingen geäußert, er sei frei, wenn er sich rein fühle, so schließt dies freilich nicht aus, daß er das Versprechen, ihn frei zu lassen, schon früher gegeben, und so konnte Franz diese Nachricht dem Bischof mittheilen, der sich seinetwegen nicht zu ängstigen brauche; doch wünschte man dies, so wie Franzens Sendung überhaupt, bestimmter angedeutet. Als Weislingen ihm erklärt, er wolle gar nicht nach Bamberg zurück, stellt er sich verwundert (denn er hatte gleich die Kunde von seiner Verlobung vernommen*), und er ergießt sich in der glühendsten Schilderung der Wunderreize des daselbst weilenden „Engels in Weibergestalt". Der arme Junge, der dabei an nichts weniger als an den Vortheil des Bischofs denkt, ist durch die strahlende Schönheit der viermonatlichen Wittwe sich selbst entrückt, so daß er nur in ihrer Nähe leben kann; deshalb strengt er alle Kräfte leidenschaftlich an, seinen Herrn nach Bamberg zurückzubringen. Franz ist die bis zur Raserei überspannte sinnliche Liebesglut; in stürmende Schwärmerei ist sein ganzes Wesen aufgelöst, und so spiegelt sich in ihm Adelheidens unendlicher Liebreiz, ehe diese selbst vor uns tritt. Doch Weislingen widersteht diesen Lockungen, da ihn Mariens reine Seele mit wundervoller Süße umweht: gleich will er nach seinem Schlosse zurück, Bamberg nicht wiedersehn, selbst wenn ein Heiliger statt des Bischofs ihn dorthin riefe.**) Franz aber gibt noch

*) Weiter unten sagt er: „Ich höre, ihr seid so gut, wie verheiratet." Im Entwurf hieß es, das Hausgesinde murmele von seiner Verlobung.

**) Der Dichter hatte im Entwurf den heiligen Gregor den Großen genannt, an dessen Stelle jetzt der vielfach angerufene St. Veit steht. Seltsam

nicht alle Hoffnung auf, mit dem Herrn nach Bamberg zurückzukehren; wodurch er diesen dazu bestimmen könne, sieht er freilich noch nicht, wie er sich denn überhaupt gar nicht klar wird, ja nicht einmal daran denkt, daß Adelheid ihm Weislingen vorziehen und ihn durch die dem Herrn gewährte Gunst zu Tode quälen werde: nur das fühlt er, wie uns sein Selbstgespräch verräth, daß Adelheidens Reize ihn unwiderstehlich anziehen, er selbst, und somit auch sein Herr, nach Bamberg müsse, wo er in der einzigen Frau das finden werde, was die stille Maria ihm unmöglich zu bieten vermöge, glühendstes Leben und begeisternden, ihn über sich selbst emporhebenden Muth. Hiermit ist die Exposition des Stückes in echt dramatischer Weise vollendet. Der Bischof von Bamberg wird kein Mittel unversucht lassen, auf den Zurückgekehrten zu wirken; wir kennen Weislingens Ehrsucht und die Anziehung, welche schöne Frauen auf ihn üben, wir wissen, daß eben am dortigen Hofe eine wunderreizende Wittwe waltet, deren Netzen der schwache Mann nicht entgehn wird, wie sehr ihn auch augenblicklich die in der Ein-

---

meint Dunger, St. Veit solle hier, wie sonst wohl, auf den Teufel deuten. Otto I. hatte die Gebeine dieses uralten christlichen Ritters und Märtyrers von St. Denis nach Corvei bringen lassen, und seit dieser Zeit sollte das deutsche Reich durch seine Gnade an Macht gewachsen sein, wie früher Frankreich durch den Besitz seiner von Fulrad nach St. Denis gebrachten Gebeine. So galt er denn als einer der mächtigsten Schutzheiligen Deutschlands, und als solchen setzte ihn Goethe an die Stelle des großen Gregor. Vgl. Kessels Abhandlung über St. Veit in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" XVI, 158 ff. Veit heißt auch einer der Berlichingischen Reiter gleich in der ersten Szene und der Bruder Martin kommt von St. Veit.

samkeit ihm so lieblich erschienene, rein hingegebene zarte Maria gefesselt hat. So entläßt uns der erste Akt voll gespannter Erwartung.

Zweiter Akt.

Weislingen wird, nachdem Franz vergeblich ihn zu locken versucht, durch Liebetraut nach Bamberg gebracht und von der schönen Frau gefesselt, dazwischen aber schlingt sich die Vorbereitung zu dem von Götz zu unternehmenden Ueberfall der nürnberger Kaufleute, welcher Weislingen eine erwünschte Handhabe zur Feindseligkeit gegen Götz bieten wird, dem er sich noch eben verpflichtet hatte. Es wechseln demnach Szenen in Bamberg mit solchen, in denen Götz erscheint, doch dienen die letztern auch zur Entwicklung des weitern Verhaltens von Weislingen. So schreitet die Handlung in rascher Umgestaltung der Verhältnisse fort und eilt der den Helden in höchste Noth versetzenden, den Mittelpunkt bildenden Reichsacht (im dritten Akte) zu.

Am bamberger Hofe finden wir außer dem Bischofe, dem Kreise von Hofleuten und Frauen und dem uns bekannten lustigen Rath die jetzt hier herrschende Adelheid; sie ist mit dem Bischof im Schachspiel begriffen. Des Schachspielens hatte schon Franz gedacht. Liebetraut, der immer für Unterhaltung sorgen muß, singt zur Zither ein Lied, welches die einschmeichelnde Gewalt des Liebesgottes über Damenherzen besingt, die er nicht gewaltsam zu erobern braucht, da ihm alle entgegenschmachten.*) Der

*) In der ersten Ausgabe der Werke (1786) schrieb Goethe V. 2 kam

Schalk deutet mit diesem Liede auf die junge Wittwe hin, die an den Hof gekommen, sich einen Liebhaber zu angeln, wenn gleich alle Hofdamen sich in dem Liede spiegeln können, welches uns so recht in den Kreis der frivolen Hofwelt einführt, dem der Hofnarr etwas der Art bieten darf.*) Liebetraut läßt seine drolligen Späße auch über das für einen König erfundene und von diesem dem Erfinder reichlich belohnte Schachspiel ergehn**), wobei er mit den „Schwachen, die ein starkes Gewissen haben," auf den Bischof selbst zielt (das Recht der Narren war unbeschränkt), wie

---

Amor statt Cupido, V. 3 die Fackel in Brand statt mit Fackel im Brand, V. 4 muthig bekriegen, V. 5 männlich besiegen. Die dritte (1816) hat, mit Ausnahme von V. 3, die frühern Lesarten wieder hergestellt. — Muthilich, männilich sind spielend gedehnte Formen für muthlich (muthig), männlich, nicht etwa aus muthiglich, männiglich abgeschliffen. — V. 2 dürfte kaum Cupido den Vorzug verdienen, da das Zeitwort nicht fehlen kann, auch der Gleichklang kam Amor nicht stört. V. 14 ist der Druckfehler witzig statt willig aus der dritten Ausgabe in die letzter Hand übergegangen. — V. 21. Hei ei o! Popeyo, Refrain des deutschen Wiegenliedes, wie im englischen aus Shakespeare Goethe bekannten lullaby, im römischen Ammenliede lalla lalla lalla. Die Reimworte sind ohne Bedeutung, bloß volltönend, wie in so manchen deutschen Kinderspielen.

*) Im Entwurf finden wir ein ganz anderes Lied, welches im Gegensatz zum tapfern Ritterkampfe den unblutigen Sieg im Felde der Liebe feiert. Auch dieses Lied hat Liebetraut mit entschiedenster Absicht gewählt, da er in der Schönheit das einzige Mittel sieht, Weislingen wieder an den Bischof zu fesseln. Lichtenberger meint, vielleicht seien beide Lieder ohne Beziehung, bloß zur lustigen Unterhaltung bestimmt, was doch kaum dem überall auf witzige Beziehungen ausgehenden Liebetraut ähnlich sieht.

**) Nach der Sage ließ der König von Indien den Erfinder seine Belohnung selbst bestimmen; seine klug gestellte Forderung schien diesem sehr bescheiden, aber bald zeigte sich, daß er sie nicht zu erfüllen vermöge. — Seinen Widerwillen gegen das Schachspiel drückt er in sehr übertriebener Weise aus. — „Ich

er, nach Aufhebung des Spiels, bei welchem der Geist des ernstlich besorgten Bischofs nicht verweilen konnte, mit dem Spott auf die Lücken der Geschlechtsregister Adelheiden und mit dem Vorwurf der Charakterlosigkeit und des Mangels an wahrer Rittertugend die versammelten Hofleute trifft.

Nachdem sie sich von dem mit dem Verlust des Königs beendigten Spiele erhollen, kommt der Bischof auf seine jetzige Sorge. Er hat vor dem Spiele von Liebetraut vernommen, daß Weislingen nicht habe kommen wollen. Wer die Nachricht gebracht, wird nicht gesagt. Man kann wohl nur an Franz denken, der zu Weislingen gesandt worden; der Bischof bringt die Rede wieder darauf, da er ein Mittel finden möchte, diesen umzustimmen. Adelheidens Mahnung, sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen, ist kaum ernstlich gemeint, da sie selbst auf den seltenen Vogel gespannt war, an welchen sie durch Franz ein einladendes Wort hatte gelangen lassen. Sie will ihr Verlangen nach ihm nicht verrathen; sie weiß, daß der Bischof kein Mittel unversucht lassen wird, und er an Liebetraut einen klugen Rathgeber hat. Dieser bietet sich denn auch sogleich an, Weislingen, den er von Grund aus kennt, baldigst herbeizuschaffen, wenn er der schönen Frau dabei gedenken dürfe.*) Daß Ehrsucht und Frauengunst jenen ganz beherrschen, deutet er in den Worten

---

wollte lieber . . . hören", wie man im Deutschen mehrere ähnliche Redensarten hatte. Auch bei Shakespeare finden sich natürlich solche, aber die von Goethe gewählte gehört ihm durchaus eigenthümlich an. — So homogen, mit Seiner Majestät, so einfältig. Er erklärt dieses „königliche Spiel" für ein dummes, da es nur aufrege. Aber er weiß wohl, weshalb der Bischof so aufgeregt ist.

*) Die spottende Frage Liebetrauts: „Wird man das (gescheidt)?" deutet auf die Klugheit als eine angeborene Gabe, wie der Scherz mit der Lockpfeife

an: „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau! da reißt sich kein Weisling*) los“, die den Zweifel beschwichtigen sollen, es werde schwer sein, ihn in Bamberg festzuhalten, wo freilich Adelheid die Hauptsache thun muß.

Der zweite Auftritt spielt wieder auf Jaxthausen. Hier hören wir, daß Götz sich gegen die Nürnberger, denen er nach altem Brauch einen Fehdebrief geschickt, mit Hans von Selbitz verbunden hat. Als Veranlassung wird der Nürnberger Verrath seines Buben an den Bischof von Bamberg bezeichnet, wodurch der Dichter eine enge Anknüpfung gewinnt; nur wünschte man eine Hindeutung darauf schon gleich in der ersten Szene oder im frühern Gespräch zwischen Götz und Weislingen.**) Auch steht damit die Aeußerung von Götz IV, 2 in Widerspruch, um seinen Jungen zu befreien, sei er gegen die Nürnberger ausgezogen. Götz und Selbitz fühlen sich hier recht in ihrem Element, da die mit den Pfaffen stets verbundenen Städte ihre geschworenen Feinde sind. Bei Götzens Aeußerung über den Burgermeister von Nürnberg schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Und wolte ich damalen denen von Nürnberg wol all ihr Kriegs-Volk auch den Burgermeister selbs (der eine große guldene Ketten am Halß

---

auf ihre hold wirkende Liebesgunst, deren Reiz sich kein männliches Herz entziehen könne.

*) Hier schwebt eine Anspielung auf den Fisch Weißling vor, woher auch die verkürzte Form. Sickingen nennt ihn verächtlich Weißfisch, was eine andere Bezeichnung des Weislings. Das Wortspiel weist keineswegs auf die Bedeutung des Namens Weislingen hin. Vgl. S. 50.

**) Im Entwurf ward die heimliche Gefangennehmung von Hans (vielmehr Fritz) von Littwach nach der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 42) als Veranlassung angegeben. Wustmanns Annahme, Götz habe den Verrath der Nürnberger erst später entdeckt, entschuldigt der Dichter nicht.

hangen und ein Küriß Bengel in der Hand hett) . . . mit der Hülff Gottes geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben."*) Schon morgen oder übermorgen wollen sie ausziehen, da nürnberger Kaufleute auf der Rückkehr von der frankfurter Messe in der Nähe vorüberkommen werden.**)

Dritter Auftritt. Auch hier wieder mußte sich der Dichter eine eigentliche dramatische Darstellung versagen. Daß Liebetrauts Sendung den besten Erfolg gehabt, Weislingen wirklich nach Bamberg gekommen, Adelheid sich anschickt, den seltenen Vogel zu fangen, stellt die Unterredung der schönen Frau mit ihrem Kammerfräulein, später mit Liebetraut dar, der auch hier als unanständiger Possenreißer, wie ihn Adelheid empfängt***), sich nicht verleugnet. Bei dem Scheuen von Weislingens Roß an der zum Schloßthore führenden Brücke (im Entwurf am Schloßthore selbst) dürfte das Roß von Hastings vorschweben, das sich bäumte, als es den Tower erblickte, nach Shakespeare (Richard III. III, 4). Kaiser Maximilian hatte nicht lichtbraune Augen, welche ihm das Fräulein beilegt, sondern hellblaue, aber

---

*) In all seinem Witz sieht Wustmann eine Anspielung auf den sprichwörtlichen nürnberger Witz, die wohl fern liegt.

**) Daß bamberger Kaufleute mit den nürnbergern ziehen, fällt auf; es findet sich aber schon im Entwurf in Widerspruch mit III, 1.

***) Der uralte Witz mit den Hörnern des Hahnreis ist freilich von Shakespeare am weitesten getrieben, aber er gehört bei allen Völkern zu den beliebtesten, weil allgemein verständlichsten, und ist echt deutsch. Schon in den Mitschuldigen hat sich Goethe desselben wiederholt bedient. Aristophanes, der ungezogene Zögling der Grazien, strotzt von geschlechtlichen Anspielungen. Freilich ist es stark, daß die vornehme Dame den Liebetraut damit unterhält; dieser geht auf den ausgelassenen Ton geschickt ein. Hausweib (Hausfrau) braucht Goethe nicht aus Shakespeares Othello (II, 1) genommen zu haben.

schönes, blondes Haar und eine Adlernase. Liebetraut berichtet, wie ihm sein Kunststück gelungen, wie er von Götz gar nicht gesprochen, dagegen die Erinnerung an Bamberg durch unmerkliche Kleinigkeiten erregt, und als er eine gewisse Sehnsucht darnach erweckt, Weislingens Herrsch- und Frauensucht und seine Eitelkeit zu seinem Zwecke benutzt habe. Vergebens sucht Adelheid dem Fräulein ihre Absicht auf Weislingen zu verbergen; als sie sich allein fühlt, muß sie die gespannte Aufregung ihres Herzens sich gestehn. Wie aber könnte Weislingen der reizenden Frau entgehn, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schönheit und Schlauheit gegen ihn spielen lassen wird! Daß der Bischof Weislingen zu ihr bringen wird, deutet Weislingen am Schlusse an. Die knappe Fassung des Auftritts ist ungemein gelungen.

Vierter Auftritt. Im Spessart (die Szene sollte sich nicht bloß aus der Ueberschrift ergeben) finden wir Götz und Selbitz, die gegen die Nürnberger wirklich aufgebrochen sind. Götz erfährt durch den als Reiter mitgenommenen, aber dann nach Jaxthausen gesandten Buben Georg zu seiner höchsten Ueberraschung, daß dieser in Liebetrauts Begleitung Tags zuvor nach Bamberg gereist sei. Kann auch Götz, trotz des sonderbaren Scheines, den Glauben an Weislingens Treue nicht aufgeben, so will er doch, besonders da Selbitz sein ernstes Bedenken nicht verhehlt, sich sofort von der Lage der Sache überzeugen. Georg soll nach Bamberg, und zwar in bambergischer Tracht. Der kühne Auftrag erfüllt den kecken Jungen, der so sein erstes Reiterstück leisten soll, mit freudigem Muth. Ohne weiteres nimmt Goethe an, daß sie von einem bamberger Reiter, der im Namen des Bischofs Kaufleuten Geleit (Sicherheit) gegeben, dessen Kittel und Geleitszeichen erbeutet haben.

Im fünften bis siebenten Auftritt sehen wir, wie Weislingen trotz seines Widerstrebens in Bamberg zurückgehalten wird, sein gegebenes Versprechen treulos vergißt. Der eindringliche Zuspruch des Bischofs (die genauere Szenenangabe fehlt) bleibt nicht ohne Wirkung, da dieser seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er seine Bedeutung hoch anschlägt und nicht minder die Stimme der Liebe erhebt. Der Bischof wirft Weislingen vor, daß er sich habe verpflichten können, ihm zu entsagen, während er früher, wie wir von Franz wissen, zufrieden war, daß dieser dem Götz nur sein Wort gegeben. Damals schien ihm ein solches Wort nichts, da er meinte, er dürfe dieses ganz unbedenklich brechen; aber weil dies später Adelheid ausführen sollte, mußte der Bischof hier in anderer Weise auf ihn wirken. Den Uebergang zum Besuche Adelheidens macht jetzt ihre durch Franz gemeldete Einladung; sie hat es nicht aushalten können, ihn zu erwarten, und läßt sich als krank melden. Aber Weislingen ist noch immer entschlossen, Bamberg zu verlassen.

Adelheid betrachtet es, wie das Gespräch mit ihrem Fräulein zeigt, als eine Ehrensache Weislingen zu fesseln, zu dem sie keine besondere Liebesneigung empfindet, wie denn die Herrschsucht bei ihr entschieden über die sinnliche Lust das Uebergewicht hat. Daß sie ihn eigentlich nicht liebt, ist mehr als bloße Vorgabe. Mit Spott nimmt sie seinen angeblichen Antheil an ihrem Unwohlsein auf; sie wisse besser, daß er nichts nach ihnen (der Partei des Bischofs) frage, und sie drängt ihn, nur dorthin zu gehn, wohin es ihn ziehe. Als er aber seines Eides gedenkt, da verhöhnt sie seine Gewissenhaftigkeit; treues Worthalten sei nur eine romantische Fiktion*), wie die schönen Geschichten des Theuer-

) Wenn sie sich hierbei des Ausdrucks bei meinem Eid (vgl. oben S. 68)

dank.*) Dem Götz Wort zu halten sei er am wenigsten verpflichtet, da dieser ein Räuber; hinter seiner Weigerung müsse etwas ganz anderes stecken, sonst würde er sich gewiß nicht bestimmen lassen, mit einem solchen der kaiserlichen Acht verfallenen Störer des Landfriedens gemeinsame Sache zu machen.**) Und da er Götzens Liebe und Freundlichkeit gegen ihn in Anschlag bringen will, sieht sie voraus, wie dieser ihn ganz beherrschen, übermüthig und stolz ihn mißbrauchen werde, wobei sie nicht verfehlt, den innigen Antheil durchblicken zu lassen, den sie selbst an ihm nehme, da sie alles, was sie bemerke, nur um seiner eigenen Freiheit willen sage, wie sie ihre Neigung zu ihm eben durch die Hervorhebung seiner sanften Seele angedeutet hat. Allein rasch springt sie zum kalten Spotte über, daß er ja gehn müsse, und als er sich über ihren theilnahmlosen Blick beklagt, hält sie ihm vor, sie habe ihrem Feinde nichts weiter zu

---

bedient, so ist das nur als einfache Betheurung wie wahrhaftig, bei den Römern me Hercule aufzufassen. Solche Betheurungen verlieren durch den vielfachen Gebrauch ihre ursprüngliche Kraft, wie bei meiner Treue, selbst bei Gott, beim Himmel. Lichtenberger meint, Goethe habe den Ausdruck ganz unbedacht gebraucht. Wenn hier, wie im ganzen Akt, Mariens, weder von Weislingen, noch von Adelheiden und dem Bischof, gedacht wird, so geschieht dies wohl absichtlich. Die wirkliche Verlobung war bei Weislingen nur eine Uebereilung gewesen, die er in der Hofluft erkennt. Adelheid hält sie nicht einmal eines Spottes werth.

*) Das von Maximilian I. entworfene, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführte allegorisch moralisirende Gedicht Tewrdanck erschien erst 1517. Solche und stärkere Zeitverschiebungen kümmern Goethe nicht.

**) „So seid ihr ein Chamäleon?" In einem Briefe vom Juni 1764 sagt Goethe von sich selbst, er gleiche ziemlich einem Chamäleon. Statt des Fragezeichens von 1786 dürfte der frühere Punkt vorzuziehen sein. Ursprünglich fehlte ein.

ſagen. Der liebevollen Sehnſucht, die ſich in Weislingens ſchmachtendem Blick und Wort („Adelheid!“) verräth, ſetzt ſie die Verſicherung entgegen, daß ſie ihn jetzt ſchon als Feind haſſe. In dieſem Augenblick eilig zum Biſchof beſchieden, wie könnte er auf ſolche Weiſe von ihr ſcheiden! Er entfernt ſich mit der Betheurung, ſie wiederſehn zu müſſen. Die Abberufung von Seiten des Biſchofs iſt ein ſo treffliches Mittel zum Zwecke, daß es Liebetraut Ehre macht, der wohl dahinter ſteckt. Adelheid weiß hieraus den beſten Vortheil zu ziehen: ſie befiehlt ihn abzuweiſen, wenn er ſich melde; dadurch hofft ſie ihn am ſicherſten zu halten.

Der Beſuch beim Biſchof, der ſehr ſchwer darzuſtellen geweſen wäre, und die Abweiſung Weislingens, die ihn zum Verweilen beſtimmt, ſind übergegangen. Im ſiebenten Auftritt treffen wir Weislingen in ſeinem Vorzimmer, wo er nach der Abweiſung Franz erklärt, dieſen Abend nicht wegreiten zu wollen. In dem treffend veränderten Selbſtgeſpräch*) hält er ſich zunächſt ſeinen eben gefaßten Vorſatz voll Verwunderung vor; die Stimme des Gewiſſens mahnt ihn, ja auf ſeiner Hut zu ſein. Das böſe Anzeichen des ſcheuenden Pferdes ſcheint ihm bedenklich. Sich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht er nach Gründen, die ihn beſtimmten (der einzige, den er angibt, die Bitte des Biſchofs, ſeine begonnenen Geſchäfte zu vollenden, iſt federleicht, den wahren wagt er nicht ſich zu geſtehn); er beruhigt ſich durch die Verſicherung, daß nichts ihn dem Götz und ſeinem Worte untreu machen ſolle. Beſchleicht ihn auch der Gedanke,

*) In dem Entwurf, wo dieſes an Ueberladung und Unklarheit litt, wies Weislingen ohne weiteres die trüben Ahnungen als thörichte Einbildungen zurück.

wie schwer ihm das Scheiden sein werde, noch immer traut er es sich zu, ja er will sogar die Zeit seiner Abreise festsetzen. Doch man fühlt, wie er, trotz alles Gegenringens, schon die Widerstandskraft verliert: an sein morgen und das sich unmittelbar anschließende übermorgen glaubt er im Herzen selbst nicht.

Achter Auftritt. Wie rasch Adelheidens List den schwachen Weislingen seinem Wort und seinen besten Vorsätzen untreu gemacht hat, erfahren wir sofort. Auch hier findet sich zwischen den zwei unmittelbar an einander gerückten Auftritten ein etwas störender zeitlicher Sprung; der Entwurf hatte die Lücke durch zwei längere ausgefüllt, einen jetzt ausgefallenen und einen zum jetzigen neunten umgearbeiteten, den zwischen Marien und Elisabeth. Im Spessart finden wir dieselben Personen wie früher. Georg, der eben von Bamberg zurückgekehrt, tritt als tüchtiger Reiterbube, der sich klug durchzubringen weiß und das Herz auf dem rechten Fleck hat, lebendig hervor.*) Die reineckischen Bauern nahm Goethe aus der Lebensbeschreibung, welche reineckischer Knechte gedenkt; es sind Knechte des Grafen von Rheineck am Main, unterhalb Würzburg, gemeint. Mit Götzens tiefem Schmerz, daß Treue und Glauben ihn wieder getäuscht**), sollte der Akt, wie im ersten Entwurf, sein Ende finden; allein Goethe wollte bei der Umarbeitung noch schildern, wie Adelheid Weislingen gegen Götz immer bitterer aufregt,

*) Das macht, das kommt daher.

**) In der Lebensbeschreibung bemerkt Götz, all sein Unglück sei daher gekommen, daß er auf das Wort seiner Feinde sich verlassen, vertraut, und gemeint, andere Leute sollten so thun, wie er sein Tag gethan habe und, so Gott wolle, noch zu thun denke.

und ſo ſchob er eine den wirklichen Ueberfall der Nürnberger andeutende Szene ein.

Neunter Auftritt. Das Geſpräch zwiſchen Adelheiden und Weislingen eröffnet uns einen tiefen Blick in die Kämpfe, die letzterer zu beſtehn hatte, ehe er ſich zum Verrath an Götz entſchließen konnte; dabei verräth ſich auch die Art, wie Adelheid auf ihn gewirkt, die einen längern Zeitraum nach dem ſiebenten Auftritt vorausſetzt. Dies ſteht aber damit in Widerſpruch, daß wir den Ueberfall der Nürnberger nicht ſo weit hinausrücken dürfen. Zum erſten Theile des Auftritts iſt ein im Entwurf vorhergehender (8) verwandt, der Schluß neu gedichtet. Weislingen hat mit Götz gebrochen und Verhandlungen angeknüpft, um den Kaiſer zu beſtimmen, dieſen auf dem nächſten Reichstag in die Acht zu erklären. Adelheid iſt ärgerlich, daß Weislingen, von deſſen Thatkraft ſie ſich eine ſehr hohe Vorſtellung gemacht hatte, ſich dem Mißmuth hingebe*) und in Unthätigkeit verſinke. Dieſer findet ſich zunächſt durch ihre Vorwürfe verletzt und erbittert; erſt als Adelheid wieder einlenkt und ihre Liebe zu ihm vorkehrt, deutet er die Ungerechtigkeit ihrer Klagen an, indem er auf die Qualen hinweiſt, die es ihm

*) Ohne Metapher zu ſprechen. Man ſtellt den Ruf als eine Frau mit hundert Zungen dar, aber hier iſt von der überall vernommenen Anſicht die Rede. — Der kranke Poet jammert, weil er ſich in den Ergüſſen ſeiner Begeiſterung gehindert fühlt, aber das geſunde melancholiſche Mädchen ſpottet jeder Deutung. Goethe ſchrieb ohne Zweifel ungeſundes; das ungeſunde Mädchen verzweifelt trübſinnig an der Welt, die ihm keinen Genuß bietet. Wuſtmann und Chuquet denken bei geſund an die natürlichen Gefühle des Herzens im Gegenſatz zu dem höhern Streben großer Seelen nach Ehre und Macht, von denen Adelheid beſeelt wird. Aber dies kann nicht im bloßen geſund liegen, es müßte dabei auch die Verliebtheit bezeichnet ſein. Lichtenberger meint,

gemacht, von Götz abzulassen; gesteht er auch, daß die neue Verbindung mit diesem eine Uebereilung gewesen, so war doch der Eindruck seiner Treue und Liebe zu gewaltig, als daß es ihn nicht bitter schmerzen sollte, wider ihn zu wirken. Aber endlich hat er sich entschieden, schon hat er mit Götz gebrochen (er hat ihm durch Georg *berichten* lassen, daß er nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle), und so muß er sich gegen ihn vorsehn. Deshalb haben sie ihre Reiter vermehrt und ihn beim Kaiser verdächtigt; bei dem bevorstehenden Reichstag hofft er seine Absicht gegen ihn durchzusetzen. In Adelheidens Frage, ob er zum Reichstage gehe, spricht sich ihre volle Freude aus, welche die eben schmollende und spottende Frau doppelt liebenswürdig macht, so daß Weislingen nicht umhin kann, die sehnsüchtige Hoffnung auf ihre Hand anzudeuten. Sehr geschickt stellt sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht*), wenn er sein Werk vollende, den Kaiser auf ihre Seite bringe, diesen Götz und ihre eigenen Feinde vernichte.**) Dem auf endliche feste Zusage

---

ein gesundes Mädchen werde melancholisch, weil es noch nicht verheiratet sei. Aber hier wird die Hauptsache, daß es keinen Liebhaber besitzt, erst hineingetragen. Schröer bemerkt gar nichts. — Wenn sie sagt, sie habe ihre Gunst einem *andern* geschenkt, so geht dies auf das Bild, das sie sich von ihm nach dem Rufe und der ersten Bekanntschaft von ihm gemacht, nicht auf ein Ideal von einem Manne, wie Ihne erklärt (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, V, 136 ff.).

*) Adelheidens Aeußerung: „O ihr Ungläubigen! immer Zeichen und Wunder!" deutet auf das Wort des Heilandes Joh. 4, 48. — *Du kannst scherzen*, da du nicht, wie ich, den zu bekämpfen brauchst, den du liebst und bewunderst. Den Scherz findet er darin, daß sie der Politik gedenkt.

**) Schon Liebetraut hatte der Verdrießlichkeiten gedacht, welche Adelheid wegen ihrer Güter habe. Bei dem „stolzen Herzog" schwebt Ulrich von Württemberg vor.

dringenden Weislingen weicht sie in anmuthig andeutender Weise aus*); ihr schalkhaftes Lächeln reißt diesen ganz hin, so daß er nichts Höheres kennt als durch Erfüllung ihrer Wünsche sich das wonnigste Glück zu gewinnen.

Zehnter Auftritt. In dem am Schlusse den Ueberfall der Nürnberger andeutenden Auftritte in der Herberge, der im Entwurfe fehlte, weist der Dichter darauf hin, wie in dieser verworrenen Zeit sich jeder selbst Recht verschaffen müsse, da solches auf gerichtlichem Wege nicht zu erlangen sei. Freilich hatte Maximilian zur Schlichtung von Rechtshändeln das Reichskammergericht zu Frankfurt (später zu Speier) eingesetzt, aber auch dies war nicht im Stande, den Rechtsverletzungen Einhalt zu thun, der Willkür der Großen zu steuern. Goethe, der unsere Szene schrieb, nachdem er sich mit der Geschichte des 1693 nach Wetzlar verlegten Reichskammergerichts und mit den damaligen Zuständen desselben durch eigene Anschauung bekannt gemacht, überträgt zu seinem Zwecke die Ausartung auf die früheste Zeit und stellt die Verschleppung und Bestechung als Urstünden des Gerichtes dar. Ueber die Visitationen vgl. meine „Erläuterungen zu Wahrheit und Dichtung" II, 167. Als Goethe 1772 nach Wetzlar kam, war die von Kaiser Joseph 1766 verordnete Visitation in vollem Gange, bereits mehrere der Assessoren, unter ihnen Johann Hermann von Pape, genannt Papius, wegen Bestechung kassirt, was Goethe, der zu Wetzlar über die Geschichte viel hin und her reden gehört und den Mann selbst gesehen hatte, hier bestens benutzt. Der Name des „verfluchten

*) Ein Tag bringt den andern, die Zeit geht ununterbrochen fort. Aehnlich sagt man: „Die Zeit bringts" u. ä.

schwarzen Italieners" Sapupi ist ein Anagramm von Papius*), und wahrscheinlich sind auch andere Züge, wie das prächtige Gartenhaus mit dem großen Saal und die schwarzbraune Gesichtsfarbe, von Papius entnommen. Dieser soll über die handgreifliche Anspielung des Dichters sehr erbittert gewesen sein und mit einer Klage gedroht haben.**) Die Bestechungsgeschichte wird auf lebendigste, echt dramatische Weise in den Berichten des Brautvaters und des Bräutigams zur Darstellung gebracht.**) Götz räth zur Anzeige bei der kaiserlichen Visitation, obgleich er auf einen sichern Erfolg keine Aussicht machen kann; nur auf rasche Selbsthülfe hat er Vertrauen gesetzt, da er weiß, wie tief Bestechung und Unrecht eingerissen.***) Das Gespräch wird, was vielleicht passender früher geschähe, durch Georgs Nachricht

*) Schon Deinet schrieb im Dezember 1773 an Nicolai (Goethe-Jahrbuch XIII, 121) in Bezug auf den Götz: „Wem ist das Schicksal eines Papius in Wetzlar unbekannt?"

**) Boxberger führt (Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte III, 480 f.) eine ähnliche Geschichte zwischen zwei zürcher Bürgern aus Paulis Schimpf und Ernst an. Diese „lagen mit einander in den rechten, vnd triben grosen kosten vff einander, das sie einander schier verterbt hetten". Der eine geht mit seinem Sohne zu seinem Gegner, und schlägt diesem vor, er möge, damit man nicht über ihr Verderben spotte, die Tochter seinem Sohne zur Frau geben und sich mit ihm vertragen, was dieser freudig annimmt. Aber es könnte auch eine in Wetzlar erzählte Geschichte zu Grunde liegen oder Goethe sonst eine ähnliche gangbare Anekdote vernommen haben. — Endigt, wie jetzt durch die Hochzeit geschieht. Das Präsens von der bis zur Gegenwart sich erstreckenden Handlung.

***) Der Brautvater braucht einmal das is der gemeinen Volkssprache und nit, daneben mehrfach ist und nicht. — Das Frieren, volksthümlich vom kalten Fieber. — Die Perrucken, die Richter. — Herz, hier vom Sitze des Denkens, wie Seele. Lichtenberger denkt an die Vergleichung, als wäre es ihnen ans Herz gewachsen. — Maulaffe, von dem, der mit offenem Maule staunt, nach dem plattdeutschen apen (offen). — Das Wasser geht mir an die

vom Anzug der Nürnberger unterbrochen.*) Die Oertlichkeit „zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald“ scheint willkürlich erfunden. Götz lauert nach den frühern Szenen im Spessart auf die Nürnberger, was wir freilich nicht allein durch die Ueberschrift der Szenen erfahren sollten; auf dem bezeichneten Wege befindet sich zwar ein Mühlbach bei Karlsstadt, aber kein Beerheim. Die Lebensbeschreibung erwähnt einmal eines Angriffs auf mehrere von Würzburg durch Habichtheil und Lengefeld dem Spessart zuziehende, nach Frankfurt reisende nürnberger Kaufleute; ein andermal wollte Götz gen Frankfurt reisende Nürnberger zwischen Nürnberg und Fürth, ein drittesmal im Walde Hagenschieß überfallen.

So schließt denn der zweite Akt mit der Furcht, daß es Weislingen und Genossen gelingen werde, die Acht gegen Götz zu erwirken, wozu dieser ihm durch seine Niederwerfung der nürnberger Kaufleute eine Handhabe bietet. Die Handlung hat sich im zweiten Akt rasch und lebendig entwickelt; nur sind an ein paar Stellen zwischen den Szenen störende Lücken, so daß wir einen unbequemen Sprung machen müssen, und der Angriff gegen die Nürnberger erfolgt wegen der zwischen den einzelnen Szenen liegenden Zeit nicht so rasch, als wir erwarten müssen, doch wird dies durch die spannende Darstellung möglichst verdeckt.

Seele, von großer Bedrängniß, nach Psalm 69, 2. — Scheel, schielend, zweideutig.

*) Nachtims, für Abendmahlzeit, nahm Goethe aus einer Anmerkung Steigerwalds zur Lebensbeschreibung. — Zu ihr wollen vgl. S. 60**.

Dritter Akt.

Außer Selbitz gewinnt Götz den tapfern Sickingen für sich, der seine Schwester heimführt, aber nicht öffentlich ihm zu Hülfe kommen soll, und einen von Bewunderung seiner Ritterlichkeit erfüllten treuen Knecht. Die Exekution wird gegen Götz beschlossen und rasch ausgeführt; nach manchen den Reichstruppen beigebrachten Schlägen erhält Götz endlich freien Abzug, aber das ihm gegebene Wort wird schmählich gebrochen. Nur in einer etwas ungelegen kommenden Szene wird die glühende Neigung von Franz zu der ihm gewogenen Herrin angedeutet. Während Weislingen Adelheidens Wünsche zu erfüllen sich beeifert, wendet sich ihr Herz dem von schwärmerischer Liebe entflammten Jüngling zu; zum erstenmal regt sich sinnliche Neigung in ihrer Brust, da sie sich so glühend geliebt fühlt; aber wie könnte ihren herrschsüchtigen Geist die rasende Liebe eines Dieners befriedigen!

Erster Auftritt. Bei der Klage der Kaufleute in einem Garten zu Augsburg*) und der Erwiderung des Kaisers schwebt die Erzählung von Götz selbst in der Lebensbeschreibung vor, wie er in der Fehde gegen die Nürnberger einmal durch Schuld des Kundschafters nicht den rechten Wagen angegriffen, die Kaufleute aber, in der Meinung, er habe ihr bestes Gut genommen, nach Augsburg zum Kaiser gelaufen und diesem fußfällig geklagt, daß sie jetzt verdorbene Leute seien und einen „unüber-

*) Es ist ein öffentlicher Garten gemeint, in welchem der zu Augsburg gern weilende Kaiser Maximilian zu lustwandeln pflegte.

windlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden kunten, empfangen hetten". Die Worte, welche der Kaiser gegen die Kaufleute spricht, sind fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Götz bemerkt dort, ihm sei diese Rede drei bis vier Tage später von einem vornehmen Herrn mitgetheilt worden, dem man sie von Augsburg geschrieben; sie habe ihm so wohl gefallen, daß es ihm im Herzen eine Freude gewesen.

Der Kaiser ist sehr mißmuthig, da er nur zu deutlich erkennt, wie die Fürsten bloß ihren eigenen Vortheil suchen, nach ihm und dem Reich nichts fragen; daran scheitern alle seine Unternehmungen, so daß er mit Bedauern auf sein ganzes vergangenes Leben zurückschauen muß. Der geschichtliche Maximilian durfte einen viel heiterern Rückblick auf sein Leben werfen, wenn es auch seinen äußern Unternehmungen, zum Theil nicht ohne seine Schuld, an nachhaltigem Erfolg fehlte: aber diese mannhafte Rittergestalt konnte Goethe zu dem Bilde einer versinkenden Zeit nicht gebrauchen. Die ewigen Händel sind seinem Kaiser höchst unangenehm*); dennoch findet Weislingen bei ihm keinen Eingang, wenn er diese unruhigen Köpfe, Sickingen, Selbitz und Götz**), auf die Seite zu schaffen räth; ja Maximilian ehrt deren Tapferkeit und Edelmuth, und möchte sich ihrer im Kriege bedienen. Doch Weislingen sucht den schwachen Kaiser dadurch zu ängstigen, daß er auf die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an mehrern Orten ausbrechenden

*) Vor daß es stand im Entwurf noch so, in der Lebensbeschreibung das ohne das folgende es.

**) Daß es ihm doch schwer fällt, den Namen Berlichingen auszusprechen, soll der davor stehende Gedankenstrich andeuten.

Aufstände der ländlichen Bevölkerung, wie der Bundschuh im Bisthum Speier (1512), der arme Konrad in Württemberg (1517), hinweist. Diese bezeichnet er als Folge des gesetzlosen Zustandes, des durch die Fehden hervorgerufenen Schwindelgeistes, indem er, nach Art falscher Angeber, die wahre, im grausamen Drucke der schwelgerischen, geld- und genußsüchtigen Herren liegende Ursache verschweigt — ein altes, doch immer neues, seines unseligen Zweckes selten bei den Fürsten verfehlendes Mittel. Aber der Kaiser besteht darauf, daß man diesen edlen Rittern nichts zu Leide thue*), selbst noch als Weislingen ihn völlig überzeugt hat, daß man ihnen Einhalt thun müsse.

Zweiter Auftritt. Das wirkliche Aussprechen der Reichsacht stellt der Dichter nicht dar; wir hören davon nur später, als sie in Vollzug gesetzt wird. In diesem Augenblicke, wo die Reichsacht schon über Götzens Haupt schwebt, fühlt sich ein anderer der mißliebigen Ritter, der edle Franz von Sickingen, auf das entschiedenste zu diesem hingezogen, so daß er eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm wünscht. Gerade diese Vereinigung wirft auf den von Weislingen so schmählich verleumdeten, aber vom Kaiser noch immer hochgeehrten Götz ein schönes Licht, da nur dessen Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit Sickingen zu seinem ritterlichen Entschluß gebracht haben. Der mitten im Gespräch anhebende Auftritt zeichnet uns den mannhaften

*) Urfehde, das Versprechen, Ruhe zu halten und den bestimmten Bezirk (Bann) nicht zu verlassen. — Bann. Schon in Straßburg hatte sich Goethe in seinen „Ephemerides" angemerkt: „In Elsaß heißt die Terminei Bann, der Feldschütze Bannkert." Im vierten Akte braucht er dafür Terminei, nach dem mittelhochdeutschen termenie.

Sickingen mit wenigen sprechenden Zügen: sein edles Herz, sein entschiedenes Wollen, sein kräftiges Selbstbewußtsein verräth sich auch in der Art, wie er um Mariens Hand bittet*) und alle Bedenken wegen der Verlobung mit dem niederträchtigen Weislingen zurückweist. Sickingens Einschreiten am Schlusse des folgenden Aufzugs bestimmte den Dichter, ihn schon hier auf eine so bedeutsame, die Handlung innig verkettende Weise auftreten zu lassen.

Dritter Auftritt. Sofort, ohne daß der Achtserklärung vorher gedacht wäre, werden wir in das Lager der auf Exekution gegen Götz ausgesandten Reichstruppen versetzt, die desselben, womöglich lebendig, sich bemächtigen sollen, was freilich dem Hauptmann und dem ältern Offizier bedenklich scheint, während der heißblütige jüngere, der keine Vorstellung von solcher Riesenkraft hat, sich hier leicht die Sporen zu verdienen wähnt**), um die besondere Gunst bittet, den zur Beobachtung ausgeschickten Trupp zu führen.

Vierter Auftritt. Auf Jaxthausen hören wir zunächst von Sickingen selbst, daß Maria seinen Antrag nicht unfreundlich aufgenommen, ja, in ihrer Bestürzung, den Antheil, den sie an ihm nehme, nicht habe verbergen können. Freilich sollte man glauben, die zarte Marie könne nach dem schmählichen Verrath ihrer Liebe nur in einem Kloster eine Zufluchtsstätte finden: aber man darf ihrer Liebe zu dem äußerst bedrängten Bruder

---

*) Verjammern und verbeten. Ver deutet hier auf das Hinbringen des Lebens, nicht auf das nutzlose Verschwenden hin.

**) Beim Lappen (früher Lippen), volksthümlicher Ausdruck für gefaßt. In einem Briefe Goethes an Frau von Stein von 1780 steht ähnlich beim Lippen kriegen.

wohl das Opfer zutrauen, daß sie, auch ohne Drang herzlicher Liebe, einem der edelsten Ritter, der mit so biedern Gesinnungen ihr naht, die Hand reiche. Und der Dichter bedurfte einer solchen verwandtschaftlichen Verbindung Sickingens mit Götz, die er mit Recht, da sie vor dem näher eindringenden Auge nicht die Probe bestehn kann, etwas ferner gehalten, nur mit wenigen Strichen angedeutet hat. Wünschen möchte man freilich, Maria hätte sich hierüber selbst gegen ihre Schwester ausgesprochen, besonders hervorgehoben, daß ihre Liebe zum Bruder sie besonders bestimme: allein hiervon hielt den Dichter die Erwägung oder das unbewußte Gefühl ab, daß er das Unwahrscheinliche der Sache, die Unmöglichkeit für Mariens Herz, dadurch erst recht ins Licht gerückt haben würde. Auch hier werden wir mitten in das Gespräch hereinversetzt. Götz hat eben erst die Achtserklärung empfangen. Daß er wegen der nürnberger Händel, aber nicht auf Veranlassung jenes augsburger Gnadengesuches der Kaufleute, in die Acht erklärt wurde, berichtet die Lebensbeschreibung in folgender Weise: „In summa summarum, das Reich verordnete 400. Pferd wider mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knecht waren, wie dann dieselbigen Feinds-Brief noch vorhanden, und kamen ich und mein Bruder (Philipp) in die Acht und Uberacht (Aberacht), und in etlich Städten schossen die Pfaffen und München auf der Canzel mit Lichtern zu mir*), und erlaubten mich den Vögeln in Lüfften, sie solten mich fressen, und ward unß alles genommen, waß wir hetten, daß wir nit eines Schuhes breit mehr behielten".**) Damals wurde die

*) Indem sie angezündete Lichter zur Andeutung, daß sein Leben so verlöschen solle, ausbliesen.

**) In der alten Achtserklärung hieß es: „Wir theilen dein Erb und Eigen

Sache vertragen, wogegen Goethe zu seinem Zwecke die Einschließung und Eroberung von Jaxthausen darstellen mußte, wozu er einzelnes von der Belagerung und Uebergabe des Schlosses Möckmühl (vgl. S. 43. 48) herübernahm. Sickingen ist gleich zur Hülfe für seinen neuen Schwager bereit*), dieser aber lehnt sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse ab, nur einige Reiter von ihm will er gern annehmen: mit den Reichstruppen hofft er vor der Hand mit Hülfe seines erklärten Genossen Selbitz fertig zu werden**); denn sie sind ihm feige Miethlinge***), und die Führer können nichts ausrichten, weil sie nach einem vorausbestimmten Operationsplan sich richten müssen. Die hier eingefügte, für Götz charakteristische Geschichte von der ihm übertragenen Fehde gegen Konrad Schott steht fast wörtlich in der Lebensbeschreibung. Sickingen soll erst das Jawort Mariens sich verschaffen, darauf sich entfernen, um ihm die versprochenen Reiter zu senden, Marien aber insgeheim abholen.

Zunächst kehren wir im kurzen fünften Auftritt zu der noch in Bamberg weilenden Adelheid zurück, wo wir von Weislingens weiterm Wirken gegen Götz Kunde erhalten und die Entwicklung des Verhältnisses der schönen Frau zu Franz ein-

---

deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften." Auch ward von den Geächteten gesagt, sie seien „ihren Freunden verboten, ihren Feinden erlaubt". Vgl. Schillers Tell 3212. Uhlands Herzog Ernst I, 2. Götz umschreibt die Achtsformel in bitterm Spott.

*) „Erst sollen sie dran", an den dem Götz durch die Acht gedrohten Tod.

**) Gegen der (statt des 1786 eingeführten die) schrieb Goethe zuerst nach älterm Sprachgebrauche im Sinne von gegenüber der.

***) Sorg' du! sei drum besorgt! mit der Ueberzeugung, daß die Sorge vergeblich sei. — Miethling. Nach dem biblischen Gegensatze des guten Hirten und des Miethlings Joh. 10, 11—14.

geleitet wird. Weislingen hat sich, als der Kaiser jene Exekutionen verordnet, den Befehl über die Truppen ausgebeten, welche zur Befreiung von Adelheidens Gütern bestimmt sind*), worüber diese aber keine besondere Freude äußert, da ihr Herz, das augenblicklich von der Liebe des treuen Jungen gerührt ist, nicht an Weislingen hängt.

Sechster Auftritt. Noch ehe Götz mit seinen wenigen Leuten den Reichstruppen tüchtigen Abbruch thut, führt die edelste Bewunderung der ritterlichen Tapferkeit des Götz ihm einen wackern Knecht zu, dessen der Dichter zur Belebung der folgenden Vertheidigung gegen die Reichstruppen bedurfte. Wie der junge Georg sich seit frühester Jugend an Götzens ritterlichen Thaten genährt und entflammt hat, so haben diese ihm sogar einen auf der feindlichen Seite kämpfenden Reiterknecht mit Leib und Leben zu eigen gemacht. Goethe hat hierbei die Gelegenheit ergriffen, seinem Freunde Christian Franz Lersé oder, wie er ihn damals zu nennen pflegte, Lersen**), aus Buchsweiler, der zu seiner Zeit in Straßburg Theologie studirte, ein schönes Denkmal zu errichten. Dieser wackere, durch strenge

*) Im Entwurf las hier Adelheid einen dies meldenden Brief von Weislingen, worüber sie so stolze Freude empfindet, daß sie ihm nach dem bald zu Ende gehenden Trauerjahre ihre Hand geben will. Wie glücklich ist dies hier zu dramatischem Leben erhoben und zugleich zur Einleitung des Verraths von Weislingens Liebe! Auf die Exekution gegen Götz kommt die herrschsüchtige Frau erst an zweiter Stelle. — Der Name des von Sirau, den die neue Bearbeitung als Führer der Exekution gegen Götz nennt, ist ganz frei gewählt. Die erste Ausgabe hatte Baron von Sirau. — Du hältsts nicht aus, gar nicht zu ruhen und nichts zu dir zu nehmen.

**) Im Entwurf stand noch Lersen, schon im ersten Druck Lerse, wie die Familie eigentlich hieß.

Pünktlichkeit sich auszeichnende treuherzige Freund besaß besonders im Fechten große Gewandtheit; im straßburger Kreise galt er als steter Schieds- und Kampfrichter. Auch mit Lenz und Jung Stilling war Lerse sehr vertraut, und gleich diesen ein schwärmerischer Verehrer Shakespeares. Goethe blieb mit ihm auch in Versailles, wohin er sich von Straßburg aus begab, in brieflicher Verbindung. Eines Briefes von ihm gedenkt er im November 1771, eines andern im Dezember 1772. Später war er in Colmar Inspektor an Pfeffels Kriegsschule, als Lehrer und Erzieher geachtet; während der Revolution diente er einige Zeit als Kommandant der Nationalgarde, war dann Archivar. Er zeichnete sich durch große Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer und besonders der Münzen aus. Graf Johann von Frieß in Wien berief ihn zur Erziehung seines Bruders, mit dem er Leipzig besuchte. Damals sah Goethe den alten Freund wieder. Als Vorsteher der Kunstsammlungen blieb er im Hause des Grafen, ehrenvoll bekannt als Münzkenner. Er starb plötzlich am 17. Juni 1800. In seinem Nekrolog hieß es: „Er war ein seltener Mann von Festigkeit und Güte und ein Freund seiner Freunde.“ Auch hier benutzte Goethe auf das geschickteste einen Anhalt der Lebensbeschreibung. Götz berichtet, wie ihm in einem gefährlichen Strauß ein „Knechtelein, so beym Bernhard von Hutten gewesen,“ sich damals aber bei Ehrhard Truchseß, einem Vetter von Veltin Schott, befand, sehr viel zu schaffen gemacht. „Dann wann ich schon das Männlein etwan einmal von mir bracht, und ich etwann sonst an einem andern war, so kam es von Stund an [sofort] wieder an mich, es hub mich auch durch den Panzer-Ermel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hett, und hett ich sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein ge-

warten kunt, und dasselbig Männlein entboth mir darnach, wann ich es zu einem Diener annehmen wolt, so wolt es mir ein Jahr umsonst dienen, nit weiß ich, was es an mir ersehen hat, da entboth ich ihme, es solte kommen, ich wolte es nit umsonst begehren, sondern ich wolt ihn halten, wie einen andern Knecht, und wiewol mir das Männlein uf dem Tag hart zusezt, und ich sein nit bedorfft, so hett ich ihne doch gern zu einem Diener angenommen, dann er gefiel mir uf den Tag nit mehr dann zu wol". Goethe läßt den Lerse in diesem drangvollen Augenblick sich bei Götz melden, der dadurch von freudigstem Selbstgefühl gehoben wird. Im Entwurf wird Lersen, wie in der Lebensbeschreibung, als kleiner Mann, als „Männlein" bezeichnet; wohl auf Lerses eigene Erinnerung geschah es, daß Goethe ihn später als einen „stattlichen Mann" einführte, und statt des wiederholten Männlein Knecht setzte, doch ließ er ihm die feurigen schwarzen Augen, während der wirkliche Lersé, wie Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung meldet, kleine, blaue, heitere, durchdringende Augen hatte. Die ganze Beschreibung jenes Straußes ist aus der Lebensbeschreibung getreu herübergenommen, wo nur einzelnes noch näher bestimmt ist, dagegen wird der Name des Dorfes, das bei Goethe Remlin heißt*), nicht genannt.**) Georg meldet die Ankunft von Selbitz auf den folgenden Tag; da er aber am Flüßchen Kocher, ein paar Stunden von Jaxthausen, einen Trupp der Reichsvölker hat herunterziehen gesehn, so eilt Götz mit ihm und Lerse ihnen

*) Bekannt ist ein Remlingen bei Würzburg.

**) Der Ausdruck „mit der Hand in die Kohlen schlagen" (sich die Finger verbrennen) kommt in der Lebensbeschreibung mehrfach vor.

entgegen, um an diesen zunächst seinen Muth zu kühlen, ehe sie ihm nahe kommen.

Der siebente und achte Auftritt zeigen, wie schlimm diesen das Zusammentreffen mit Götz bekommt, und sie zeichnen die in Gliedern und Haupt gleich erbärmlichen Reichstruppen mit einigen derben Strichen. Den Führer, jenen oben als zweiter Offizier bezeichneten Poltron (der Dichter nennt die Offiziere hier und im folgenden Ritter), hat Götz vom Pferde gestoßen und mit Mühe ist er von den Seinigen gerettet worden*), wie wir zunächst von Georg**), dann aber auch in einer zweiten Lagerszene hören, wo er verhöhnt wird.

Neunter bis elfter Auftritt. Der eben auf Jaxthausen angekommene Selbitz bringt Götz die Nachricht, Weislingen sei es, der die Achtserklärung gegen ihn durchgesetzt, was diesen nur zu raschem Handeln treiben kann. Durch die Reiter von Selbitz verstärkt, unternimmt er einen zweiten Angriff auf die feigen Reichstruppen, dessen Erfolg uns eine dritte Lagerszene schildert. Der Hauptmann klagt, daß Götz ihnen einen Haufen nach dem andern schlage. Deshalb will er mit allen Truppen (schon haben sie hundert Knechte eingebüßt) näher an Jaxthausen heran, wo Götz ihnen stehn müsse. Als die Reichstruppen nun gesammter Hand auf den mit Truppen, unter denen Lerse, und mit Selbitz im Waldgebirge erscheinenden Götz los-

*) Nach der Lebensbeschreibung: „Darauf ich ihne Erhard Truchsäßen auch so bald vom Pferd herab stach, daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag."

**) In Stücken, wie in Stall. Vgl. S. 62*). Im war späterer Druckfehler. — Wenn der vom Baume gestiegene Knecht sagt: „Da ist nicht gut sein", so kann da nur auf den Baum gehen. — In du Teufel geht du auf Götz, ist keineswegs ein allgemeiner Fluch.

kommen, freut dieser sich, daß er durch Sickingens Reiter stärker ist, als diese meinen*), wodurch er Selbitz auf den Gedanken bringt, ihre Truppen zu trennen. Götz geht auf dessen Plan ein, links um die Höhe zu ziehen: er will dem gesammten Reichsheere gegenüber Stand halten, bis Lerse**) mit fünfzig Mann, zu denen auch die zwanzig von Sickingen gesandten Reiter gehören, und Selbitz mit den Seinen von verschiedenen Seiten diesem in den Rücken fallen.

Zwölfter bis vierzehnter Auftritt. Von Gebirg und Wald werden wir auf eine Haide versetzt, auf welcher der Exekutionszug vorrückt. Der Hauptmann verläßt sich auf seine große Ueberzahl, doch erleidet sein stolzes Siegesbewußtsein durch die Mahnung des ersten Ritters (der zweite Ritter oder Offizier ist verwundet zurückgeblieben) einen gewaltigen Stoß.***) Selbitz und Lerse kommen zur Zeit höchster Noth; denn sie finden Götz von den Reichstruppen fast umringt.†) Ersterer wird verwundet und auf eine Höhe gebracht, von deren Wartthurm aus ein Knecht den weitern Verlauf des Treffens berichtet. Dabei mag die Stelle von Shakespeares Julius Cäsar V, 3 vorschweben, wo Pindarus höher auf den Hügel steigt, um zu berichten, was

---

*) Mit hellem (vollem) Hauf. Bei den Landsknechten war der helle Hauf der Gegensatz zu dem vorangehenden, dem verlorenen.

**) Er wird von hier an, den ganzen Akt hindurch, mit seinem Vornamen Franz bezeichnet; später heißt er auffallend wieder Lerse.

***) Ich bitt' euch, euch zu schonen. — Löst ihn (den Knoten) auf, wie es geschehn wird, wenn ihr fallt. — Und ihr blast ihn weg, befiehlt der Hauptmann den Truppen.

†) Mit ihren Distelköpfen. Ihre Köpfe sollen wie Disteln fallen. Aber der Ausdruck Distelkopf ist hier auch verächtlich gebraucht. Sonst pflegt man auch einen mürrischen, neidischen Menschen Distelkopf zu nennen.

in der Ferne geschieht, aber daß dies von selbst sich darbietende Steigen zur Höhe im Shakespeare sein „technisches Muster" habe, wird man Minor (S. 278 f.) nicht zugeben können, noch viel weniger, daß Goethe, was bei jenem ein glücklicher Kunstgriff [?] sei, bloß äußerlich benutzt habe. Es ist durchaus passend zum Zwecke verwandt. Hören wir zunächst in steigender, echt dramatisch belebter Erwartung, wie Götz, nachdem er den übermüthig auf die Menge sich verlassenden Hauptmann niedergestoßen, eine Zeit lang selbst im Getümmel verschwindet, bis er sich endlich wieder emporarbeitet und die Reichstruppen in die Flucht schlägt, so geben uns bald darauf er selbst, Georg und Lerse, von freudiger Aufregung ergriffen, über den erfochtenen Sieg nähere Kunde.*) Götz läßt den schwerverwundeten Selbitz nach Jaxthausen bringen, wo alle nach diesem Strauß**) sich stärken sollen. Wie schlimm es mit den Reichstruppen stehe, verräth uns der Hauptmann selbst, der in der Runde umherschickt, die Zerstreuten aufzusuchen und zu sammeln.

Fünfzehnter Auftritt. Götz treffen wir wieder auf Jaxthausen, von wo er nochmals mit verstärkter Mannschaft den Reichstruppen entgegenziehen will, gegen die er Georg und Lerse absendet***), wie einen andern Knecht zur Beobachtung der

*) Wie der Blitz, so rasch, wie der Donner, mit solchem Lärm, da er einen vom Pferde stieß.

**) Den Ausdruck Strauß fand Goethe in der Lebensbeschreibung, wo der Herausgeber ihn durch „Streit, Zank, Zwistigkeit und Unwillen, so man miteinander hat", erklärt.

***) Der Name Weilern, wo die Geworbenen sich versammeln sollen, ist willkürlich gewählt. Später bildete Goethe launig zu einem Puppenspiel den Namen Plundersweilern. Ein Dietrich von Weiler kommt unten als Opfer der Wuth der Bauern vor.

Exekutionstruppen. Sickingen ist bereit, Marien heimzuführen, die sich nicht vom Bruder trennen will und ihren Bräutigam gleichfalls zum Bleiben zu bestimmen sucht.

Sechszehnter und siebzehnter Auftritt. Wie jeder Versuch von Götz, sich zu verstärken, aus Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht mißlingt, zeigt sich auf Jaxthausen, nach dem Vollzug der heiligen Handlung. Götz, der mit seinen wenigen Reitern unmöglich die Reichstruppen jenseit der Jaxt halten kann, drängt Sickingen und Marien zur Abreise.*) Daß das Aeußerste nahe, hätte unmöglich auf eindringlichere Weise zur Darstellung gelangen können. Aber Götz hat noch immer den Muth nicht verloren, vielmehr fühlt er sich ganz getrost, da er Marien und Sickingen aus dem Schlosse weiß, und der Gedanke, daß seine Gattin treu ihm zur Seite beharren werde, ist ihm süßeste Herzensstärkung. Durch Georg erfahren wir weiter**), daß die Reichstruppen ganz in der Nähe sind; das Schloß wird überall verriegelt und verrammelt. Darauf erfolgt die Aufforderung zur Uebergabe mit der derben, von K. Ph. Moritz

*) Du wirst mit mir in die Grube fallen, mit Anklang an Matth. 15, 14.

**) Durch ein offenbares Versehen läßt Goethe Georg sagen: „Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blitzen", nur im Ausdruck etwas abweichend von der Fassung des Entwurfs: „Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Piken." Das war dort ganz an der Stelle, wo nach dem Abgange von Götz und Elisabeth mit dem Auftreten von Götz und Georg eine neue, durch Abend und Nacht von der frühern geschiedene Szene folgte. Hier aber, wo nur Elisabeth geht und Georg gleich zu dem auf der Bühne bleibenden Götz tritt, entsteht dadurch ein Widerspruch, da eben noch davon die Rede war, Sickingen solle gleich den Abend fort. Die Worte Georgs „Die Sonne ging auf und" müssen wegfallen, wie es bereits in der Bühnenbearbeitung geschehen ist. Das hat jetzt auch Chuquet bemerkt.

seltsam für den künstlerischen Mittelpunkt des ganzen Dramas erklärten Antwort des Götz, der die Exekution nur für ein von Weislingen und dem Bischof von Bamberg gegen ihn angezetteltes Ränkespiel halten kann. Die Antwort von Götz ist nach der Lebensbeschreibung. Dort erzählt dieser, wie er zu Krautheim das „Schaafhauß" angezündet, um den Amtmann herauszulocken. „Und wie ich also hernieder brandt, da schrie der Amtmann oben heraus ...., da schrie ich wieder zu ihme hinuf, er solte mich hinden lecken." Der Entwurf ist hier ungescheuter als die jetzigen Gedankenstriche. — Der folgende Auftritt, wo der Hauptmann, nachdem er auf seine Frage, wie viel Leute noch übrig seien, vernommen, daß nur noch hundertfünfzig ihm geblieben, den sofortigen Aufbruch gegen Jaxthausen befiehlt, soll bloß die beiden Auftritte vor und nach der Vermählung trennen, ist aber ein ungeschickter Nothbehelf. In der spätern Bühnenbearbeitung treten hier Georg und Lerse auf.

So hat denn der Dichter das Anrücken der Reichstruppen und die schweren Verluste, die Götz ihnen zugefügt, bis zum Beginne der Belagerung seiner Burg in einigen glücklich hingeworfenen, lose aneinander gereihten Bildern uns lebendig vergegenwärtigt, worin der ritterliche Götz in höchstem Glanze erscheint, und die Handlung, freilich ruckweise, doch rasch und entschieden sich vorwärts bewegt. Mit demselben Glücke ist der Fortgang der Belagerung und des Götz und der Seinen ungebrochener Muth in wenigen Szenen geschildert.

Achtzehnter und neunzehnter Auftritt. Der Vorrath ist bald aufgezehrt, da sie sich nicht vorsehn konnten, wie Götz nun von seiner treuen, jetzt mit Arbeit über-

häuften Gattin erfährt*), die er in der Küche aufgesucht. Aber da sie den Belagerern schon großen Abbruch gethan haben, während diese dem Schlosse wenig schaden, hofft er auf einen Vertrag. Leider steht es nicht weniger schlecht wie mit dem Mundvorrath, auch mit dem Pulver und den Kugeln, doch versuchen sie neue Kugeln zu gießen. Hier ist der Bericht der Belagerung von Möckmühl aus der Lebensbeschreibung benutzt. Zur Zeit der Kapitulation hatten sie dort nur noch drei Malter Mehl und einige den Bürgern geraubte Schafe gehabt. „So hetten wir auch kein Kugeln mehr zu schiessen, dann was ich aus den Fenstern, Thorenglen, Zinn, und was es war, zu wegen bracht, daß ich dannoch wieder zu einem Anlauff gefast war, darzu hetten wir nit Wasser, daß wir den Pferden geben mögten, und auch kein Wein mehr, denn was mein war, den musten wir und unser Pferd trinken und unß mit behelffen". Auf köstliche Weise ist der frische Muth und die gute Laune geschildert, mit welcher Georg und Lerse auch in der äußersten Noth ihre Pflicht thun und den Reichstruppen wacker zusetzen, die sich darauf verlassen, man habe sich bereits verschossen. Die Belagerer bieten endlich einen Vertrag an. Lerse will ihn nur unter der Bedingung freien Abzuges annehmen; er selbst geht, um zu verhandeln, obgleich Götz, der keine Ahnung eines Truges hat, nicht auf die Annahme hofft. Nach der Lebensbeschreibung unterhandelte Götz lange wegen der Uebergabe von Möckmühl. Zwischen diesem und dem folgenden Auftritt liegt eine längere Zeit der Unterhandlung.

---

*) In den Worten des Götz: „Du hast viel Arbeit, arme Frau", fehlte das viel seit der zweiten Ausgabe der Werke. Ich habe es 1851 hergestellt.

Zwanzigster Auftritt.*) Ehe der Vertrag wirklich abgeschlossen wird, zeigt uns der Dichter den vom Schicksal noch ungebeugten Götz als treuen Hausvater, als guten, dem Kaiser und dem Reich herzlich ergebenen Deutschen, als edlen Reichsritter, der die Freiheit, die der Athem seines Lebens, mit den Pflichten gegen Kaiser und Reich, insofern diese das allgemeine Beste fördern, wohl zu verbinden weiß, wogegen bei dem zerfallenen Zustande des „krüppeligen" Reichskörpers Eigennutz und Herrschsucht der Fürsten alles zu Grunde richten. Der bittere Gegensatz der von Götz ersehnten Zeit allgemeiner wahrer Freiheit zu der traurigen Gegenwart, wo des Kaisers treuester Diener, dem es nur um Herstellung des gewaltsam gefährdeten Rechtes in der alt überlieferten, weislich festgesetzten, von Willkür durchaus entfernten Form des Faustrechts zu thun ist, als Reichsfeind belagert wird, dieser Gegensatz ergreift uns mit inniger Rührung, als Georg sich so lebhaft in die von Götz geträumten schönen Zeiten versetzt fühlt, daß er darüber ihre arge Noth einen Augenblick ganz vergißt. Götz spricht die schöne Sendung der auf das Wohl der Unterthanen hingewiesenen Fürsten in reinster Weise aus, im Gegensatz zu der jetzt das Reich schwächenden, das Recht vernichtenden Herrschsucht der Fürsten.**) Die Erzählung von der Jagd des Landgrafen von

---

*) Durch Versehen ist als Ort von Auftritt 19, 20 (wie auch 22) „Saal" angegeben. Die Bearbeitung hätte das Versehen des Entwurfs wegschaffen sollen. In den übrigen Aufzügen lautet die Ortsangabe immer bloß Jaxthausen. Auftritt 19 und 22 sollte Zimmer stehn. Saal und Zimmer werden auch im zweiten Aufzug unterschieden.

**) Am Schlusse der mit „So viel nicht" beginnenden Rede des Götz ist vor „nicht erst" ein die zu denken. Hierdurch schwindet das von Lichtenberger

Hanau ist eine glückliche Erfindung des Dichters; schon im ersten Akte gedachte Götz des Landgrafen nach der Lebensbeschreibung als eines ihm gar lieben Herrn. Unser trefflich ausgeführter Auftritt bildet den Gipfelpunkt des Stückes: gerade vor dem Falle des edlen, tapfern, getreuherzigen Ritters erhebt sich seine Gestalt vor uns in ihrer ganzen großartigen Würde und deutschen Ritterlichkeit: er ist kein roher Raufbold, sondern der von der wahren Größe des Reichs und dem Gefühle allgemeiner Freiheit tief durchdrungene freie Rittersmann, der nur in dieser Zeit der Schwäche, Herrschsucht und Arglist keine Stelle findet. Freiheit soll sein letztes Wort sein, was der ganz in seine Seele fühlende tapfere Reitersjunge aussprechen muß, wie Götz selbst später wirklich mit diesem Ausruf stirbt, nachdem jener einen tapfern Reitertod gefunden. Als die ewigen Reichsfeinde, gegen die sich die deutsche Kraft nach außen hin zu wenden habe, werden die wilden Türken und die schlauen Franzosen genannt, gegen die man auch in deutschen Litaneien den Schutz der Heiligen anrief. Götz selbst wurde wegen eines Einfalls der Türken in Ungarn vom Kaiser aufgerufen und zog im Kriege wider Frankreich in die Champagne.

Daß Lerse freien Abzug mit Gewehr, Pferden und Rüstung erlangt habe, berichtet dieser in jubelnder Freude. Der rasch entschlossene, von der ritterlichen Größe des Götz ergriffene, thatkräftige Lerse nennt Führer und Sprecher der Reichstruppen schlechte, gemeine Menschen, die unschlüssig waren, lange bedachten, was sie thun sollten, und so dumm, daß sie meinten,

---

erhobene Bedenken. — Sonderbar meint derselbe gleich darauf, Köpfe stehe für Gesichter; nein, es sind die dicken Köpfe der gesunden Bauernkinder gemeint.

Götz werde sich ergeben, wenn er noch Pulver hätte. Bei der Uebergabe von Möckmühl kam man dahin überein, daß Götz und die Seinigen „mit Leib, Hab und Gut, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden" frei abziehen sollten.

Einundzwanzigster Auftritt. Wie froh die Belagerten sind, so guten Kaufes loszukommen, deutet die Szene im Schloßhofe an. Das Lied, welches Georg seiner Gewohnheit nach (I, 2. pfeift er beim Striegeln der Pferde und lehrt die Knechte allerlei Weisen) beim Satteln im Stalle singt, kommt ihm so recht aus froher Brust, und ihm selbst fällt zuletzt die Aehnlichkeit ihres jetzigen Zustandes mit dem des Vogels auf.*) Doch nicht bloß mit den Pferden, auch mit den Büchsen sollen sich die Abziehenden versehn.

Zweiundzwanzigster Auftritt. Den wirklich geschehenen Verrath erfahren wir in der letzten glücklich erfundenen Szene.

---

*) In der dritten Strophe hat sich das im Entwurf stehende Meislein statt des in der Bearbeitung eingeführten Vögelein durch ein Versehen bis in die nach dem Tod des Dichters erschienenen Ausgaben erhalten. Ich habe das Richtige hergestellt. Lichtenberger leugnet die Nothwendigkeit, obgleich er die Unzweckmäßigkeit eingesteht, erst so spät anzugeben, daß das Vögelein eine Meise gewesen. — Nur das erste und letzte Hm! Hm! jeder Strophe ist mit einem Accent versehen, nicht das mittlere. Wustmanns Meinung, der Dichter habe damit dem Komponisten die Takteintheilung andeuten wollen, stimmt damit nicht; die Accente scheinen die stärkere Betonung dieses Ausrufs an erster und letzter Stelle zu bezeichnen. Im Entwurf und in der ersten Ausgabe sind So! So! eingerückt, noch mehr das letzte Hm! Hm! Schröer schließt daraus unbedenklich, die letzten drei Verse seien als einer zu fassen, wobei man nur nicht sieht, weshalb sie nicht so gedruckt sind. Vielleicht sollte das Einrücken auf Pausen deuten, die auch wohl nothwendig anzunehmen sind, sowohl zwischen dem schwächern Hm! Hm! und dem lebhaftern So! So! wie zwischen diesem und dem starken wiederholten Hm! Hm!

Götz, Georg und Lerse reiten schon voraus, aber zwei Knechte, die mit der Wahl der Büchsen nicht fertig werden können, da sie gern die schönsten mitnähmen, schauen aus dem Fenster den treulosen Ueberfall, der auch ihnen den Tod droht. Aus dem zweiten Knechte spricht nur die Sorge für sein eigenes Leben, dagegen tritt im ersten die innigste Liebe zu dem edlen Herrn und dessen tapfern Gefährten hervor. Lichtenbergers Unterscheidung des kalten Blutes und der muthigen Entschlossenheit des ersten gegen die Feigheit des andern scheint mir weniger treffend.*) Durch diesen kleinen, das Rechte wieder so sicher und entschieden treffenden Auftritt erhält der dritte Aufzug einen glücklichen Abschluß. So schmählichen Verrath gegen den edlen Ritter glaubt die im Namen des Kaisers abgeordnete Exekution sich erlauben zu dürfen! Alle Ritterlichkeit und alle Treue sind dahin!

Vierter Akt.

In Heilbronn bewährt sich der durch Verrath Gefangene, den man zum Bekenntniß, daß er sich gegen das Reich vergangen habe, zwingen will, als wackerer, ehrenhafter Ritter. Sodann durch Sickingens unerwartete Hülfe befreit, verpflichtet er sich, trotz des Verrathes, einstweilen auf seiner Burg ruhig zu ver-

*) Selbst im Rhythmus „An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld" sieht er die Raschheit des flüchtigen Feiglings ausgeprägt. Aber nichts lag dem Dichter hier ferner als rhythmische Malerei, dagegen schildert er anschaulich die Oertlichkeit, daß ein Nußbaum an der Mauer zur Flucht dient.

bleiben. Adelheid, die wir seit kurzem vermählt finden, hat ihre ehrgeizigen Pläne auf den Nachfolger des Kaisers gerichtet, während sie Franz verspricht, sich ihm hingeben zu wollen. Den schärfsten Gegensatz dazu bildet der arme, seinem Worte treue Götz auf seinem Schlosse. Seine Kraft wird durch seine versprochene Unthätigkeit gelähmt; den nahen Ausbruch des Bauernkrieges bedauert der treuherzige Held. Die Zeit schreitet hier nothwendig rascher fort, da Götz mehr zum Dulden genöthigt als zum Handeln fähig ist. Der Akt zerfällt in drei Theile.

Götz klagt in der Lebensbeschreibung, daß sie ihm bei Möckmühl den Vertrag gebrochen. „Dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehöret, dann ich lag darob nieder und wurden meine Knecht und Gesellen erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit.“ Von seiner Gefangenschaft in Heilbronn erzählt er, wie, als er dort etliche Wochen „in einer Herberg verhafft gelegen“, habe der schwäbische Bund einen Abgeordneten an ihn gesandt, der ihm in Anwesenheit vieler in der Wirthsstube eine Urfehde vorgelesen und ihm gedroht, ihn in den Thurm zu legen, wenn er deren Beschwörung verweigern sollte. „Aber ich schlug solche Urphed stracks ab, wolt ehe ein Jahr im Thurm liegen, ehe ich sie annehmen wolt, darzu so zeigt ich hingegen an, ich wer in einer ehrlichen Vhedt betretten, und hett mich auch bey meinem gnädigen Fürsten und Herrn [Ulrich von Württemberg], wie einem frommen von Adel und Rittermann wol anstundt, gehalten, darzu so wer ich auch in ein ehrlich ritterlich Gefängnus vertagt, also, daß ich verhofft, sie würden mich darbey bleiben lassen“. Nachdem er hervorgehoben, daß er seine Haft inne gehalten, fährt er fort: „Da ich die Urphed nit annehmen wolt,

hetten sie die Weinschrötter bestellt, die traten zu mir in des Diezen*) Herberg in der Stuben und wolten mich fangen, ich dem nechsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnapten sie wieder hinder sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich solt einstecken und Fried halten, sie wolten mich nit weiter führen, dann auf das Rath-Hauß." Auf der Treppe theilte er seiner Frau mit, er wolle die Urfehde nicht schwören, und er trug ihr auf, Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg im Lager der Landsknechte und Ritter an der Enz, wenige Stunden von Heilbronn, aufzusuchen, um ihnen zu berichten, daß man ihm das zugesagte ritterliche Gefängniß nicht halten wolle. Die Bündischen aber warfen ihn auf seine Weigerung, die Urfehde zu beschwören, in den Thurm, wo sie ihn die Nacht (es war gerade der Tag vor Pfingsten) liegen ließen; am Morgen führten sie ihn wieder auf das Rathhaus. „Da waren etliche des Raths bey mir in der Stuben ufm Rath-Hauß, und war mein Haußfrau wieder vom Leger kommen, und stund heraus vor der Stuben, hetten sie vielleicht gehört, daß der ganze Hauf wieder herab züg, der Stadt zu, da baten sie mich, ich solt zu meiner Haußfrauen gehen, und zu ihr sagen, daß sie wieder hinaus ritt, und für sie bitten solt, dann der Hauff zoge eben der Stadt zu, zu Roß und zu Fuß, da gieng ich zu meiner Haußfrauen und sagt ihr in ein Ohr, was mein Meynung war, das war das, und sagt zu ihr, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen von Fronsperg, sie haben beede mich gebetten, ich solt für sie bitten, aber sag zu ihnen, haben sie was im Sinn, so solten sie fortfahren, ich wolt gern sterben

*) Meister Dieze (Dietrich) hieß der Wirth zur Krone, wo Götz wohnte.

und erstochen werden, allein, daß sie all mit mir erstochen würden, das hett sie nun ausgericht, und kam Herr Georg von Fronsperg mit andern auch zu mir hinein auf das Rath-Hauß, die handelten mit denen von Heylbronn, daß sie sich musten verschreiben, mir Ritterliche Gefängnus zu halten, so lang derselbig Krieg und mein Gefängnus wehret, und ich mit dem Bund vertragen würde."*)

Erster bis dritter Auftritt. Goethe, der die Darstellung treffend vereinfacht, läßt Götzens männliche Kraft und ritterliche Treue in lebendigster, die Hauptpunkte entschieden vorkehrender dramatischer Vergegenwärtigung sich bewähren, wobei er in bitterm Ingrimm der Räthe spottet, da er fühlt, daß sie die Form des Rechts mißbrauchen, um ihn als Mann von Ehre und Treue zu vernichten.**) Den Georg von Frundsberg, den

---

*) Aus später bekannt gewordenen Quellen wissen wir, daß Frundsberg den 17. Juni, den Freitag nach Pfingsten, sich nach Heilbronn begab, wo er den Vergleich zu Stande brachte. Sickingen hatte sich, wie auch Frundsberg, in einem von Lenzingen aus an den Rath gerichteten Schreiben für Götz verwandt.

**) Der Vergleich mit dem vom Kapuziner in einen Sack gebannten bösen Geist (nicht etwa ein Gespenst, das umgeht, wie Lichtenberger meint, sondern einem höllischen Geist) soll die Unmöglichkeit bezeichnen, die Commissarien irgend zu bestimmen, ihm Recht angedeihen zu lassen. — Auf daß dirs — Erden, nach Ephes. 6, 2. — Wie einem Schwein das Halsband, nach den Sprüchen Salomons 11, 32. — Er vergleicht den Gerichtsdiener mit einem Stadtesel, der, ohne zu denken, was er thut, ruhig die Säcke zur Mühle und den Kehricht auf das nahe Krautland schleppt, wo er in Haufen liegt und allmählich vermodert; keineswegs wird er zur Düngung verwandt, wie es Goethe später in Neapel fand, wo eine große Anzahl von Menschen „sich beschäftigen, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen;" er bleibt unbenutzt. — Ihre bezieht sich auf Räthe, doch schweben beim Bilde die Städter vor, deren Dienst der Esel voll-

Obersten der Landsknechte, konnte Goethe, da er die Reichsarmee im schlechtesten Zustande schildert, nicht gebrauchen. Zur gewaltsamen Befreiung, die dramatisch nöthig war, bot sich ihm der kühn unternehmende Reiterführer, der stürmische Franz von Sickingen dar, dessen Seele von eigenen gewaltigen Planen erfüllt ist, der später selbst wie Götz untergeht und jetzt der Drohung die Ausführung folgen läßt.*) Deshalb hatte er diesen zum Schwager von Götz gemacht. Wie in seinem eigenen durchaus ritterlichen, seine edle Manneswürde und Mannestreue ausprägenden Auftreten**), so erscheint Götz auch in der dramatisch

---

zieht. Wunderlich geht hier Chuquet irre, wenn er Götz meinen läßt, der Gerichtsdiener begleite den Beschuldigten nicht bloß vor das Gericht, sondern auch hinaus zur Hinrichtungsstätte. Jeder Gedanke an die Hinrichtung liegt fern; zu dieser gibt ja auch nicht der einfache Gerichtsdiener das Geleit.

*) Die Bezeichnung, daß Sickingen hinter der „Weinhöhe" hervorgedrungen, gehört dem Dichter an. Weinhöhe steht mundartlich für Weinberg. Götz erzählt einmal, wie er mit dem alten Thalacker bis an die Schranken von Heilbronn gezogen, so daß diejenigen, welche die Thore bewachten, mit ihrem Harnisch allernächst bei ihnen gewesen. So benutzt Goethe alle irgend dienlichen Züge der Lebensbeschreibung.

**) Die von Götz später wirklich beschworene (Goethe braucht abschwören, nach der festgesetzten Fassung von Anfang bis zu Ende schwören) Urfehde beginnt: „Ich Göz von Berlichingen zu Hornberg bekenn offentlich mit diesem Brief", und er bekennt, daß er, als Mithelfer des Herzogs von Württemberg, „und abgesagter Feind gemains Bunds, gegen gemainen Bund niedergelegen, und zu gemains Bunds Handen zugestellt worden". — Bei der Aeußerung über sein Verhalten gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich liegt die Stelle der Lebensbeschreibung zu Grunde: „Ich kan mich auch nicht erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kayserl. Majest. oder das Haus Oesterreich gehandelt hab, wolt auch wohl an die Orth kommen seyn, da das weich Geld und Cronen wohlfeyl waren, aber ich hab es Kayserl. Majest. unserm allergnädigsten Herrn zu Ehren und Gefallen unterlassen, und mich sonst alß ein armer Krieg- und Reuters-Mann beholffen." Wenn Goethes Götz vom Reich nichts wissen will, so versteht

bewegten Verhandlung mit Sickingen anschaulich in ganzer, voller Gestalt.*) Sickingen selbst aber läßt uns hier einen Blick in seine höher gehenden Plane thun**), wogegen Götz, den so vielfacher Treubruch in innerster Seele verletzt und gebrochen hat, sich zu keinem Gedanken an irgend eine mit dem wackern Sickingen auszuführende Großthat, zu keiner Zuversichtlichkeit mehr erheben kann, sondern von trüben Ahnungen ganz niedergehalten wird. Gerade in diesem Augenblicke, wo er den letzten doppelten Treubruch so bitter fühlt, muß er wieder Weislingens gedenken, seines geliebtesten Jugendfreundes und Genossen, der zum schnödesten Verräther an ihm geworden. Hat er im Kampfe seiner vergessen, jetzt bricht die Erinnerung an ihn mächtig her-

---

er hier unter dem „Reich" die Reichsstände, die Fürsten, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme haben. Drenckmann S. 21 hat irrig behauptet, die Gefühle unseres Helden für den Kaiser seien nur persönlich. Daß er das deutsche Reich als Gesammtheit liebt und für dessen Erhaltung gegen die Erbfeinde alles zu thun bereit sei, zeigt vor allem das Gespräch zwischen Georg und Götz beim Mahl (oben S. 105 f.).

*) Wenn Götz hier behauptet, er sei ausgezogen, um seinen Jungen (Buben) zu befreien und sich seiner Haut zu wehren, so ist dies freilich nicht im strengen Sinne wahr (vgl. S. 78), aber der Widerspruch ist der Art, daß er nicht auffällt, und Goethe brauchte hier einer so starken Berufung auf seine Nothwehr.

**) Goethe knüpft an die geschichtliche Ueberlieferung an, daß Sickingen im Mai 1523 in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen erlag. Der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen zogen vor seine Burg Landstuhl, bei deren Belagerung er durch einen herabstürzenden Balken tödtlich verwundet ward, sieben Monate nach Götzens Befreiung, fast vierzig Jahre vor dessen Tod. — Glück macht Muth, nach dem Sprüchwort. Im Entwurf stand viel weitläufiger: „Das ist ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks, sie trennen sich selten. Seid gutes Muths, lieber Schwager! wir wollen sie bald zusammen verjagen."

vor und lähmt all seinen Muth. Wie tief ihn das Unglück seiner treuesten Diener gebeugt, trat besonders am Anfange des Aktes hervor, wo er, mit bitterer Hindeutung auf das Gebot, die Eltern zu lieben, fast an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifelt. Die Niederträchtigkeit der Welt erdrückt sein Herz. Der tapfere Sickingen setzt es durch, daß Götz mit seinen Knechten auf seinen Eid, nicht aus der Grenze seiner Besitzung*) herauszugehn, nach seiner Burg entlassen wird.

Vierter Auftritt. Jetzt erst führt uns der Dichter zu Adelheiden und Weislingen zurück, die sich unterdessen vermählt haben, was man freilich anders angedeutet wünschte als durch die spät folgende Anrede Weislingens „liebe Frau". Wenn er die Szene nach Adelheidens Schloß verlegt, so ist diese Ortsbestimmung irrig aus dem ersten Entwurf beibehalten, wo die jetzt völlig umgestaltete Szene wirklich fern vom Hof spielte, während sie hier offenbar zu Augsburg gedacht wird, von wo Weislingen die Rückkehr der Gattin nach seinem Schlosse wünscht.**) Die Veranlassung zum Ausbruch der Eifersucht

) Goethe bedient sich hier des gangbarsten Ausdrucks Terminei (vgl. S. 92). Götz selbst braucht in der Lebensbeschreibung Mark, Markung, auch Gezirk, Hofmark und Zehende.

**) Wustmann schlägt deshalb vor, die Szenenangabe zu berichtigen: „Augsburg. Adelheidens Zimmer," Schröer begnügt sich mit der letztern Bestimmung. Nach der Goethe beliebten Unbestimmtheit, der häufig Bamberg, Jaxthausen, wie gleich in der nächsten Szene, ohne nähere Bestimmung anführt, würde Augsburg genügen. Freilich steht V, 8, wo die nähere Bestimmung nöthig, Adelheidens Schlafzimmer. — In der Theaterbearbeitung finden sich die ganz anders ausgeführten Szenen zwischen Adelheiden, Weislingen und Franz vor der Befreiung des Götz aus dem Gefängnisse; freilich ist dort der Ort der Szene nicht angegeben, aber sie spielen offenbar in Augsburg.

bildet die unerwartete Befreiung von Götz, worüber beide Gatten, zuerst Adelheid*), ihren bittern Ingrimm verrathen. Weislingen fürchtet den edlen Ritter; er hatte gehofft, dieser, den er um so tödtlicher haßt, als er sich schmählichster Schuld gegen seinen an Edelmuth und Ritterlichkeit hoch über ihm stehenden Jugendfreund bewußt ist, dieser werde im Thurme sein Leben verkümmern: jetzt freut Götz sich wieder des freien Daseins auf seiner Burg. Gesteigert wird seine Furcht durch die immer zunehmende Macht des mit ihm verbundenen ungestümen Sickingen, der Götzens Freilassung ertrotzt hat. Aber Adelheid, ihrer Natur nach Todfeindin des treuherzigen, auf Recht und Wort haltenden Götz, geräth über dessen Befreiung in solche Wuth, daß sie von keiner Nöthigung etwas wissen will: die Heilbronner hätten ihn festhalten müssen, ihrem Kaiser zu Liebe, der sie schützen konnte. Doch zu ihrem höchsten Aerger vernimmt sie**), daß der altersschwache und über die ganze Lage des Reiches mißmuthige Kaiser Sickingens That gebilligt hat. Ihrer Verzweiflung***) stellt Weislingen die Hoffnung entgegen, Götzens Thatendrang lasse ihn unmöglich auf seiner Burg ruhen; in der Leidenschaftlichkeit seines Wunsches übersieht er die ihm selbst so fern liegende Rittertreue des Jugendgenossen. Adelheid geht darauf um so

*) Verhaßt, wofür wir jetzt etwa schändlich brauchen würden.

**) Weislingen sucht sie durch seine liebevolle Anrede zu beruhigen; Adelheid redet ihn gar nicht an. — Mißmuthig ist in seinem eigentlichen Sinne zu nehmen, wie des Kaisers gleich darauf angeführte Klage über seine Räthe zeigt, nicht mit Lichtenberger als muthlos zu fassen.

***) Man möchte sich zerreißen, ein volksthümlicher Ausdruck verzweifelten Aergers. So braucht Goethe sich zerreißen auch noch im Divan, wie wenn er vom Neide sagt, er wolle sich zerreißen, wofür es sonst heißt, er wolle zerplatzen.

eifriger ein, als sie hofft, bei einem Bruche des Bannes werde der in Aussicht stehende neue Kaiser strenger seine Würde behaupten und der Richterarm das schuldige Haupt nicht verschonen. Aber die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen verräth Weislingen ihre ehrsüchtige Neigung, und bringt seine lang gehegte Eifersucht auf diesen Karl zum Ausbruch.*) Da er ihn fürchtet, wünscht er, Adelheid möge sich durch Entfernung vom Hofe seiner lüsternen Gier entziehen: sie aber weigert sich entschieden, auf ihr einsames Schloß**) sich zu begeben, und beruft sich auf ihre ihm bekannte Liebe. Doch den Glauben daran hat die Eifersucht schon gelockert.***)

Wie es aber mit dieser stehe, verräth uns sofort ihr kurzes Selbstgespräch†). Wir hörten bereits oben, wie sehr die Unthätigkeit Weislingens ihr zuwider war; später hat er sich ermannt, und sie ist, nachdem er ihre Güter ihr wieder verschafft, seine Gattin geworden. Aber ihr Ehrgeiz konnte sich bei Weislingen nicht begnügen, dessen Seele sich zu keinen hohen Planen

---

*) Hier wurden erst 1786 die Worte: „Er ist weder gewählt noch gekrönt," und Adelheidens Erwiderung: „Wer wünscht es nicht?" treffend eingeschoben.

**) Mein Schloß soll wohl das Adelheidens bezeichnen, obgleich sie auch das Weislingens als das ihre bezeichnen könnte, aber hier nur, wenn sie selbst kein solches besäße. Es dürfte bezeichnend sein, daß sie das von Weislingen ihr wieder verschaffte Schloß so sehr verachtet. Was sie früher besessen, genügt ihrer Ehrgier nicht.

***) Der Sturm bezeichnet die Leidenschaft der Eifersucht, worin die Liebe der heilige Anker ist, der ihn vor gewaltsamen Entschlüssen, der Vernichtung der Geliebten, abhält, aber er hilft nur so lange, als der Glaube an diese hält, wie der Anker nichts nutzt, wenn der Strick reißt, der das Schiff an ihn bindet.

†) In der leidenschaftlichen Frage: „Fängst du's so an!" steht anfangen, wie häufig, in der Bedeutung machen.

emporzuschwingen vermag: das hochmüthige Weib, das alle Männer sich unterthänig machen möchte, erhebt ihre Blicke zum hoffnungsvollen Nachfolger Maximilians, der von ihren Reizen angezogen worden; auch ihn muß sie sich dienstbar machen, um ihrer Herrschsucht den höchsten Triumph zu verschaffen, und sollte Weislingen ihr hierbei in den Weg treten, sie schreckt vor keinem Mittel zurück, ihren Zweck durchzusetzen. Daß Karl V. erst nach Maximilians Tod nach Deutschland kam, seine Nachfolge damals nichts weniger als gewiß war, konnte den Dichter nicht hindern, diesen schon hier in Augsburg am Hofe verweilen zu lassen, wo ihn Adelheid sah; das forderte der glücklich ersonnene dichterische Plan. Im Entwurf fand sich hiervon noch keine Andeutung, vielmehr zog dort Adelheid den edlen Sickingen in ihre Netze. In Wirklichkeit war damals Maximilian längst todt und Karl an seine Stelle getreten.

Wie weit ihr Verhältniß zu Karl bereits gediehen, hören wir sofort, da Franz ihr einen Brief von diesem bringt. Adelheid weiß mit ihrer unwiderstehlichen, fein berechneten, schlau die äußerste Gunst in Aussicht stellenden Anmuth den von heißester Liebesgier durchzuckten Diener zum Unterhändler bei ihrem hochstehenden Liebhaber zu machen und an sich fest zu halten. Seine rasende Liebe schmeichelt ihr*); ihre sinnliche Liebe fühlt sich zu ihm hingezogen, aber die Ehrsucht treibt sie dem künftigen Kaiser in die Arme.

Fünfter Auftritt. Im schärfsten Gegensatz zu dieser

*) Das in den Worten „Wenn ihr das fähig wärt" bezieht sich auf „unerkenntlich sein". — Der Artikel vor Karl steht, wie sonst, ohne besondere Beziehung vor Eigennamen, wie gleich am Anfange der Weislingen (vgl S. 59**).

Darstellung der arglistigen Pläne aufgestachelten Ehrgeizes tritt uns das stille häusliche Leben des auf sein Schloß beschränkten und in dieser Beschränkung sich unbehaglich fühlenden Götz entgegen. Welch innige eheliche Liebe weht uns aus jedem Worte der treuen Hausfrau entgegen, die den Gatten jetzt auffordert, doch ja seine Lebensbeschreibung zu vollenden*); deshalb liest sie ihm die Worte vor, die er zuletzt geschrieben. Die hier angeführte Stelle findet sich nicht in der Lebensbeschreibung. Auch die Annahme einer doppelten Gefangenschaft in Heilbronn (als erste denkt sich Goethe die nach dem Verrath bei Möckmühl, obgleich er von dieser die Züge zur zweiten hernahm) ist ungeschichtlich. Von Götzens zweiter Haft (in Augsburg nach dem Bauernkrieg) enthält die Lebensbeschreibung folgende sehr ähnliche Stelle: „So sagten mir auch etliche der Fürnehmsten von [vom] Bund selbs, ich hette thörlich gethan, daß ich mich also zu denen Leuthen gestellt hett, denen ich viel Leids gethan, und die mir also gram und feind gewesen.“ Die hier von Götz gegebene Antwort, so wie das, was Elisabeth weiter erzählt, ist des Dichters Erfindung, selbst die Edlen von Miltenberg**) und Singlingen. Das einzige, was Götz in seinem Unglück erfreut, ist, außer seiner treuen Gattin und den gleich darauf erscheinenden lieben Genossen (war ja die Treue eines seiner Lebenselemente), das Bewußtsein, sich überall als tapferer und sein Versprechen nach dem Spruche: „Ein Mann ein Wort!“ heilig haltender Ritter bewährt zu haben. In der Lebensbeschreibung rühmt er

*) Einer edlen Nachkommenschaft, den Nachkommen, nicht seiner eigenen, die er nicht hoffen kann, da sein einziger Sohn sich dem Kloster geweiht.

**) Die Stadt Miltenberg ward im Bauernkriege angezündet.

sich, daß er schier für alle vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freiem Willen sein Leib und Leben, Blut und Gut, in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben und darob auch große Noth erlitten.

Lerse und Georg erscheinen in ihrer neuen Beschäftigung als Jäger, wobei Georg an die Worte erinnert, die Götz beim letzten Mahle in seinem Schlosse geäußert: wenn Recht und Ruhe im Reich hergestellt wären, würden sie noch immer als Jäger genug zu thun finden. Eines bedauert er besonders, daß sie so viel mit den Reichstruppen zu schaffen haben, welche, statt Ruhe zu schaffen, selbst Händel anfangen. Auch leitet er die Bedenklichkeit der Zeit ein, indem er des wohl auf den Tod des alten Kaisers deutenden Kometen gedenkt.*) In den ersten dreißig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erschienen neun Kometen, keiner aber im Todesjahre Maximilians (1519) und beim Ausbruche des Bauernkrieges (1525); für seinen Zweck nahm Goethe hier den Kometen von 1527. Zu diesem nach dem allgemeinen Glauben der Zeit drohenden Anzeichen fügt Lerse die Erwähnung des im Herzen von Schwaben ausgebrochenen Bauernaufstandes. Georg weiß näheres über dessen Verbreitung, und auch andere schreckliche Zeichen scheinen dem jungen Reiterknechte dessen Fürchterlichkeit vorzudeuten. Götz aber, der mit geängstigtem Herzen in die Zukunft des Reiches schaut, fürchtet das Unheil, welches manche seiner Freunde treffen werde; daß sie selbst des von den Aufständischen verletzten Rechtes sich gern annehmen würden, deutet Georg am Schlusse an.

*) Der Entwurf hatte des Kometen nicht gedacht, aber in der später ausgefallenen Schlußszene des Aufzugs die gefährliche Krankheit des Kaisers erwähnt.

So entläßt uns der vierte Akt mit den traurigsten Aussichten. Der Tod des Kaisers steht bevor; dieser will dem Götz im Herzen wohl, wogegen Adelheid auf dessen Nachfolger Karl wirken wird; dazu droht der Bauernaufstand sich in Götzens Nähe zu ziehen und ihn mit zu ergreifen. Wie dies letztere geschehn werde, können wir freilich noch nicht voraussehn, aber des edlen Ritters trübe Ahnungen, daß auch seine Bahn zu Ende neige, lassen uns das Schlimmste fürchten. So bedeutende Naturen haben ja ein eigenes Vorgefühl ihres Unterganges, wenn auch der traurige Zustand eines halbgebrochenen Lebens schon an sich trübe Gefühle hervorruft.

Fünfter Akt.

Wie gerade der Bauernkrieg den Götz in seine Strudel hineinzieht, und so Weislingen, worauf dieser sehnlichst gehofft, Gelegenheit gibt, sich seiner zu bemächtigen und ihm den Prozeß zu machen, wie aber, noch ehe dieser selbst seinen Wunden und allem Jammer erliegt, Weislingen und Adelheid von der Rache ereilt werden, stellt der letzte Akt äußerst lebhaft dar. Dieser war im Entwurf ein Auszug alles Grausenhaften. Der junge Dichter hatte sich gerade auf ihn besonders viel zu gute gethan, aber da er bald das Uebertriebene empfand, sich entschlossen, hier eine bedeutende Milderung eintreten zu lassen, um einen wahrhaft künstlerischen, nicht durch schreiende Farben verletzenden,

durch Ungehöriges die einheitliche Wirkung störenden Eindruck zu machen.

Bei der Schilderung des Bauernkrieges benutzte Goethe nur Götzens eigene Darstellung nebst den vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen. Ein tieferes Verständniß war auch nach den damaligen Quellen unmöglich. Jetzt wissen wir, daß die Bauern in Franken und Schwaben wirklich an die Umgestaltung des Reiches dachten.*) Der Herausgeber nennt als bedeutendste Theilnehmer die ihre Missethat mit dem Leben gebüßt, Hans Bermetter zu Würzburg, Link genannt, Georg Metzler, Wirth zu Ballenberg, Jakob Köhl zu Eibelstadt, Florian Geyer, Jakob Schmid und Wendel Salb. Zu Weinsberg sei zuerst Dietrich von Weiler, als er vom Kirchthurm herab mit den Bauern habe gütlich verhandeln wollen, erschossen und später vom Thurm heruntergeworfen worden. Darauf hätten die Bauern den Grafen Ludwig von Helfenstein nebst dreizehn Adligen, unter welchen zwei Sturmfeder, Rudolf Nagel von Eltershofen, Pleikard von Rüxingen und ein Spät gewesen, dann viele andere, an die achtzig Personen zusammen, „auf einen Acker gegen Heylbronn“ herausgeführt, einen Kreis geschlossen und sie alle erbärmlich durch die Spieße gejagt. Vergebens sei des Grafen Gemahlin, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, ihr kleines Kind auf dem Arm, den Bauern zu Füßen gefallen und habe mit Weinen und Klagen um sein Leben gefleht, das sie ihrem Kinde schenken möchten. Goethe hatte die letztere Szene, die er in Gottfrieds Chronik schon in seiner frühesten Jugend auch bildlich dargestellt gesehen hatte, im Entwurf höchst wirksam benutzt.

*) Vgl. F. L. Baumanns Quellen und Akten des Bauernkrieges in Oberschwaben (1876 und 1879).

Der erste Auftritt bei Sonnenuntergang war im Entwurf mehr auf die Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto (so heißt er aus Versehen schon hier) von Helfenstein beschränkt; jetzt hat er, obgleich er jener an grausenhafter Wildheit nachsteht, an dramatischem Leben und umfassender Schilderung bedeutend gewonnen. Auch leitet er die Absicht der Bauern auf Götz passend ein, was im Entwurf in einer schroffen Weise geschah. Ein Haufe unter Link ist eben beim Sonnenuntergang mit dem Niederbrennen eines Dorfes beschäftigt, aus dem alles flieht, was mit wenigen treffenden Zügen beschrieben wird. Metzler (vgl. S. 60), der gerade von dem großen Haufen kommt, schildert mit kannibalischer Freude die zu Weinsberg am Adel mit grimmiger Rache ausgeübten Greuelthaten*); zwischen der grausigen, mit Herzensjubel gewürzten Beschreibung unterläßt er nicht, die Bauern mit Schimpf- und

*) Nicht umkommt, biblisch (Joh. 6, 12) und volksthümlich. — Kehraus heißt der letzte wilde Tanz bei einem Feste. — Herum, um Weiler herum. — Haubern, säumen, ein volksthümlicher Ausdruck, wie trändeln, trenteln. Eigentlich scheint Hauber, wie Hader, Huber, die Bedeutung Plunder, Lumpen gehabt zu haben und darnach haubern vom Beschäftigen mit nichtigen Dingen gesagt worden zu sein; dann bekam es die Bedeutung unseres bummeln, und ward vom saumseligen, trägen Treiben, besonders vom langsamen Fahren gebraucht. Im Gedicht „An Schwager Kronos" stand früher: „Zögert mir vor die Stirne dein Haubern (statt Zaubern)." An Kestner schrieb Goethe: „Ich haubere mich weiter". In dem von Goethe 1786 benutzten Nachdruck (vgl. S. 31) stand hier als Druckfehler oder als vermeintliche Verbesserung zaubern, das Goethe ohne Ahnung, daß er selbst haubern geschrieben, aufnahm, doch vielleicht hätte er, auch wenn er dieses gefunden, es selbst in das gangbare zaubern verändert. — Zwischen arme Sünder tritt das den Gegensatz zu dem wirklichen Sinne des hier anders gefaßten arm bezeichnende reich. — Mit weiten Nasenlöchern, wie Götz einmal von einem

Drohworten zum Anzünden aufzurufen. Zugleich berichtet er, daß der große Haufe von Heilbronn heranziehe, und er fordert dann Link auf, mit der Beute zu diesem zu stoßen, der eben um einen Hauptmann verlegen sei*), aber noch zwischen Max Stumpf und Götz schwanke. Link ruft den Haufen zum Weiterziehen gen Heilbronn auf, wobei des zur Nachtzeit den Weg erhellenden brennenden Dorfes, aber auch der grausigen Himmelszeichen Erwähnung geschieht, womit uns dieser Nachtzug der „Bluthunde" in schrecklicher Beleuchtung entgegentritt. Jene Himmelszeichen, deren schon Georg zum Theil gedacht hatte, werden von den abergläubischen Bauern mit treffender Anschaulichkeit in wetteiferndem Wechselgespräch beschrieben. Goethe benutzte hier die von mir zuerst nachgewiesene Stelle in Sebastian Franks Chronica: „Ein erschrecklicher forchtsamer Komet, dergleichen vor nie gesehen ist worden. Anno 1527 ist ein grausamer Comet in Westerreich vnd vmbligenden grentzen gesehens worden, auff den 11. tag Octob. morgens vmb vier vhr, hat sein vbung [Schein] ein stund vnd ein viertheil gewäret, darnach verschwunden. Der auffgang des Cometen von Orient ist gestiegen auf Mittag vnd der Sonnen Nidergang, doch zwischen Mitternacht am meisten theyl gesehen worden, eines vnmässigen langen Cörpers einer vnvermischten Blutfarb oder gleich gelbrot. Sein häupt oder anfang ist gewesen ein gebogner Arm,

---

sagt, „er habe viel Winds in der Nasen". — Das lateinische Gaudium war der Volkssprache nicht fremd. Auch Schiller braucht es in den Räubern. — Fahrt zu, macht fort. — Sein Fratzengesicht fiel mir recht auf, weil ich ein so häßliches lange nicht gesehen. — Hasch deutet auf die Hast, womit er den Spieß ihm in die Seite stieß.

*) Respekt hält (statt hätt) scheint einer der manchen Druckfehler der ersten Cotta'schen Ausgabe von 1806, der sich fortgepflanzt hat.

der hett in seiner Hand ein vberauß groß Schwert, in maß, als wolt sie jetzund dreyn schlagen, gezuckt. An dieses Schwerts spitzen vnn seiten drey fast [sehr] grosse Sternen, die an den spitzen am grösten erschienen. Von diesen Sternen thet sich ein breiter Wolckenfarben striemeter Schwantz, welcher in der lenge das ander alles vbertraff. Zu den seiten sind gesehen worden vil streimen, als lange Spieß gestalt. Darzwischen vil kleiner Schwert vermischt, alles sich einer bleichroten farb vergleichende. Zwischen dem allem sahe man vil grosser flammen*), welche gantz hel vnd feuwrig erschienen. Darzwischen waren hin vnd wider eyngemengt viel angesichter grausams anblicks, gantz harig an Haupt vnd Bart einer grauwen Wolcken farb. Dieß alles gieng feindtlich (als legs in blutstreimigem fließendem gewässer) durch einander zwitzern vnd sich arbeiten, onmassen grausam anzusehen, daß auch etlich, die es gesehen haben, schreckens vnd forcht halb gestorben sind.“ Dunger hatte vermuthet, die Beschreibung dieses Kometen in der Schweytzer Chronick von Johann Stumpff habe dem Dichter vorgeschwebt, aber Goethes Darstellung trifft viel genauer in vielen Einzelheiten mit der von mir nachgewiesenen Beschreibung bei Franck.

Zweiter Auftritt. Bei der Uebernahme der Hauptmannschaft folgt Goethe der Lebensbeschreibung, deren Darstellung er nur vereinfacht. Die Bauern ließen Götz durch seinen Schult-

*) Hiernach faßt Wustmann Goethes Flamme nach süddeutschem Gebrauch als Mehrheit, aber dann würde wohl Goethes Ausgabe letzter Hand Flammen geschrieben haben. In viel feurige helle Flamme steht das Hauptwort, wie häufig nach viel, kollektiv. — Rauchen, die ältere Form.

heißen nach Gundelsheim beſcheiden, weil ſie etwas mit ihm zu handeln hätten. Da dieſe ſeine Weigerung auf das ſchrecklichſte gerochen haben würden, er auch bei der allgemeinen Aufregung auf ſeine eigenen Mägde und Knechte ſich nicht mehr verlaſſen konnte, durfte er ſich dieſer Forderung nicht entziehen. Zu Gundelsheim kommt ihm vor dem Wirthshaus der von den Bauern geſendete Marx [Marcus] Stumpf*) von der Treppe herab entgegen, der ihm ſogleich auf ſein Befragen erwidert, er müſſe Hauptmann der Bauern werden. Götz erwidert: „Das thue der Teufel! Warum thuſt du es nicht? Thue du es an meiner Statt!“ Stumpf bemerkt dagegen, die Bauern hätten ihm das erlaſſen, weil er in Dienſten des Pfalzgrafen ſtehe, und auf Götzens weitere Weigerung bittet er ihn, ſeinem gnädigen Herrn, andern Fürſten und dem gemeinen Adel zu Liebe, die Stelle anzunehmen. Der Hauptmann der Bauern nimmt Götzens Ablehnung unter der Bedingung an, daß er ſelbſt ſie den andern Hauptleuten mittheile. Hierbei nehmen ihn die Hohenlohiſchen gefangen, die ihn nach ſeinem eidlichen Verſprechen entlaſſen, am andern Tage ſich im Lager zu Buchen zu ſtellen. „Ich thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nit gern erwürgen, wie ſie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinſperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog alſo des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Leger, und wünſcht mir vielmahl dafür, daß ich in den [dem] böſten Thurn leg, der in der Türckey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt.“ Die Bauern zwangen ihn, vom Pferd zu ſteigen und in ihren

*) Goethe nennt ihn Max Stumpf nach Datt (vgl S. 6. 16), der ihn als Amtmann von Krautheim bezeichnet.

Kreis zu treten. Die Forderung, ihr Hauptmann zu werden, schlug er ab: er könne es seinen Ehren und Pflichten nach nicht thun; dazu verstehe er sich nicht ihres Handels, da ihre und seine Handlung, ihr und sein Wesen himmelweit verschieden seien; auch könnte er dieses gegen Gott, Kaiser, Kurfürsten, Grafen und Herrn, gemeine Ritterschaft, den Bund und alle Stände des Reichs nicht verantworten. Als sie aber auf ihrer Forderung bestanden, „da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handlen, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer.“ Fünf oder sechs Räthe von Mainz und Marx Stumpf drangen in ihn, sich der Hauptmannschaft zum Besten des Reiches nicht zu entziehen, da er dadurch viel Uebel hindern werde. „Da sagt ich drauf, wann die Bauern von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihnen Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hindersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8. Tag mit ihnen versuchen.“*) Diese verlangten eine längere Zeit; endlich einigte man sich auf einen Monat. Der frühere Kanzler Wendel Hippler setzte den Vertrag

*) Was hatte denn aber überhaupt der weitere Zug der Bauern zu bedeuten? So weit kann Götz unmöglich gegangen sein, der dabei offenbar seine Stellung zu den Bauern etwas verkennt, aber nicht sich absichtlich reiner darstellen will. Goethe hat ihn hier wesentlich berichtigt. Sein Götz kann die Banden nicht sogleich auflösen, nur von weitern Gewaltthaten, vom Morden und Brennen will er sie abhalten, und er hofft sie allmählich zu beruhigen.

auf, worin sich die Bauern verpflichteten, ihm gehorsam zu sein, keines Fürsten und Edelmanns Haus zu verbrennen oder sonst zu beschädigen, auch diese Uebereinkunft an alle andern Haufen zur Nachachtung zu schicken. Aber während Götz gen Miltenberg zog, wohin Graf Georg von Wertheim kommen sollte, beschwerten sich die übrigen Haufen über den Vertrag und sagten, „sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten", und sie schwuren, Götz und diejenigen, die einen solchen Vertrag aufgerichtet und ihnen zugeschickt, todt zu schlagen. Als dieser, vergebens durch einen von den Bauern gewarnt, zurückkehrte, sah er das Mainzische Schloß Willenberg brennen, was eine Verletzung des Vertrages war. „Da sagte ich frey zum gantzen Haufen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbaldt müdt werden, als ich ihr." Daß Götz zur Uebernahme der Hauptmannschaft gezwungen worden, tritt in Goethes Darstellung so unzweideutig hervor, daß nur die ganz falsche Stellung, welche Drenckmann gegen unser Stück einnimmt, ihn zu der Behauptung verleiten konnte (S. 23 f.), die Lust am Kampfe treibe Götz zur Annahme der Führerschaft, woneben er ihm eine Art Sympathie mit dem Bestreben der Bauern zuschreibt. Zum Beweise hierfür ruft er Weislingens Wort an, es würde Götz schon schwer fallen, sich ruhig zu halten, und dessen Unmuth über seinen Müßiggang, obgleich dieser selbst in eben dieser Szene so scharf als möglich betont, daß ihm nichts über sein Wort gehe. Aber Drenckmann will eben um jeden Preis eine Schuld haben, und so stellt er den getreuherzigen Götz geradezu auf den Kopf, glaubt den niederträchtigen Gegnern, nicht seinen eigenen Herzensergüssen noch der Darstellung der Handlung selbst, und geberdet

sich wunderlich, um alles zur Beglaubigung seiner Grille mißzuverstehn. Auch Lichtenberger ist gegen unsere Szene ungerecht. Götzens Widerspruch sei so schwach, sein Bedenken so kurz, seine Entscheidung so barsch und so wenig begründet, daß der Leser befremdet und getäuscht sei und er sich die Absicht des Dichters klar machen müsse. Als ob nicht die ganze Art, wie Götz, der Mann von raschem Handeln und wenig Worten, hier auftritt, durchaus seinem Charakter entspräche und er irgend anders hätte handeln können, als ob die Nothwendigkeit dieses seines Handelns nicht durch das, was wir von den empörten Bauern sehen und hören, vollständig begründet wäre, wenn er auch den wilden Banden gegenüber sich in keine lange Erklärung einläßt. Die Nothwendigkeit, sein Wort zu brechen, ergibt sich aus seiner Lage, da seine Weigerung nur die Zerstörung seines Schlosses und seinen eigenen Untergang zur Folge haben würde und er kein anderes Mittel sieht, sich selbst zu retten und die Wuth der Bauern zu mäßigen. Die von Lichtenberger getadelte Kürze erscheint so wenig als Mangel, daß Götz seinem Charakter gemäß nicht anders handeln konnte.

Goethe stellt als Führer des großen Haufens Kohl und Wild dar, von denen Kohl, der sich bereits im Entwurf fand, oder vielmehr Köhl, geschichtlich begründet (vgl. oben S. 121), Wild ein frei erfundener, bezeichnender Name ist, den der Dichter den übrigen noch überlieferten vorzog. Max Stumpf und Götz sind von ihnen auf das Feld beschieden worden; des erstern Entschuldigung nimmt Kohl an, da er auf ihn weniger Gewicht legt als auf den kräftigen, mit Lerse und Georg sich einstellenden Götz. Aus den Worten, mit denen Götz auftritt, ergibt sich, daß man ihn hat rufen lassen; nicht zu kommen, wäre den Wüthenden

gegenüber gefährlich. Die Verhandlung, wobei Stumpf dem Götz zuspricht, ist mit wenigen kräftigen Strichen echt dramatisch durchgeführt.*) Daß Götz, auch nachdem er die Hauptmannschaft angenommen, von den argwöhnischen Bauern bewacht wird, ist der Lebensbeschreibung gemäß. Kohl, der herrischer und gewaltsamer als Wild erscheint, hat aus Götzens strengen Worten Verdacht geschöpft, wie denn ein freier Ritter und Herr nie einer solchen von grimmigstem Haß erfüllten Natur rechtes Zutrauen einflößen kann. Kaum hat Götz sich entfernt, um sich unter den Haufen umzuthun und das Lager aufzusuchen**), so finden sich Metzler und Link ein, die eben von dem Vertrag gehört haben, was freilich etwas rasch ist. Auch sonst wäre es passender, wenn dieser Theil der Szene erst auf die nächste folgte. Metzler will von Schonen nichts wissen, sondern die Haufen aufregen, den Vertrag thatsächlich durch den Brand von Miltenberg zu brechen, das Goethe hier an die Stelle des mainzischen Schlosses Willenberg gesetzt hat. So sind also die Bauern selbst unter sich uneins; die schlimmsten und zugleich thatkräftigsten wollen nur sich rächen und sich „emporhelfen", nicht die wirkliche Unterdrückung abstellen.

Dritter Auftritt. Nachdem Götz in eine so schlimme Lage gebracht worden, treffen wir Weislingen wieder, der als Führer gegen die Bauern beordert ist und eben einen sichern

*) Wir haben nicht Sattelhenkens (zum Warten, eigentlich zum Ausruhen) Zeit, wie in der Lebensbeschreibung steht: „Nun es war nit lang Sattelhenkens da." Einige Auftritte später heißt es: „Es ist nicht Säumens Zeit."

**) Die Abordnung Lerses an seine Frau, bei der wir diesen gleich finden, könnten wir hier, besonders in der Gegenwart der Bauern, füglich entbehren, wogegen angedeutet sein sollte, weshalb Götz sich entfernt.

Hauptstreich thun will. Aber ihn beschäftigt fast noch mehr als sein Auftrag der Ungehorsam der Gattin, die nun seine vollste Eifersucht entflammt hat. Nachdem er seinem Boten befohlen, ihm und seinen Reitern, seinem „Fähnlein", den Weg nach dem Wald hinter Miltenberg zu weisen, wo alle wider die Bauern aufgebotenen Fähnlein zusammenkommen sollen (sieben andere werden jedenfalls dort sich einfinden), ruft er Franz zu sich. Er gibt ihm einen Brief an seine Gattin, der er streng befiehlt, sich sofort auf sein Schloß zu begeben. Früher hatte sie sich geweigert auf ihr Schloß zu gehn, und sie ist trotz seinem Befehl in Augsburg geblieben; jetzt soll sie sofort nach seinem Schlosse in Franken. Der ihr den Brief überbringen und sich von der Erfüllung seines ihm verrathenen Befehls überzeugen soll, ist der rasend in sie verliebte, für sie allein fühlende Franz, den, wie wir fürchten, die gewissenlose Frau gegen seinen Herrn brauchen, ihn zum schlimmsten verführen wird. Um den Schlag gegen Götz noch etwas aufzuhalten, wird angenommen, der Weg sei durch starke Regenfälle so verdorben, daß sie nicht den nächsten einschlagen können. Aber von diesem „entsetzlichen Regen" findet sich sonst keine Spur. Diese ganze Abordnung Weislingens gegen die Bauern fehlt im Entwurfe, wo dieser mit der Gattin auf seinem Schlosse ist.

Vierter Auftritt. Die schreckliche, das Schlimmste drohende Lage des Götz tritt uns zunächst in der ängstlichen Sorge seiner einsam zurückgelassenen Gattin entgegen. Wir finden Lerse bei ihr; eben hat er ihr die traurige Mittheilung gemacht, daß die Bauern Götz die Hauptmannschaft aufgenöthigt haben. Elisabeth sieht bange voraus, daß seine Feinde dies zu seinem Verderben benutzen, ihm vorwerfen werden, er habe

seinen Bann gebrochen, sei an der Spitze von Rebellen ausgezogen, obgleich er nicht anders handeln konnte, wollte er nicht ihrer Wuth zum Opfer fallen.*) Vergebens deutet Lerse darauf, daß er ihrer Raserei Einhalt gethan**), ja selbst auf das schmählichste von ihnen gefangen gehalten werde. Wäre Gott vom Himmel zu ihm gekommen, sagt Götz in der Lebensbeschreibung, die Bauern hätten ihn nicht mit sich reden lassen, ohne daß ihrer zehn oder zwölf dabei gestanden. Zum höchsten Unglück ist auch Sickingen jetzt weit entfernt; sonst würde dieser in der schrecklichen Noth für Götz eintreten.***) Der ganze Auftritt fehlt im Entwurf.

Fünfter Auftritt. Was Metzler oben gedroht, soll Götz zu seinem höchsten Unwillen erfüllt sehn, Miltenberg brennt. Seit dem letzten Auftritt der Bauern müssen wenigstens einige Tage vergangen sein, da Götz äußert, alle Tage fahre er den

---

*) Das Sag' nein! und Sage (es sollte auch hier Sag' heißen) nein! deutet, wie vorher: „und er wird nicht sagen können: Nein!" auf die Unmöglichkeit, die Thatsache zu leugnen, nicht, wie es Wustmann versteht, darauf, daß Elisabeth wünsche, er möchte es in Abrede stellen können.

**) Thathandlungen (erst 1786 schrieb Goethe so statt Thathandlung), von Gewaltthätigkeiten, nicht nach dem Gebrauche des Herausgebers der Lebensbeschreibung Frank von Steigerwald, der auf dem Titel von Götzens „im Krieg ausgeübten Thathandlungen" spricht. Lichtenberger ist anderer Ansicht: aber daß das Wort auch von Gewaltthätigkeiten steht, ist unzweifelhaft, und sie scheint hier entsprechender. Götz selbst braucht „so tyrannisch handeln". Bei Goethe (V, 2) ist vom „schändlichen, rasenden Wesen" der Bauern die Rede.

***) Die Szene würde besser mit dem Gebete Lerses schließen, und das Gebet selbst passender sein, wenn Elisabeth, von Schmerz überwältigt, hinsänke. Jetzt kann nur der Schlaf ihren Körper stärken, wenn der Himmel nicht auf wunderbare Weise das Unglück ihres Gatten abwendet.

Bauern durch den Sinn, sage ihnen die bittersten Wahrheiten.*) Dem widerspricht es aber, daß schon früher Metzler im Begriff stand, die Bauern zum Niederbrennen von Miltenberg aufzuhetzen; die Worte „Miltenberg dort drüben anzünden" müßten deshalb dort in Wegfall kommen. Der Entwurf hatte den Widerspruch nicht, auch die Bühnenbearbeitung hat ihn vermieden. Götz sendet Georg ab, den Mordbrennern sein höchstes Mißfallen über diesen Vertragsbruch und zugleich seine Absicht auszusprechen, sich von ihnen loszusagen. Seine unglückliche Lage unter diesen wilden, kein Recht kennenden Bauern zerreißt ihm das Herz; er tritt ihren wilden Absichten entgegen, thut alles, um von ihnen loszukommen.

Der Wunsch, lieber in der Türkei gefangen zu liegen, ist aus der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 125). Diese bot ihm auch die unmittelbar folgende Warnung des Unbekannten, welche zu der Zeit erfolgte, als sie zu Würzburg lagen; der Warnende ist dort ein Siebener, ein Mitglied des Rathes. Götz sei ein guter, freier Edelmann, sagt jener „gute, fromme, treuherzige" Mann, er rede frei, nicht, wie es einem jeden wohl gefalle, und sei kein Heuchler; doch rathe er ihm, solcher Rede müßig zu gehn, die Bauern hätten beschlossen, ihm den Kopf abzuschlagen.

---

*) Wustmann nimmt das Präsens fahr' in der Bedeutung des Futurums, weil Götz an diesem Tage erst das Kommando übernommen habe. Aber auch durch diese, sprachlich in dem Zusammenhang kaum mögliche Fassung, schwindet der Widerspruch nicht, den Goethe bei der Bearbeitung übersah. Die Bemerkung des Unbekannten, die Anführer seien müde, sich so harte Worte von ihm geben zu lassen und hätten beschlossen, sich seiner zu entledigen, setzt eine längere Zeit voraus.

**) Freilich thut er dies nicht allein deswegen, sondern weil sein Rechtssinn ihn dazu treibt.

Nach der frei wiedergegebenen Rede des Unbekannten ist wohl mit Unrecht der Nachruf Götzens weggefallen: „Hört! Noch ein Wort!“ der sich im Entwurf fand.

Wie fürchterlich dem edlen Ritter auch ein solcher Tod unter den Bauern scheinen muß, er faßt sich in dem Gedanken, dieser müsse der Welt beweisen, daß er ihre Frevelthaten verabscheut habe, und so die Ehre seines Namens, sein höchstes Gut, retten. Mit äußerster Lebensgefahr thut er das sofort, stellt den Mordbrennern und ihrer Wuth seinen ritterlichen Muth entgegen, als ein Theil der Bauern zurückkehrt, nachdem diejenigen, die Miltenberg verbrannt haben, geschlagen und gefangen worden; er zeiht die Anführer des Vertragsbruchs, und Metzler, der ihn einen feigen Kerl, einen Fürstendiener schmäht, schlägt er mit seiner Riesenkraft über den Kopf.

Brand und Niederlage hat Goethe hier ganz nahe gerückt. Nach der Lebensbeschreibung zogen die Bauern, als sie Willenberg verbrannt, in Würzburg ein, wo sie einige Tage verweilten, bis die Nachricht von der großen Niederlage, welche ein sehr starkes Heer der Aufständischen bei Böblingen erlitten hatte, sie zum Aufbruche veranlaßte; Götz aber verließ bei Adolfsfurt, da eben sein Monat zu Ende war, seinen Haufen, ehe dieser geschlagen ward. Der Dichter bedurfte der Gefangennahme von Götz nach der Niederlage und er mußte alles näher zusammenrücken. Sein Todfeind Weislingen, den er zum Anführer der gegen die Bauern aufgebotenen Reichstruppen gemacht, verfolgt die Fliehenden, und dies um so leidenschaftlicher, als er erfahren hat, daß Götz sich unter ihnen befindet und verwundet ist. Seine von ärgster Eifersucht gequälte Seele ist vom grimmigsten Haß gegen den alten Freund entbrannt, dessen Vernichtung ihm

lindernder Balsam sein würde, da seine Größe ihm das Herz beklemmt.

Nachdem die Bauern von den in der Ueberzahl eindringenden Reichstruppen in die Flucht geschlagen worden, erscheint Weislingen mit seinen Reitern, die er zur Verfolgung antreibt, und er spricht nach ihrer Entfernung seinen der Erfüllung nahen gierigen Haß gegen Götz aus.*) Dieser kurze Auftritt sollte vom vorigen entschieden getrennt sein (die vorangehende szenarische Bemerkung „Tumult und Schlacht" genügt nicht) und an einem andern Orte des Schlachtfeldes spielen. Aber er gehört der Bearbeitung des Entwurfs an, bei welcher Goethe den Ortswechsel sich nicht so leicht gestattete, wie bei diesem selbst. Jedenfalls dachte er sich einen auf der Bühne stattfindenden Kampf des Bauernhaufens mit den vom Reiche aufgebotenen Reitern.

Sechster und siebenter Auftritt. Eine sehr glückliche Erfindung war es, daß der schwer verwundete Götz in den Wald, zu den von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Zigeunern fliehen muß**), und unter diesen, zum letztenmal für seine Freiheit kämpfend, gefangen wird. Der Zustand der Zigeuner***), die im Entwurf eine übermäßige Breite einnahmen, wird in

---

*) Er schilt sein Herz thöricht, weil es, so lange Götz lebt, sich nicht beruhigen will.

**) Götz hatte durch Georg den mordbrennerischen Bauern sagen lassen, sie sollten einen Zigeuner, nicht ihn zum Hauptmann wählen.

***) Seit 1497 wurde auf den Reichstagen wiederholt beschlossen, die Zigeuner sollten bis nächste Ostern oder binnen drei Monaten Deutschland verlassen. Maria Theresia schützte sie und wollte sie an feste Wohnsitze binden, aber auch sie sah sich gerade in dem Jahre, in welchem Götz erschien, zu strengen Maßregeln gegen sie gezwungen.

wenigen scharfen Zügen dargestellt.*) Nach glücklicher kurzer Bezeichnung ihres unwirthlichen Lagers sehen wir zunächst, wie Kinder und Weiber zum Unterhalt das Ihrige beitragen müssen, dann wird der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung in der Umgegend gedacht. Hier treten auch wieder die fürchterlichen Himmelserscheinungen hervor. Die männlichen Zigeuner**), welche das Festhalten am alten Aberglauben, an dem mit seinem Gefolge und Hunden durch die Luft fahrenden wilden Jäger***) bekunden, den sie im schaurigen Walde eben über sich hinziehen zu hören glauben, haben die Verwirrung zu ihren kleinen gewohnheitsmäßigen Diebstählen bestens benutzt, so daß die Alte mit ihrer Ernte sehr zufrieden ist. Nachdem das Bild der armen, zum Stehlen gezwungenen Zigeuner uns lebhaft vergegenwärtigt ist, naht Götz, dem die Feinde auf der Spur sind. Seine Erscheinung erregt bei dem Hauptmann noch trotz seiner großen

*) Die dialektische Eigenheit der Zigeunersprache ist willkürlich durch Formen und Redeweisen der gemeinen Volkssprache angedeutet, wozu auch gewohne (aus gevohnet) und das eigentlich pleonastische „hint (heute Nacht) Nacht" gehören.

**) Die drei Gesellen der Bande, die mit dem Hauptmann erscheinen, sind Wolf, Sticks (von stecken, heimlich mittheilen) und Schricks (von schrecken); sie werden anfangs als erster, zweiter, dritter Zigeuner bezeichnet. In der Personenangabe ist offenbar das bisher ohne Anstoß beibehaltene Erste Zigeunerin nur Druckfehler statt Erster Zigeuner, wie im Entwurf steht. Der Name Schricks erscheint erst im siebenten Auftritt, wo kein vierter Zigeuner angenommen werden darf, obgleich im Entwurf der Hauptmann mit vier Zigeunern erscheint, von denen nur drei redend eingeführt werden. Den Namen Wolf hat keiner von ihnen, sondern der kleine Knabe.

***) Ich selbst habe in meiner Jugend noch einen alten Jäger der Eifel dieses Erscheinen des wilden Jägers als volle Wahrheit in dieser Weise drastisch erzählen hören. Das Geschrei der wilden Jagd wird außer durch hollaho auch durch hodoho oder hoi hoi bezeichnet.

Noth Bewunderung*), wogegen der erste Zigeuner in ihm gleich den berühmten Götz erkennt. Der Hauptmann führt ihn in sein Zelt, will seiner Wunden pflegen und versichert ihn seines Schutzes. Aber die Feinde nahen und ihre Uebermacht bewältigt die für Götz sich erhebenden Zigeuner. Der Held, der sich selbst mit Noth aufs Pferd schwingt, wird gefangen, wie wir aus dem Munde des ersten, die unglückliche Entwicklung meldenden Zigeuners erfahren. Die knappe Ausführung athmet überall frisches Leben; der Verlockung, Götzens Gefangennehmung wirksam darzustellen, wie es die Bühnenbearbeitung thut, hat der junge Dichter widerstanden.

Achter Auftritt.**) Jetzt, wo Götz seinem Ende nahe gekommen (denn das Herz seines Lebens ist durch seine Gefangennahme als Hauptmann der Bauern unter den als Räuber geltenden Zigeunern gebrochen), jetzt muß die Rache auch das gegen ihn verbündete, längst unter sich entzweite Paar ereilen. Franz hat seiner Herrin Weislingens Brief mit dem strengsten mündlichen Befehl überbracht, wodurch diese zum Aeußersten getrieben wird; es gilt dem Eifersüchtigen zuvorzukommen. Der Dichter hat hier ihre Beziehung zu Karl unbeachtet gelassen, weil sie zur folgenden Entwicklung weniger geeignet schien; doch wäre eine Erwähnung, daß Karl augenblicklich Augsburg verlassen hatte, wohl angebracht gewesen. Adelheid ist nicht mehr in

*) Des Hauptmanns Anrede: „Ists Friede, daß du kommst", wie 1. Samuel 16, 4, soll keine biblische Anspielung sein; es ist eine volksthümlich gewordene Redeweise. — Helf für hilf, wie meß, nehm (vgl. S. 59**). Die Anrede ist wohl an den ersten Zigeuner gerichtet.

**) Ungenau ist die Angabe der Szene „Adelheidens Schlafzimmer". Nach Adelheidens Worte: „Hier weiß er mich in Sicherheit", ist ihr Schloß gemeint. Weiter unten finden wir Weislingen auf seinem Schlosse.

Augsburg, sondern hat sich auf ihr Schloß begeben, wo sie sich am sichersten glaubt. Gleich nach Empfang des Briefes hat sie sich auf ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wo sie nicht zur Ruhe kommen kann, doch fest ihr Entschluß steht, das Schlimmste abzuwehren, ihre Freiheit durch Weislingens Verderben zu erkaufen.*) Schon hat sie beschlossen, einen Brief an Weislingen zu schreiben, in welchem sie seinen Wunsch erfüllen zu wollen erkläre, aber zugleich hofft sie, dessen Ueberbringer, den rasend in sie verliebten Franz, zur Vergiftung ihres nichts Arges ahnenden Gatten zu verleiten. Dieser kommt ihr eben ganz gelegen. Die Sorge für die Herrin und die glühende Liebe zu ihr haben ihn nicht schlafen lassen; die Unruhe treibt ihn auf, zu ihr hin; auf den Zehen schleicht er zur Thüre ihres Schlafzimmers und klopft. Wie könnte Adelheid in diesem Augenblicke dem lieben Jungen, dem ersehnten Retter, den Eingang verweigern! Freilich könnte man auch annehmen, erst in dem Augenblicke, wo dieser zu so ganz ungewohnter Stunde kommt, fasse sie den Gedanken, sich desselben als Werkzeuges ihrer Rache zu bedienen. Aber als sie den demüthigen Brief zu schreiben beschloß, hatte sie auch schon den Gedanken gefaßt, sich ihres verhaßten Gatten zu entledigen: und durch wen anders könnte sie es? Mit schlauer Berechnung**), in welche sich ihre Liebe zu

*) Wir haben uns die Worte: „Er . . zuvorkommen", wohl als Schluß eines längern Selbstgespräches zu denken, nicht anzunehmen, daß sie, nachdem sie mit dem Briefe in der Hand auf dem Sessel eingeschlafen, eben aus einem unruhigen Schlummer aufgewacht ist, da der Dichter dies irgendwie angedeutet haben würde.

**) Sie knüpft an den von Franz ihr überbrachten brieflichen und mündlichen Befehl an, auf sein Schloß zu gehn. Daß *ihre* (statt *seine*) *Güter* verschrieben oder verdruckt sei, beweist das bald darauf folgende „Er will mich

dem schmachtend hinschmelzenden Franz glücklich verwebt, weiß sie seine Wuth gegen Weislingen, der sie nur deshalb auf sein Schloß schicken wolle, daß er sie unter seiner Gewalt habe, sie wohl gar in ein Kloster verstoße*), so zu stacheln und durch ihre Liebkosung zu reizen, daß er in leidenschaftlicher Hast**) das ihm angesonnene Verbrechen auf sich nimmt, das diese, als wäre es nichts, ihm zumuthet.***) Mit der schmeichelnden Aussicht, ihm bald ganz anzugehören, so daß er nicht mehr, wie heute, verstohlen zu ihr zu kommen und sich in frühester Morgenstunde wegzuschleichen brauche†), mit dieser berauschenden Hoffnung

---

auf seine Güter". Strehlke hat meine Verbesserung aufgenommen, auch Lichtenberger empfiehlt sie. Schröer sagt kein Wort über den Widerspruch. — Mit der Frage: „Und wir folgen?" deutet sie schon auf ihre Hingabe als Lohn, was freilich Franz so wenig versteht, daß er sich nur als Diener betrachtet, der auf ihren Entschluß keinen Einfluß habe. Dies kann man freilich auffallend finden.

*) „Hier weiß er mich in Sicherheit." Auf ihrem Schlosse wagt er keine Gewalt gegen sie, weil sie dort Herrin ist.

**) „Eh' alles! alles!" bezieht sich nicht auf Adelheidens letzte Frage, sondern auf den Schluß ihrer frühern Rede, „wird mich in ein Kloster stecken". Aehnlich geht kurz vorher das wiederholte „Er soll nicht!" auf das nicht unmittelbar vorhergehende „mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingibt". „Franz, ach, uns zu retten!" ist als unabhängiger Ausruf des Wunsches zu fassen.

***) Woher sie das Giftfläschchen hat, wird nicht angegeben. Im Entwurf erhält sie von der Zigeunerin ein sympathetisches Zaubermittel, das, wenn man es ins Wasser wirft, das Leben des Feindes vergehn läßt.

†) So sind Adelheidens hoffnungsvolle Worte zu verstehn, nicht auf einen frühern verbrecherischen Umgang zu beziehen. Weist sie ja seine Umarmung als unverschämt zurück. Schon im vierten Aufzug hat sie seiner Liebe und Treue den schönsten Lohn in Aussicht gestellt. — Der Morgen kommt. Franz hat in tiefer Nacht sie überrascht. Im Entwurf beginnt ein Auftritt, wo Franz in Adelheidens Armen ruht, mit ihrer Aufforderung: „Verlaß mich, Franz. Der Wächter singt auf dem Thurn, heimlich schleicht der Tag heran. Daß niemand erwache u. s. w.", im Anklang an die sogenannten Tagelieder.

treibt sie ihn zum schrecklichen Werke. Der Auftritt bricht etwas auffallend ab, ehe der raschen Abreise gedacht ist. Aehnlich ist es im zehnten Auftritt.

Neunter Auftritt. Des unglücklichen Götz schrecklicher Zustand und das ihm drohende Schicksal treten uns in dem zu Heilbronn vor dem Gefängnißthurm spielenden Auftritt entgegen, der Elisabeths kummervolle Bedrängniß darstellt, die grausame Behandlung der Aufständischen schildert und den Versuch zur Rettung des edlen Ritters von schmachvollem Tode einleitet. Götz ist zum zweitenmal nach Heilbronn gebracht worden (den Ort wünschte man nicht bloß in der Ueberschrift bezeichnet), wo man ihn in den Thurm geworfen hat, da man ihm, wie Elisabeth nur zu richtig geahnt, den Prozeß als Meuterer macht. Die Gattin ist zu seinem Trost dorthin geeilt, aber leider kann sie das schleichende Fieber, das ihn befallen, eben so wenig verscheuchen als die Düsterheit seiner Seele. Ihr Schmerz macht sie selbst gegen Lerse heftig. Seine Kunde, daß Weislingen Kommissar (im Entwurf „erster Kommissarius") sei*), gestattet ihrer gräßlichen Furcht noch einige Hoffnung.**) Eben ist Maria angekommen, nach der sie Lerse geschickt hatte; diese soll sogleich zu Weislingen, um von dem treulosen Geliebten das Leben ihres Bruders zu erflehn***). Mit Absicht ließ Goethe Marien nicht

*) Auch, wozu dies gedacht wird.

**) Diese Kunde macht sie aufmerksam, was sich zuerst in der Frage „Weislingen?" kundgibt. Schröer hat hier irrig, wie gleich darauf, Ausrufungszeichen gesetzt. In Nachdenken versunken überhört sie das, was Lerse weiter von den schrecklichen Exekutionen [Metzge, Metzig, Schlachthaus] erzählt; statt von der Nachricht betroffen zu werden, schöpft sie Hoffnung daraus, da Maria, die mit Lerse gekommen ist, leicht Götzens Leben von ihm erflehn kann.

***) Daß Maria so elend durch Weislingen sei, deutet darauf, daß sie, ob-

sogleich mit Lerse auftreten, sondern noch im Wirthshause verweilen, um so die Darstellung zu vereinfachen. Im Entwurf hat Maria, als Lerse in Elisabeths Auftrag die Nachricht von der Noth ihres Bruders gebracht, freiwillig erklärt, sie gehe mit ihm, und es folgt darauf noch ein Auftritt, worin die Gattin dringend die Schwester um den schweren Schritt bittet, zu Weislingen zu gehn.

Zehnter Auftritt. Der zu rascher Entwicklung drängende Dichter versetzt uns sofort auf Weislingens Schloß; zwischen der dort und der zu Heilbronn spielenden Szene ist einige Zeit verflossen. Franz kann Weislingen nicht verlassen; das Gift hat gewirkt, es verzehrt dessen Lebenskraft. Vor Mattigkeit weiß er sich kaum zu halten; in seinen fieberhaften Träumen führt das Schuldbewußtsein ihm den Götz vor, der ihn mit bitterster Verachtung straft.*) Schon hat er sein Todesurtheil unterschrieben und noch immer bangt ihm vor ihm. Die Stimme seines Gewissens hat sich nach seinem Erwachen geregt; die Erinnerung an ihre einstige Freundschaft ergreift ihn, doch der Gedanke, daß dieser so schmählich verrathene, vor ihm riesengroß sich erhebende Jugendfreund noch lebe und ihn vielleicht einmal vernichten könne, ängstigt ihn schrecklich. Unfähig, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, schiebt er, wie schwache Menschen pflegen, die Schuld von sich auf böse Geister, die mit den Entschlüssen der Menschen ihren höllischen Muthwillen trieben. Die ihn immer

---

gleich sie sein schändliches Betragen verabscheuen muß, überzeugt ist, wie auch Elisabeth, daß er ein weiches Herz hat; diese Ueberzeugung wirkt halb versöhnend.

*) Versagte mir, es zu fassen. — Statt er's müßte es heißen er das seine.

mehr überwältigende Schwäche*) nöthigt ihn, sich auf einen Stuhl niederzulassen. Sein Zustand ist der einer immer gesteigerten, in allem sich kundgebenden Ermattung. Könnte er nur einmal in einem Schlafe sich stärken! Aber dieser Wohlthäter der Schwachen und Ermüdeten flieht ihn.

Das Erscheinen der unangemeldet eintretenden Maria ist auf das treffendste verwandt, Weislingens Angst und Gewissensqual zu steigern; je mehr diese mit ihren Bitten in ihn dringt, um so fürchterlicher fühlt er sich erschüttert.**) Auch Franzens Bekenntniß seiner Schuld, nachdem Weislingen Götzens Todesurtheil zerrissen hat, ist auf das glücklichste eingeleitet.***) Die Gewißheit von Adelheidens Schandthat gibt diesem den letzten Stoß; die Anwesenheit seiner treulos verlassenen Geliebten, die Zeuge ist, wie Franz gesteht, daß er durch Adelheiden verführt worden, Weislingen Gift zu geben, und dieser in Verzweiflung sich in den am Schlosse vorbeifließenden Main stürzt, wird für den Schuldbewußten zur grausesten Qual, während für den Zuschauer gerade durch Mariens edles Mitleid das Schreckliche gemildert wird. Er tröstet die für des Bruders Leben besorgte

---

*) Dreht, wie häufig, ohne das jetzt hier nöthige sich.

**) Erst als diese bei den Worten: „Das ist Adelbert!" ihm näher tritt, stellt sich die in seiner ganzen Gestalt sich zeigende Zerstörung lebhaft vor der Seele.

***) „Hoffnung ist bei den Lebenden", sprichwörtlich. Faust II, 5680. „Der Lebende soll hoffen." — Im Entwurf ist von keinem Todesurtheil die Rede. Weislingen sagt zu Marien: „Alles, was ich kann, enthält dieser Brief. Gib ihn dem von Seckendorf, dem Regimentsrath, in seine Hände. Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was sein kann, wird sein." Freilich ist schwer zu sagen, was in diesem Briefe stehn konnte. Des vornehmen fränkischen Geschlechts von Seckendorff gedenkt einmal die Lebensbeschreibung.

Maria*) damit, daß die übrigen Kommissarien, besonders Seckendorf, da sie Freunde von Götz seien, ihm gern gleich ritterlich Gefängniß geben würden, bittet sie aber, ihn zu verlassen. Während ihn die Liebe tief rührt, womit Maria trotz allem bei ihm bleiben will, quält ihn der Gedanke, daß Adelheid mit freudiger Spannung die Nachricht seines Todes erwarte. Diese Qualen des Sterbenden, welche die anwesende treulos verlassene Geliebte und die abwesende Verrätherin ihm bereiten, machen sein Hinsterben zu einer Hölle. Treffend bricht der Dichter ab mit Mariens inbrünstiger Bitte um einen Strahl himmlischer Gnade, daß er nicht in Verzweiflung sterben möge.**)

Elfter Auftritt. Bei der sich unmittelbar anschließenden Szene des Vehmgerichts hat sich Goethe großer dichterischer Freiheit bedient; er benutzte neben Datt die sogenannte arnsberger Reformation (codex legum et consuetudinum judicii Westphalici summae sedis Tremoniensis), die er im Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus inediti e bibliotheca Senckenbergiana fand. Daraus nahm er das auf dem Tisch liegende Schwert mit einem Strick oder einer Weide, die er eigenthümlich zum doppelten Tode benutzte, sowie die im Entwurf genannte Siebenzahl der Richter.***) Nach Datt stellte

---

*) Verkranket, unheilbar krankt. Schon, daß der Bruder auf den Tod erkrankt ist, schmerzt sie. — Nach Alter muß statt des Punktes ein die Unterbrechung der Rede bezeichnender Gedankenstrich stehn.

**) Der Blick der ewigen Liebe dringt in sein Herz und eröffnet es zu neuem Leben. — Blick, Strahl, wie in Hermann und Dorothea (VIII, 3) von der Sonne.

***) Der Entwurf unterscheidet sieben sitzende Oberrichter und sieben stehende Unterrichter, wobei der von Datt berichtete sogenannte „Umstand" vor-

der Freischöffe, welcher die Klage übernommen hatte, des Klägers „gewonnener Fürsprech“, an den Freigrafen die „Frage eines rechten Urtheils“ mit Beantragung einer bestimmten Strafe. Der Freigraf übertrug das Urtheil einem Freischöffen, der sich mit den übrigen Freischöffen entfernte, um die Ansicht derselben zu vernehmen. Der Freigraf sprach das vom vorsitzenden Freischöffen gegebene Urtheil und bestimmte einen oder zwei Freischöffen zu Vollziehern. Daß Frauen vor dem heimlichen Gericht nicht verfolgt werden konnten, durfte unser Dichter bei den vielen Freiheiten, die er sich nahm, ganz unberücksichtigt lassen, wie er auch die Bestimmungen über die verschiedenen Fristen nicht brauchen konnte. Die zwischen unserer und der vorigen Szene liegende Zeit ist eben so wenig als der Ort des geheimen Gerichts näher angedeutet. Der junge Dichter wollte seiner Darstellung nur den Charakter des Grausenhaften, Unheimlichen aufdrücken, wozu er den einfach bedeutsamen, schauerlich wirkenden Ton in ganz freier Darstellung glücklich traf.*) Auch hierin ist sein „heimliches Gericht“ der Typus für die spätern Ritterdramen bis zu Kleists „Käthchen von Heilbronn“ geworden. So wird denn die Strafe des doppelten Todes durch Strang und Schwert wegen Ehebruch und Mord gegen Adelheiden ausgesprochen**); ihren grausenhaften Vollzug, auf dessen im Ent-

---

schwebt, wie man die Schöffen nannte, welche das Recht hatten, um das Gericht zu stehn.

*) Unsträflich, ohne schwere Schuld. — „Deß Herz rein ist, dessen Hände rein sind.“ Nach Psalm 24, 4: „Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist.“

**) Es muß hier angenommen werden, daß Adelheid sich mit Franz des Ehebruches schuldig gemacht; im Entwurf thut sie es sowohl mit Franz als mit Sickingen, wogegen jetzt von keinem von beiden dies vorher angedeutet wird. —

wurf gegebene kecke Darstellung der junge Dichter ohne Zweifel große Stücke gehalten hatte, ließ er später mit Recht weg, überzeugt, daß das moralische Gefühl durch die in Aussicht gestellte Todesstrafe befriedigt sei, durch die wirkliche Darstellung der Ermordung des ränkevollen Weibes die Anziehung der Todesszene des Götz, der seinen Gegensatz in Weislingens qualvollem Ende findet und in großartigster Bedeutsamkeit hervortreten muß, wesentlich beeinträchtigt würde.

Zwölfter Auftritt. Die Darstellung der Eile Mariens, ihrem Bruder die erwünschte Kunde zu bringen, durch dramatische Andeutung ihrer Rückreise nach Heilbronn*) ist sehr unnöthig, da bei der ganzen springenden, nicht alle Punkte der Handlung gleichmäßig vergegenwärtigenden Behandlung diese keiner Ausführung bedarf. Auch könnte ja Lerse ihr vorauseilen, und leicht wäre es gewesen, die Raschheit, womit Maria ihre Reise ausgeführt, am Anfang der zweitfolgenden Szene anzudeuten. Im Entwurf finden wir hierfür eine ganz andere Szene, worin die eben zurückgekehrte Maria mit Lerse zusammentrifft; Lerse

---

In den Worten des Aeltesten ist wohl vor (statt von) dem Angesichte des Himmels zu lesen, wie es in Egmonts erstem Monolog im Gefängnisse früher hieß vorm Angesicht der Sonne, wie er am 20. September 1779 der Frau von Stein in seinem elterlichen Hause einen guten Morgen sagt vorm Angesicht der väterlichen Sonne, er in Wahrheit und Dichtung sagt vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes. Lichtenberger will freilich von im Sinne weg von fassen, aber vor dem Angesicht ist stehende Redeweise. Die Strafe erfolgt öffentlich vor den Augen des Himmels, während das Urtheil heimlich gefällt wird.

) An Morgen, eigentlich an'n Morgen, wie an Kopf. Vgl. V. 62. — Aushellen, mundartlich für aufhellen, wie es Goethe auch in einem Briefe an Frau von Stein braucht. Noch Jean Paul hat es.

ist, was an sich wahrscheinlicher, bei Götz und dessen trostloser Gattin zurückgeblieben.

Dreizehnter Auftritt. Im Thurn*). Nur Götzens Ende bedarf noch der Darstellung. Wir finden ihn mit seiner treuen Gattin im Gefängniß (Thurn). Vergebens sucht Elisabeth den stumm vor ihr Sitzenden durch die Erinnerung zu erheben, daß seine Wunden sich bessern.**) Er ist zu schwer niedergebeugt, als daß ihm das Leben noch eine Hoffnung böte. Haben sie ihm ja alles genommen, worauf er Werth gelegt (der Schmerz macht ungerecht, und so gedenkt er nicht des höchsten ihm gebliebenen Schatzes, seiner Gattin); mögen sie ihm denn auch den Kopf nehmen, an dem jetzt wenig gelegen ist. Nur von seinem treuen, tapfern Georg möchte er noch sichere Kunde vernehmen, am liebsten ihn selbst sehn, weshalb er wünscht, daß Lerse nach ihm ausgesendet werde. Daß dieses geschehen, versichert ihm Elisabeth, da sie durch die Kunde von dessen Tode ihm nicht den letzten Stoß versetzen möchte. Das stimmt freilich nicht dazu, daß Lerse Marien auf der Reise begleitet hat und sie noch nicht bei Götz gewesen. Den biblischen Trost, daß Gott die Niedergeschlagenen wieder aufrichte***), weist Götz als für ihn unmöglich zurück. Götz fühlt, daß das Schicksal sein Verderben

---

*) Diese ältere Form hat Goethe sehr lange beibehalten. Freilich sollte sie neuerdings überall in den Werken geändert worden sein.

**) Muthlosen Finsterniß, wie schon Auftritt 9 Finsterniß seiner Seele steht.

***) Psalm 145, 14: „Der Herr erhebt alle, die da fallen, und richtet alle auf, die niedergeschlagen sind.“ 146, 8: „Der Herr richtet auf den Niedergeschlagenen.“ Götz verneint dieses. Man würde es lieber sehn, daß Elisabeth ihn durch das Bibelwort tröstete und Götz mit der Schilderung seines Unglücks erwiderte.

beschlossen, daß er unter der Last des zusammenströmenden Unglücks erliegen soll, worüber er sich in frommer Ergebung beruhigt.*) Aber noch einmal möchte seine nach Freiheit sich sehnende Seele Gottes freie Frühlingsluft und den offenen, reinen Himmel genießen. Dieser Auftritt fehlte im Entwurf, der dafür einen zwischen der zurückgekehrten Maria und Lerse hat.

Vierzehnter Auftritt. Im Gärtchen. Der Wunsch ist dem Götz gewährt worden, wie dem König Johann bei Shakespeare (V, 7): man hat ihn in das Gärtchen des Gefängnisses gebracht. Lerse und Maria sind eben von der Reise zurückgekehrt; ersterer soll hineingehn und sehn, wie es um den Bruder stehe. Maria trifft mit Elisabeth zusammen, die gefürchtet hatte, er werde Mariens Rückkehr nicht erleben.**) Eben hat sie den Wächter beredet, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen. Maria berichtet, daß Weislingen gestorben und ihr Gatte, von dessen hochfliegenden Plänen wir früher vernommen, in größter Gefahr schwebt, er von den Fürsten eingeschlossen sein soll. Vgl. S. 113**. Elisabeth gibt uns Gewißheit von Georgs Tod, den der Entwurf Lerse in einem Auftritt mit Marien berichten ließ. Die

---

*) Als das außerordentliche Unglück, das ihn betroffen, nennt er Weislingens Verrath, der ihm zuerst das Herz gebrochen, die schreckliche aufgezwungene Hauptmannschaft und den eben erfolgten Tod des ihm gewogenen Kaisers, erst zuletzt sein eigenes Körperleiden. — Stunde, die letzte, wie auch Stündlein, dichterisch Tag steht. — Sein wie mein Leben, so bewegt, in Bewährung seiner Kraft. — Will, wie darauf wilt, aus der Umgangssprache.

**) Elisabeth bemerkt Marien erst, als der Wächter sich entfernt hat. Der Dichter hat es unterlassen, das Zusammentreffen auszumalen. Beide sind vom Schmerz abgestumpft. — Die Hand des Herrn ruht schwer auf ihm. Nach Psalm 32, 4: „Deine (des Herrn) Hand war Tag und Nacht schwer auf mir."

arme Maria preßt das Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Hoffnungen, welches das Zusammentreffen so vieler bittern Schläge, unter denen auch Weislingens verzweiflungsvoller Tod, ihr nahe legt, in die Worte zusammen: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!“

Jetzt erscheint Götz, von Lerse und dem Wächter geführt, unter dem mit innigster Dankbarkeit begrüßten heitern Frühlingshimmel, um von der Welt und seinen Lieben Abschied zu nehmen.*) Die eben so hoffnungsvoll sich neubelebende Welt erinnert ihn in gefaßtem Schmerze, daß alle seine Lebenshoffnungen dahin sind, selbst die so wunderbar erhebende Aussicht auf eine edle, tapfere Nachkommenschaft, wie sie ihm sein Vater einst erfleht, ist ihm genommen; sein einziger Sohn hat in einem Kloster seine Bestimmung gefunden, er wird sich ganz einem heiligen Leben widmen.**) Aber hat das Schicksal ihm auch einen starken, ritterlichen Sohn versagt, so muß er es doch als eine glückliche Fügung betrachten, daß es ihm tapfere Kampfesgenossen verliehen hat. Der Anblick des einen, Lerses, der zu seinem höchsten Troste noch im letzten Augenblick ihm

---

*) Im Entwurf finden wir ohne weitere Einladung Götz im Gärtchen des Kastellans auf der Mauer, wo er unter einen Baum, wohl den einzigen dort, getragen zu werden wünscht.

**) Auffällt das einfache Du statt der Anrede Gottes, wie weiter unten droben, droben bei Dir. Beidemal müssen die gegen Himmel gehobenen Augen oder Augen und Hände die Worte ergänzen. So steht im letzten Aufzug von Schillers Räubern die einfache Anrede Du, Dein, auch Er zur Bezeichnung Gottes. Aehnlich findet sich bei der Anrede der Götter bloß ihr. Vgl. zur Iphigenie V, 3, 113 (Erl. S. 167), in der Stella am Ende des vierten Aufzugs: „Sieh herab auf Deine Kinder . . . Stärke mich“, und bald darauf folgt in einer neuen Anrede „heiliger Gott im Himmel!“

zur Seite steht, hält seine Seele aufrecht, während Georg, der jugendliche Held, fern ist, an dessen Feuer und Leben strahlenden Blicken er sich gern noch einmal erwärmte. Die tiefe Sehnsucht des sterbenden Götz nach diesem seinem ihm vorangegangenen geistigen Sohne erfüllt die anwesenden Lieben mit schmerzlicher Rührung; stumm blicken sie zur Erde und sie können sich der Thränen nicht enthalten. So ist denn Georgs Tod ihm gewiß. Diese Gewißheit vollendet seine Ueberzeugung, daß es auch mit ihm zu Ende; ist ja des geliebten herzlichen Reiterjungen Tod ihm ein Anzeichen, daß kein Edler mehr auf Erden gedeihen kann. Gibt ihm auch die Nachricht, daß er im tapfern Kampf gefallen, einigen Trost, so fühlt er doch das letzte Band zerrissen, das ihn, den freien, auf sich selbst ruhenden Rittersmann, an der Erde fest hält. Gott möge darum seine Seele vom Körper befreien. Die Auslassung der Anrede („Herr") dürfte hier doch störend sein (anders ist es in den S. 147** angeführten Fällen), obgleich sie auch in der Bühnenbearbeitung nicht ergänzt ist. Der Entwurf hatte das abgebrochene „Laß meine Seele nun —". Biblisch ist „So nimm nun, Herr, meine Seele" (1. Könige 19, 4). Anders im Preise Symeons (Luk. 2, 29).

Nach der Bitte zu Gott wendet Götz sich mit innigstem Antheil an die Zurückbleibenden, zunächst an die liebevolle Gattin, die er seinem treuen Lerse empfiehlt: in einer verderbten Welt des Trugs und der List läßt er sie zurück, in welcher sie stets auf ihrer Hut sein sollen, da man den Edlen Netze stellt, um sie zu Falle zu bringen. Marien wünscht er, daß Gott ihr ihren Mann wiedergebe, für den er mit Recht fürchtet. Sind ja schon die Edlen alle dahingegangen, wie er schmerzlich klagt: Selbitz, sein wackerer Kampfgenosse, der Kaiser, und, was ihn am tiefsten

erschüttert, sein Georg. Aber der Schmerz und die lange Rede haben ihn angegriffen, seine letzte Kraft ist geschwunden; er fühlt Durst. Aber noch ehe ihm ein Trunk Wasser gereicht werden kann, ist der Athem ihm benommen. Mit Lust athmet er noch himmlische Luft ein, die er als sinnliche Vertreterin der vollen geistigen Freiheit begrüßt. So gilt der letzte doppelsinnige Ruf der heiligen Braut seiner Seele. Was er in der Tischszene sich gelobt, sein letzter Ruf solle der Freiheit gelten, hält er jetzt, wo ihm alles geraubt ist, aus innerster Seele wahr.*) Daß Götz die wahre Freiheit droben finden werde, spricht Elisabeth aus, während Maria das Jahrhundert verdammt, in welchem ein solcher Mann so untergehn mußte. Man würde beide ihre Reden gern miteinander vertauschen lassen, gebührte nicht der Gattin nach Götzens Tod das erste Wort. Lerse aber verdammt die Nachwelt, die Götz verkennen konnte, und stellt ihn so als Muster eines echtfreien, ritterlichen, geraden und treuen Charakters für alle Zeiten hin. Der heilige Augenblick von Götzens Hinscheiden durfte nicht durch die Nachricht seiner von Marien erwirkten Befreiung entweiht werden.

Götz tritt hier vor seinem Ende noch einmal in erhöhter Gestalt vor uns; die Züge seines Charakters verklären sich gleichsam in dem Abschiede, den er von der Welt nimmt, an welche seine freie Seele sich durch kein Band mehr gefesselt fühlt, da seine Kraft und alle die, auf welche seine Hoffnung gerichtet war, dahin sind. Freilich scheint uns der Schluß trostlos zu entlassen, da wir nur in eine arge Zeit des Truges und der List schauen,

*) Auch in der Bühnenbearbeitung wird nicht angegeben, daß er sterbend einem seiner Begleiter in die Arme fallen soll, wahrscheinlich in die Lerses, der das letzte Wort spricht.

aber Lerse deutet doch leise auf den Gedanken an eine bessere Nachkommenschaft, die Götzens einfache Größe erkennen werde. Wunderlich sieht Drenckmann (S. 25) im Schlusse des Stückes den vollständigen Sieg der neuen Ordnung der Dinge über Götz; er will uns ernstlich glauben machen, Goethe habe diesen Sieg als einen berechtigten, den Untergang als Sühne der Schuld dargestellt, während der Dichter, wenn wir anders auf seine Worte achten, uns mit dem ergreifenden Gefühl entläßt, wie hier ein edler Mann dem Trug und der Arglist zum Opfer gefallen. Daß Goethe dies beabsichtigt habe, dafür zeugt die ganze Dichtung, so daß wir uns auf das auch den hartnäckigsten Leugner widerlegende Zeugniß seines Briefes an Salzmann und die allgemeine Auffassung der ganzen Zeit nicht zu berufen brauchen.

Goethes Götz tritt uns als die mit ureigener Dichterkraft vollzogene Vollendung von Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und seiner verehrenden Hinweisung auf den genialen Britten entgegen, in dessen Stücken der Geist selbstbewußter Freiheit sich Bahn gebrochen hatte. Und glücklicher Weise hatte der Dichter in Götz einen volksthümlichen Stoff gefunden, wie er kaum in unserer ganzen Geschichte wieder anzutreffen sein möchte, wenn es auch für die Jesuiten einen echtdeutschen Stoff eben nur vor der Reformation, im gesegneten Mittelalter gibt, und sie bedauern, daß Goethe über die „Scharteke“ der Lebensbeschreibung des Berlichingen gerathen; freilich habe er den Volkston gut getroffen, aber den wahren deutschen Geist verfehlt und ein regelloses Drama geliefert. Das Volksthümliche liegt hier nicht in der Handlung, die, so beschämend für Deutschland als irgend eine, absichtlich mit schonungsloser Uebertreibung dargestellt wurde; es ruht im Charakter des Helden,

in welchem die deutsche Nation ihr eigenes Ebenbild, den Inbegriff deutscher ritterlicher Treue, Biederkeit und Tapferkeit erkannte. Auch aus Elisabeth, Marien, Georg und Lerse weht uns das echtdeutsche Gemüth entgegen. Darum jubelte das Volk dieser durchweg von deutschem Leben durchdrungenen, mit der Gewalt einfacher, aber kräftig bezeichnender, lebendig verkörpernder Sprache ergreifenden Dichtung begeistert zu, und es wird ihr immer zujubeln, da es in ihr ein Sinnbild seiner eigenen, so oft getäuschten, sich aber nie verleugnenden Biederkeit und Treue, das Drama des so oft zu kurz gekommenen deutschen Gemüthes erkennen muß.

IV. Die Charaktere.

Die Charakterdarstellung ist im Drama mit der Handlung auf das innigste verflochten; beide stehen in der genauesten Wechselbeziehung. Aber nicht allein in der dargestellten Handlung prägt sich der Charakter der Personen aus: manche von ihnen erzählte Züge, auch Aeußerungen anderer wirken dazu mit, und nicht am wenigsten ihre ganze Haltung, die Art ihres Auftretens bis zum sprachlichen Ausdruck. Die Kunst des Dichters besteht gerade darin, diese einzelnen zusammenwirkenden Darstellungsmittel so geschickt zu verwenden, daß sich ein lebensvolles Bild entfaltet. Dies vermag er nur dann, wenn er dasselbe hell in seiner Seele erschaut hat und mit angeborenem, lebendig ausgebildetem Blick in das Wesen der menschlichen Natur und mit anschaulicher Vergegenwärtigung begabt ist. Wie glücklich dies bei Goethe sich vereinigte, bewährte er schon in dem ersten, ganz aus der Tiefe seines begeisterten Herzens geflossenen dramatischen Versuch, dem Götz, in welchem alle Charaktere bis zum unbedeutendsten herab, mit einer überraschenden Anschaulichkeit uns entgegentreten, alle, ohne irgend durch das sich aufdrängende Gefühl der Absichtlichkeit zu stören, ihr Wesen rein aussprechen. Die bezeichnenden Züge sind so glücklich herausgegriffen und gestellt, daß sie sich zu einem einheitlichen, fest umschriebenen Bilde gestalten; oft ist

ein einzelner Zug an seiner Stelle so treffend verwandt, daß er uns den Charakter lebhaft vergegenwärtigt. Man erinnere sich nur der Darstellung der beiden sich ergänzenden Reichssoldaten, der beiden Knechte III, 22, des zweiten Offiziers, des Hauptmanns, der einzelnen Zigeuner, besonders der Zigeunermutter und des Hauptmanns, um von weiter entwickelten Charakteren nicht zu reden, wie von Bruder Martin, der sich als eine tieffühlende, von allem Edlen und Menschlichschönen innigst ergriffene, aber jeder kühnen Thatkraft ermangelnde Natur darstellt, von Metzler, diesem wilden, jähen, ungestümen, von blutigster Rachsucht aufgestachelten, an schrankenloser Wuth sich labenden Aufrührer, neben Link, Kohl und Wild.

Auf die glückliche Zeichnung aller einzelnen Charaktere dürfen wir nicht näher eingehn, nur der hauptsächlichen sei gedacht, insofern sie vortrefflich durch die ihnen zur Seite tretenden näher bestimmt und beleuchtet werden. Götz erscheint als der gerade, biedere, tapfere und freie, naturwüchsige Ritter, dessen Seele, von Freiheit, Recht, Männlichkeit und Treue erfüllt, wenn auch jeder feinern Bildung abgewandt, doch rein und kräftig empfindet. Mit innigster Liebe hängt er an der treuen, ihn ganz verstehenden Gattin, mit herzlicher Neigung umfaßt er die zartere Schwester, deren Schicksal ihn tief bekümmert, der er die Pfade des Lebens so gern sanft und leicht machen möchte, mit väterlicher Lust weidet er sich an dem lieblichen Knaben, wenn es ihn auch bitter schmerzt, daß dieser zu einem stillen, beschaulichen Leben hinneigt, so daß er alle Hoffnung aufgeben muß, in ihm einen echtritterlichen Stammhalter zu hinterlassen. Festes Gottvertrauen belebt ihn, das sich im rechten Augenblick prunklos ausspricht. Wie sehr sein Herz für edle, auf Männ-

lichkeit und Treue ruhende Freundschaft schlägt, das zeigt sein Verhältniß zu Weislingen, in dessen Nähe seine Seele frisch auflebt und sich in alten Erinnerungen froh gelaunt ergeht, dessen wiederholter Verrath und schmählicher Treubruch ihn schwerer als alles Unglück trifft und niederbeugt. Mit dankbarer Anerkennung gedenkt er derjenigen, die sich edel und freundlich ihm erwiesen, wie des Bischofs von Würzburg, des Landgrafen von Hanau, wogegen alles Schlechte und Niederträchtige ihn anwidert. Anhänglichste Liebe und Verehrung fühlt er für den Kaiser, der ihm wohl will, in welchem er als deutscher Ritter das höchste und einzige Oberhaupt auf Erden erkennt, dem er so gern dienen, in seinen Nöthen beistehn möchte; deshalb bedauert er es um so schmerzlicher, daß der alte schwache Mann so schlecht berathen ist, die herrschsüchtigen Fürsten jede Gelegenheit benutzen, seine Macht, und damit die Würde, Ruhe und Sicherheit des Reiches, zu schmälern. Sein höchster Wunsch gilt einem starken, großen, einigen Reiche, in welchem Recht und Freiheit herrschen; weil aber die Fürsten und Städte sich bei der Noth des Kaisers nur aus eigensüchtigen Zwecken miteinander verbündet haben, sie nur ihre Macht vermehren, die Kleinern unterdrücken, ihrer Willkür den freiesten Spielraum schaffen wollen, fühlt er sich getrieben, sich und allen Bedrängten, welche sich an ihn wenden, durch rasche und entschiedene Selbsthülfe Recht zu schaffen, wobei er es nie unterläßt, die überkommenen Vorschriften in Betreff der förmlichen Ankündigung und der Ausgleichung der Fehden streng zu halten und sich als echter Ritter der guten alten Zeit zu bewähren.*) Mit einzelnen

*) Kaum zu begreifen ist es, wie Drenckmann behaupten kann, nur Götz und ein paar andere Ritter machten Unruhen und ließen keinen geordneten Zu-

Fürsten steht er in freundlichster Verbindung, besonders mit dem Kurfürsten von der Pfalz, auf dessen Hochzeit er gegenwärtig ist, dem er eine Zeit lang dient. Sein Unglück macht ihn nicht schwach, aber es raubt ihm die frische Lust des Lebens und erfüllt ihn mit der traurigen Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe, und diese stimmt ihn milder, da er auch darin Gottes Willen verehrt.

Neben Götz mit der eisernen Hand tritt Selbitz mit dem hölzernen Bein als ein tüchtiger, stets bereiter Haudegen hervor, der, wie Götz, für Recht und Freiheit lebt, jeden Wortbruch als eine Niederträchtigkeit brandmarkt, Götzens unerschütterliche Tapferkeit verehrt: aber ihm fehlt die edle Treuherzigkeit, die den Götz ins Verderben bringt, er nimmt sich nicht, wie dieser, der Bedrängten an, und nicht ohne Bedeutung dürfte es sein,

---

stand aufkommen. Freilich behauptet dieses der mit den Prälaten und Städten im Bunde stehende Weislingen, aber die Fürsten und Städte beachten den Landfrieden nur, insofern er ihnen Vortheil bringt und sie ihr Unrecht ungestört treiben läßt. Nicht allein Sickingen spricht es aus, daß Götz von jeher zu kurz gekommen, weil er mit wenigem zufrieden gewesen, gleich am Anfang hören wir von Sievers, Götz gebe immer, wenn er im Vortheil sei, unerhört nach. Als alles mit dem Bischof von Bamberg vertragen war, wirft dieser ihm einen Buben nieder, wobei die Nürnberger ihre Hand im Spiele haben. Durch diese Rechtsverletzung, gegen welche er keinen Schutz beim Kaiser und Reich findet, durch diesen offenen Bruch des Landfriedens wird Götz zur Fehde nach gutem alten Recht gezwungen; die Ruhestörer sind der Bischof und die Stadt, gegen die Götz im vollen Rechte ist. Goethe selbst steht nicht auf dem Standpunkte Weislingens, des Bischofs und des römischen Rechtsgelehrten Olearius; er erkennt in dem Landfrieden und den Bünden nur die Schöpfung ehr- und herrschsüchtiger Fürsten, die unter diesem Deckmantel ihr Gelüste frei üben. Götzens Schilderung der Fürsten, welche Weislingen nicht zu widerlegen wagt, entspricht der Ansicht des Dichters, die noch am Schlusse sich unverkennbar, gleichsam als Bestätigung des im Stücke lebendig dargestellten Bildes, ergreifend ausspricht.

daß sich nirgendwo eine Andeutung seiner Familie findet; diese sanftern Gefühle scheinen seiner Brust fremd. So tritt denn dieser wackere Hülfsgenosse des Götz, der sich, wie dieser, wo es Noth thut, seiner Haut wehrt, hinter ihm zurück, da ihm die gemüthlichen Eigenschaften abgehn, welche das Bild unseres treuherzigen, für Freiheit, Recht und Reich begeisterten Helden vollenden.

In ganz anderer Art erscheint uns Sickingen, der starke, ungestüme, seine Pläne mit Klugheit und Gewalt durchsetzende Ritter, der nicht damit zufrieden ist, dem Rechte Geltung und der Freiheit offene Bahn zu schaffen: seine Seele wird von dem ehrsüchtigen Streben getrieben, durch die in ihm wirkende Kraft sich aus dem Stande eines freien Ritters emporzuschwingen, sich unter den Fürsten Deutschlands eine selbständige Stellung zu erkämpfen. Zeigt er sich auch als ein edler Mann, dem jede Niederträchtigkeit in den Tod verhaßt ist, so steht er doch an wahrer Gemüthlichkeit weit hinter Götz zurück, dessen Schwester er weniger aus zarter Neigung seine Hand bietet, als weil er sich mit diesem tapfern Götz verbinden will und er eine „Königin seiner Schlösser" sucht, woher auch seine Aeußerungen in Betreff Mariens, besonders kurz vor und nach dem Antrage, weniger zart gehalten sind.

Dieselbe Treue und Mannhaftigkeit, welche aus den drei Rittern uns entgegenleuchtet, spiegelt sich auch in Lerse, dem einfachen, aber entschiedenen Knappen, den die Bewunderung von Götzens Tapferkeit ganz diesem gewonnen hat; ja die Liebe zu Götz, die mit dessen Unglück höher zu steigen scheint, hebt ihn fast über sich selbst hinaus, indem sie ihn, wie sein Vorbild, Goethes Jugendfreund, zu Rath und That geschickt macht, so

daß er bei der Belagerung des Schlosses alles bestens besorgt, auch die Unterhandlung betreibt, freilich, wie Götz, ohne Ahnung des beabsichtigten Verraths, er später auch den Frauen hülfreiche Hand leistet.

Wenn Lerse als tüchtigen Ritterknecht sich durchweg bewährt, so erscheint uns in Georg ein jugendlicher Götz, in welchem alle Tugenden des Helden im Glanze frischester Jugend strahlen. Gläubig hängt er an Gott, in liebevoller Bewunderung an Götz, in innigster Neigung am Reiterstande; Recht, Mannheit und Treue sind die Leitsterne seines mit selbstbewußter Kühnheit ahnungsvoll vordringenden, seinem Meister froh nacheifernden Lebens, dessen Blüte in echt tragischer Weise so früh gebrochen werden soll.

Wenn sich bei Götz tiefes, reines Gefühl mit Charakterfestigkeit, Tapferkeit und Edelsinn paart, so sehen wir in seinem Gegner Weislingen eine freilich edlen Gefühlen zugängliche, aber weiche, schwache Natur, die sich von der Leidenschaft, den Frauen zu gefallen, und von maßloser Ehrsucht blind zu allem hinreißen läßt, was mit den eigenen Empfindungen im grellsten Gegensatz steht. Er gehört zur zahlreichen Klasse jener sogenannten guten Menschen, denen jeder sittliche Halt mangelt, deren Handeln von zufälligen Anreizungen abhängt, die, bei aller Gutmüthigkeit, in leichtsinniger, zu höchster Leidenschaftlichkeit gesteigerter Verblendung zum Schändlichsten hingetrieben werden, deren Stärke sich nur in der Maßlosigkeit zeigt, womit sie ihrer Leidenschaft sich hingeben, alle Gefühle des Rechts und der Ehre niederhalten. Gerade Frauenliebe und Herrschsucht sind diejenigen Leidenschaften, welchen solche Naturen zumeist verfallen. So lange Weislingen an Götzens Seite lebte, übten

dessen Beispiel und Liebe den wohlthätigsten Einfluß, aber schon damals zogen ihn der Glanz des Hofes und die Anmuth der Frauen an, was ihm Götz in seiner derben Weise vorwirft: diese zierlichen Formen eines Scheinlebens, diese Gefallsucht, diese Hoffnung auf Ansehen und Einfluß fesselten ihn immer mehr, so daß er sich nicht entschließen konnte, seinen Freund auf dem ritterlichen Zuge nach Brabant zu begleiten. Mit Götz war sein guter Geist von ihm gewichen. Freilich fanden sich beide auch später noch freundlich zusammen, freilich stand Adelbert dem Genossen noch zuweilen ritterlich zur Seite, aber das Scheinleben hatte Gewalt über ihn gewonnen, es überwucherte allmählich die edlen Grundkeime seiner Natur, so daß er, seiner selbständigen Freiheit sich völlig entäußernd, in die Dienste des herrschsüchtigen Bischofs von Bamberg trat, der durch seine Schmeicheleien und das Ansehen, welches er ihm vor allem gab, ihn in seine Dienste zog, und ihn so ganz sich dienstbar machte, daß er zum erbittertsten Feinde und Verfolger seines geliebtesten Jugendfreundes wurde, den er dann um so ernstlicher haßte, als er die Stimme seines Herzens übertäuben mußte, und die biedere Rittergröße des Götz seinem Ehrgeiz ein höhnender Vorwurf schien. Treffend ist das Wort Liebetrauts im Entwurf: „Er ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an den Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein." Der Hof war für ihn um so gefährlicher, als er ein schöner Mann, von geschmeidigen Formen war, dessen Eitelkeit in der dortigen Umgebung die reichste Nahrung fand. Die Beschreibung seiner äußern Gestalt im Gespräch zwischen Adelheid und dem Kammerfräulein ist demnach, wie an dieser Stelle durchaus angebracht, auch für das Verständniß seiner Entwick-

lung bedeutsam. Auf einen Augenblick gelingt es dem Götz, dem gefangenen Weislingen die Augen über sich selbst zu öffnen; er sieht sich in seiner Jämmerlichkeit, diesen in seiner edlen Größe: mit ihm, dem treuherzigen Jugendfreunde, will er sich zu echt-ritterlichem Wirken verbinden, mit dem Hofe entschieden brechen, und statt in eitler, wechselnder Frauengunst sich zu bespiegeln, in der Liebe einer stillen, reinen Seele sich ewiges Herzensglück gründen. Diese Liebe ist freilich echt, aber es fehlt ihm an Kraft, den Gefühlen seines Herzens, dem Triebe der Ehrsucht gegenüber, zu folgen, wie er selbst fühlt. Nach Bamberg mag er nicht zurück, da er ahnt, sein so schöner Vorsatz werde dort, wo Fürsten- und Frauengunst ihm winken, einen schweren Stand haben: doch der an ihn abgesandte pfiffige Liebetraut weiß ihn durch Auffrischung der Erinnerungen und Aufregung der Eitelkeit zu einem Besuche in Bamberg zu bestimmen, wo denn des Bischofs freundliches Zureden nicht ohne Einfluß bleibt, vor allem aber des verführerischen Weibes angenommene Kälte und Ungunst den Sieg über ihn gewinnen. Vergebens sträubt er sich gegen den Gedanken zu bleiben und sein Götz und der Verlobten gegebenes Wort zu brechen, Adelheidens Reize beherrschen und berücken ihn: bald fällt er von Götz ab und tritt, von dem herrschsüchtigen Weibe gestachelt, erbitterter als je gegen diesen auf. Doch Adelheid fühlt, daß er kein Mann starker Thatkraft sei; belohnt sie auch die gegen Götz durchgesetzte Achtserklärung und die Befreiung ihrer Güter mit ihrer Hand, ihre Pläne versteigen sich viel höher. Weislingens Eifersucht erwacht; die unglückliche Gewißheit, daß Adelheidens Liebe sich von ihm abgewandt, treibt ihn zu verzweiflungsvollem Ingrimm. Er läßt sich an die Spitze des gegen die Bauern beorderten Heeres stellen.

Wilde Wuth erfaßt ihn, als er vernimmt, Götz befinde sich unter den geschlagenen Bauern. Je schärfer der Schmerz über die seinen Wünschen trotzende verrätherische Adelheid an seiner Seele nagt, um so glühender entbrennt sein Vernichtungshaß gegen den ihn überragenden Helden. Noch als das Gift seine Kraft rasch verzehrt, peinigt ihn der Gedanke an dessen hohe Größe; erst wenn dieser aus der Welt ist, wird er vor ihm Ruhe haben. Die schreckliche Enthüllung von Adelheidens Schandthat und die vor ihm stehende, für des Bruders Leben flehende Maria führen ihm die grause Tiefe des Abgrundes, worein er gesunken, entsetzlich vor die Seele — und so stirbt er verzweiflungsvoll, nachdem er Götz, soweit er vermocht, dem Leben wiedergegeben. Aber Mariens inniger Antheil an dem durch seine leichtsinnige Verblendung so unglücklichen Manne, seine Liebe zu Franz und seine folternden Qualen versöhnen uns mit ihm: stehen ja das Glück, das er in leichtsinniger Verblendung verscherzt hat, und Adelheidens Verrath, die gerechte Strafe seiner eigenen Treulosigkeit, wie Furien vor seinen erlöschenden Augen. Goethe hat es selbst durch eine Aeußerung in Wahrheit und Dichtung verschuldet, daß man einen Theil seines Wesens in Weislingen gefunden hat, und so sagt noch Lichtenberger, um die Lust und das Leid dieser unbeständigen Zärtlichkeit darzustellen, habe er nur in sein eigenes Herz zu sehen brauchen. Aber Goethe war in tiefster Seele Friederike treu geblieben, der er entsagen mußte, weil der Bruch mit dem Vater, der die Verbindung mit der Geliebten verbot, ihn und sie selbst unglücklich gemacht haben würde. Der Dichter war nichts weniger als der Don Juan, wozu ihn geistreiches Prickeln der Erklärer gemacht hat. Was seine Schuld war, hat er gestanden; die gewissenhafteste Forschung

erweist dies als durchaus zutreffend. Aber die Nachfolger Scherers treiben mit Goethes Ehre ein leichtfertiges Spiel. Noch weniger wie Weislingen, war er der Fernando der „Stella".

Eine gleiche, noch kindlichere Gutmüthigkeit, wie aus Weislingen, spricht aus Weislingens jungem Diener Franz, der seinem Herrn in hingebendster Treue anhängt, wie der Reiterbube Georg, sein entschiedenster Gegensatz, dem Götz; aber die glühendste Empfindung, die stachelndste Gier ziehen ihn zu dem verführerischen Weibe, das mit schlauer Berechnung seine Liebe benutzt, um ihn zu der entsetzlichsten That zu verführen. Erst nach dieser kommt er wieder zu sich. Als er seinen Herrn schrecklich dem Tod entgegenwanken sieht, dessen Liebe ihn so rührend beruhigen möchte, kann er sich nicht halten, er muß sein Verbrechen ihm gestehn und verzweiflungsvoll sich selbst den Tod geben.

Von den Fürsten tritt nur der Bischof von Bamberg handelnd auf, ein durchaus eitler, ehr- und herrschsüchtiger Geistlicher, der gern einen recht weltlichen Hof um sich versammelt. Schon im ersten Augenblick erscheint er als ein leerer Mensch, der es liebt, berühmte Leute an sich zu ziehen. Den von Bologna zurückgekehrten Olearius fragt er, ob viele Deutsche von Adel dort studirten, und er billigt dessen Aeußerung, der Kaiser werde gern mit diesen seine ersten Stellen besetzen; sonst weiß er nichts Vernünftiges zu sagen, bringt dagegen dem Kaiser Justinianus, den er so wenig kennt, daß er ihn noch am Leben glaubt, wie später allen Doctores juris, ein Lebehoch. Freilich spricht er so, als ob ihm das Wohl des Reiches am Herzen läge, und er nur wünsche, alles möge nach strengem Rechte gehn, aber bei allem denkt er bloß an seinen

Vortheil, jedes Mittel des Trugs ist ihm recht. Mit Götz hat er wieder Fehde angefangen, und mit aller Gewalt möchte er seine Anschläge gegen ihn und die übrigen freien Ritter beim Kaiser durchsetzen. Wenn Weislingen Götz sein Wort gegeben hätte, um es zu brechen, das wäre diesem treulosen Menschen ganz recht gewesen. Nur seine Macht und seine Herrschaft liegen ihm am Herzen. Drenckmann stellt ihn freilich als einen für das Wohl seines Landes ernstlich besorgten Fürsten dar, aber ein solches Lob wird weder durch die Aeußerung des Bischofs begründet, die Felder vor seinen Mauern verdankten Weislingen ihren blühenden Zustand, auch wenn dies wörtlich wahr wäre, noch kann Weislingens dem Dichter zu seinem Zwecke bequeme Bemerkung als beweisend gelten, er dürfe nicht die vielen übernommenen Geschäfte des Bischofs unvollendet liegen lassen. Diesem geistlichen Fürsten ist das Volk nichts, die „weltlichen Stände", die mit Recht „einen Zahn auf ihn haben", sind ihm zuwider, das Reich und der Kaiser liegen ihm nur sofern am Herzen, als sie ihn gewähren lassen und die Kleinen zwingen, unter dem Scheine des Landfriedens sich alles gefallen zu lassen. Deshalb sind ihm die „übermüthigen und kühnen Ritter" ein Greuel; er haßt sie auch persönlich, weil der feige, tückische Pfaffe im Grunde des Herzens durch ihren Edelmuth und ihre ritterliche Kraft sich beschämt fühlt. Das Bild ist frei hingeworfen, ohne alle Rücksicht auf Bischof Georg III. Ebenso wenig schwebt bei dem Weinfaß von Fulda ein bestimmter Abt vor. Die dortigen Aebte führten zur Zeit über alle übrigen in Deutschland und Frankreich das Primat. Wahrscheinlich dachte Goethe daran, daß die Klöster die herrlichsten Weinberge hatten. Der Fürst-Abt von Fulda erwarb 1716 die Krone des

Rheingaus, den Johannisberg. In einem straßburger Liede Goethes von 1771 wird als der köstlichste Besitz „aller Klöster Wein“ bezeichnet. Die Zeitverhältnisse beachtet unser Drama nicht. Goethe wollte dem herrschsüchtigen Bischof einen weinseligen Abt zur Seite geben.

Von den weiblichen Charakteren ist dem Dichter Elisabeth, ein Spiegelbild seiner Mutter, am trefflichsten gelungen. Sie ist ganz die liebende, besorgte, zu Rath und That immer bereite, des edlen, mannhaften Ritters würdige Gattin und Hausfrau, die in allen Nöthen ihm zur Seite wacht, alle seine entsetzlichen Qualen tief mitempfindet, und doch ungebrochen alles Elend übersteht, die ihren lieben Götz, in dem sie das Musterbild eines Mannes verehrt, immer tröstet, hebt, alles Widrige von ihm abwendet, zu seiner Rettung mit wacher Geistesgegenwart alle Mittel versucht. Elisabeth ist die echtdeutsche, so gemüthvolle wie starke Hausfrau.

Weniger vollendet erscheint das Bild der vom Ungetreuen verlassenen Maria, die von des Dichters eigener Geliebten, der sesenheimer Friederike, kaum irgend einen Zug an sich hat, ja mit dieser lebhaften, sinnlich heitern, frei der Natur und ihrem unmittelbaren Genusse zugekehrten Seele im entschiedensten Gegensatze steht. Zarten und frommen Sinnes, liebt sie ein stilles, mehr innerliches Leben, wozu sie auch den kleinen Karl erziehen möchte. Dieser Sinn ist durch die Aebtissin des Klosters, in welchem sie ihre Erziehung erhielt, genährt worden, und wir möchten sie uns lieber, wie Goethe selbst seine Schwester, als Aebtissin wie als Gattin und Hausfrau denken. Dem wilden Ritterleben ist sie abgeneigt, und so hat sie mit Wohlgefallen die sanftern Züge vernommen, die Götz von Weislingen und

seinem Zusammenleben mit diesem zu erzählen pflegte, ja sie hat denselben aus den bloßen Erzählungen ihres Bruders lieb gewonnen und ihn bei sich gegen Götzens Beschuldigungen vertheidigt, die sie für leidenschaftlich übertrieben hält. Wie sehr muß sie sich daher aufgeregt fühlen, als sie von seiner Gefangennehmung hört, welches Mitleid mit ihm empfinden, aber auch ahnungsvoll bewegt werden beim Gedanken, sie werde ihn bald selbst sehn! Daß die beiden Herzen sich gleich finden müssen, daß der weiche, wehmüthig gestimmte, so schön und edel auftretende Weislingen ihr Herz und ihre Hand gewinnt, ist ganz natürlich, dagegen können wir es mit einer so zarten Natur kaum vereinigen, daß sie sobald dem Antrag eines andern Mannes Folge leistet, statt sich in ein Kloster zurückzuziehen. Aber der Dichter bedurfte ihrer und Sickingens, und so mußte er dieses Band schließen. In der äußersten Noth macht ihre innige Liebe zu Bruder und Schwägerin sie stark und gefaßt, wie die Liebe es auch bei zarten Naturen vermag.

Den entschiedensten Gegensatz zu Marien bildet die ränkevolle, nur auf Schein und Herrschsucht gerichtete Adelheid, das mit seltenem Liebreiz begabte, aber jeder reinen, zarten Empfindung unfähige, von gierigem Sinnengenusse beherrschte Weib. Ihre Seele ist darauf gestellt, die Männer in ihre Netze zu ziehen, sie zu beherrschen und durch sie zu herrschen. Ihre hochfliegenden Pläne kennen keine Grenzen: über Weislingen triumphirt sie, aber sein Streben genügt ihr nicht, er scheint ihr nur ein halber Mann. Ihr Blick richtet sich auf den Nachfolger des Kaisers, und da Weislingens erwachende Eifersucht sie vom Hofe mit Gewalt entfernen und sich ihrer versichern, sie wohl gar ins Kloster stoßen will, so greift sie zum schnödesten Ver-

brechen. Wahrer, sich frei hingebender Liebe ist sie nicht fähig; auch ihre sinnliche Lust ist schwer zu erwecken, nur der von Liebe rasende Franz könnte diese zu erregen scheinen, aber sie fühlt sich mehr durch diese den armen Jungen aufzehrende Glut geschmeichelt, als daß sie selbst hingerissen wäre.*) Das von List, Ränken und Herrschsucht erfüllte Weib ist die geborene Todfeindin von Götz, diesem biedern, treuen, Freiheit und Recht heilig hegenden mannhaften Ritter. Lichtenberger sieht in ihrer selbstsüchtigen Härte und ihrer Grausamkeit den Gegensatz zu Mariens Sanftmuth und Güte, wie ihrer leidenschaftlichen Bewegung und leichten Launenhaftigkeit die natürliche Gesundheit von Götzens Hausfrau entgegenstehe. Bei ihrer Charakterzeichnung habe sich Goethe der shakespeareschen Heldinnen, besonders der Kleopatra erinnert (wie schon Minor einen großen Einfluß von Shakespeares Antonius und Kleopatra auf die Zeichnung von Adelheiden und Marien angenommen hatte), dieser katzenhaften Geschmeidigkeit, die beim Streicheln klaue und schnell von Drohungen zu Versprechen, von Verachtung zur Zärtlichkeit übergehe. Schröer bemerkt, zu Adelheiden fehle noch das Modell, das Goethe bei ihr „vor Augen stehn möchte“. Die tolle schererersche Modellsucherei hat schon manches Uebel angerichtet, hier ist sie glücklich noch ohne Erfolg geblieben. Adelheidens Charakter ist eine eigene, scharf ausgeprägte Schöpfung des jungen Dichters.

*) Die starken Stellen von ihrer leidenschaftlichen Hingabe an Sickingen, welche im Entwurf sich finden, sind bei der Umgestaltung des Planes ganz weggefallen.

V. Goethes Bühnenbearbeitung und neuere Versuche.

Mit dem Beginn der neunziger Jahre waren die durch Götz hervorgerufenen Ritterschauspiele so ziemlich von der deutschen Bühne verschwunden. Als Goethe im Mai 1791 die Leitung der weimarischen Hofbühne übernahm, konnte davon zunächst keine Rede sein. Ein vier Jahre später gemachter Versuch mit einer Bearbeitung von Jakob Maiers 1777 erschienenem Sturm von Boxberg hatte keinen Erfolg*); um so weniger war an eine Aufführung des Götz zu denken. Als 1798 der Schauspieler Cordemann darin aufzutreten wünschte, lehnte Goethe dieses mit der Bemerkung ab, das Stück sei dergestalt ausgeschrieben, daß man sagen könne, es sei stückweise fast ganz auf dem Theater, worauf es selbst ohne bedeutende Umarbeitung nicht erscheinen könne. Erst als Schiller und Goethe den Plan einer Bearbeitung der bedeutendsten, echtdeutsche Stoffe darstellenden Dramen für die deutsche Bühne auszuführen gedachten, im Juli 1803, griff der Dichter selbst seinen Götz, wie Schiller Klopstocks Hermanns Schlacht, an. Er legte dabei die zweite echte Ausgabe von 1774 zu Grunde. Anfangs schien sich ihm das

*) Vgl. Goethes „Tag- und Jahreshefte" (in der kürschnerschen Ausgabe Bd. XXIV, S. 54)

Stück „mit einiger Bequemlichkeit umzubilden“. Er besprach sich darüber mit Schiller. Am 18. August beschäftigte ihn der dritte Akt mit seinen vielen Ortsveränderungen. Aber bald drängte es ihn, die Bearbeitung ruhen zu lassen: unerwartete Schwierigkeiten verleideten ihm, außer dem Unangenehmen einer solchen „bösen Operation“, die Arbeit, zu der er erst am 16. Februar zurückkehrte. Sie beschäftigte ihn zeitweise bis zum 21. April, dann wieder am 29. und 30. Juni. Ernstlich griff er sie erst Mitte Juli an, da das Stück vor Ende September aufgeführt werden sollte. Jetzt gewann sie gedeihlichen Fortgang, weil er sie nicht mehr wie ein Geschäft betrachtete, das abgethan sein wolle, sondern ihr mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit größerer Sammlung zuwandte. Bedenklich machte ihn dabei nur die Länge des „durchaus de- und rekomponirten“ Stückes, das eher länger als kürzer wurde; denn wie er das Zerstreute sammelte, wurde das Vorübergehende beharrlich. Schiller erleichterte ihm durch seine kühnen Entschließungen manche Auslassung, stand ihm auch bei den Proben mit Rath und That treulich zur Seite. Am 22. September betrat diese neue Bearbeitung nach vielen sorgfältigen Proben die weimarische Bühne; aber das Stück dauerte sechs ganze Stunden. Mit der Aufführung war er zufrieden.*) Er entschloß sich, es nun in zwei Theilen zu geben,

*) Der bühnenkundige Stephan Schütze äußerte: „Man merkte gleich, daß bei der Aufführung der Dichter dahinter stand. Das Stück ist mehr aus- und nach- als umgearbeitet, die wichtigsten Szenen sind verlängert und alles mehr motivirt. Es ist darin durch komische und witzige Züge mehr für die Unterhaltung des gewöhnlichen Publikums gesorgt; es fehlt auch nicht an feierlichen Zügen und einnehmenden Schlußszenen. Durch dieses alles scheint mir aber das Ganze etwas von seiner alten Würde verloren zu haben . . . Dennoch hat das Stück nicht sonderlich gefallen; es war nach dem Ende zu etwas langweilig.“

wo sich zeigen werde, welche Auftritte die Zuschauer am liebsten missen möchten; diese wollte er dann weglassen. So sah er sich aufs Versuchen hingewiesen. Der erste Theil, die drei ersten weiter ausgeführten Akte*), wurden am 28. September, der zweite, die drei letzten Akte (denn der dritte konnte nicht fehlen), am 14. Oktober aufgeführt. Den 8. Dezember kam wieder der ganze Götz auf die Bühne; er hatte jetzt beträchtliche Kürzungen erlitten, bei denen der Eindruck der stückweisen Darstellung maßgebend gewesen war.**) Diese verkürzte Gestalt wurde unter Goethes Leitung in den drei folgenden Jahren mehrmal zu Lauchstedt, Weimar und Leipzig, dann unter Iffland auch in Berlin zur Aufführung gebracht. Besonders Wieland war über diese Verderbung des alten Götz ergrimmt. Goethe selbst sah sich später veranlaßt, auf die ursprüngliche Bühnenbearbeitung zurückzukommen, die er aber auf zwei Abende vertheilen mußte. So gelangte der erste Theil als Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, am 23. Dezember 1809, der zweite als Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen am folgenden Theaterabend, dem 26., zur Aufführung. Am 2. Mai 1810 ward der zweite Theil wiederholt, auch zu Halle am 25. Aug. 1811 für sich gegeben. Im Dezember 1813 erschienen beide Theile hintereinander auf der weimarischen Bühne, der erste am 8., der zweite am 11.

Der Präsident Weyland fand, die zahllose Menge verkürzter abgerissener Szenen habe die Zuschauer schwindeln gemacht.

*) Goethe hatte dazu einen Epilog Liebetrauts am Ende des zweiten Aufzugs geschrieben, der jetzt in den lyrischen Gedichten am Ende der Abtheilung Epigrammatisch steht.

**) Vieles war in einzelnen Auftritten gestrichen, am Anfang des zweiten Aufzugs vier ganze Auftritte. Vgl. Nollen S. 129—132.

Von da ab nicht mehr unter Goethes Theaterleitung, von der er am 13. April 1817 entlassen wurde. Die beiden Stücke erschienen weiter am 27. und 30. Okt. 1819 und am 15. Okt. und 1. Nov. 1828, doch wieder verändert, wie z. B. die von Goethe gestrichene Bauernhochzeit wieder aufgenommen war. Dagegen sah man sich im Jahre 1830, als man das Stück zu Goethes Geburtstag gab, veranlaßt, zu der verkürzten Bühnenbearbeitung, wie sie seit 1832 in den Werken gedruckt vorlag, zu greifen, und so wurde das Stück bis heute zu Weimar gespielt.*)

Fragen wir aber, wie die Bühnenbearbeitung sich zum ursprünglichen Stücke verhält, so hat Goethe die zu einer Handlung nöthigen Szenen möglichst zu einer ununterbrochenen Reihe miteinander verbunden, manche zur Ausführung einer Nebenhandlung oder zur Darstellung bestimmter Zustände dienende Auftritte weggelassen, wodurch viele Dekorationswechsel umgangen wurden und das Ganze mehr das Ansehen eines gewöhnlichen Theaterstücks erhielt. Dagegen suchte er manche abgebrochene, mit einem Pinselstrich angedeutete Szene zu erweitern, drastische und zur Sinnlichkeit anschaulich sprechende Ausführungen hinzuzufügen, andere zu besondern Zwecken umzubilden, die Akte besonders wirksam abzuschließen, die koupirte,

*) Ueber die verschiedenen Versuche Goethes, das Stück auf die Bühne zu bringen, vgl. Goethes Aufsatz „über das deutsche Theater" (1815), die Mittheilungen von Oscar Schade im „weimarischen Jahrbuch" V, 443 ff., Brahm, Goethe-Jahrbuch II, 190—216. Der Druck in den „nachgelassenen Werken" (1832) beruht auf der Verkürzung. G. Wendt hat 1879 die „erste vollständige Bühnenbearbeitung" nach einer aus dem Nachlasse des Schauspielers Unzelmann stammenden Handschrift herausgegeben. Sie steht auch in Jak. Bächtolds „Götz in dreifacher Gestalt" (1882) und in Schröers Ausgabe des Götz im achten Bande der kürschnerschen Werke Goethes. Vgl. auch Nollen S. 102 f., 129—132.

dem gewöhnlichen Volkston glücklich nachgebildete Sprache regelrecht zu gestalten, schroffe, aber höchst bezeichnende, die Lebhaftigkeit der Darstellung fördernde Uebergänge zu ebnen. Hat auch die Bühnenbearbeitung an manchen Stellen in Sprache und Darstellung, durch dramatische Belebung, durch Einführung treffender Zusätze und Vereinfachung des Szenenwechsels nicht unbedeutend gewonnen, fehlt es ihr auch nicht an einzelnen an sich gelungenen Eindichtungen, wie V, 13. 14. (später verkürzt), so hat dagegen das so glücklich entworfene Stück, welches durch das Widerspiel der verschiedenen Charaktere und die kräftige Zeichnung der Zeit, wie durch den über dem Ganzen auch in Darstellung und Sprache wehenden einheitlichen Ton wunderbar wirkt, an seiner dichterischen Vortrefflichkeit die entschiedenste Einbuße erlitten. Besonders fällt der Mangel aller dichterischen Kraft in den meisten neugedichteten Szenen auf, wo wir fast nur die gewöhnlichste Theaterroutine finden, die ihre bunten Farben geschickt zu verwenden weiß, um ein aus der Ferne nicht unangenehm in die Augen fallendes, aber jedes wahrhaften Gehaltes ermangelndes Bild rasch hinzuwerfen. Es sollte eben nur ein Theaterstück für die Menge, ein Volksstück werden. Die Bearbeitung fällt gerade in die Zeit, wo Goethes dichterischer Geist versiegt zu sein schien, aber er ruhte nur, um sich bald wieder zu ungeschwächter Kraft zu sammeln. Die reine Einheit des alten schönen Ganzen ist zerrissen, die traurigen Reste sind durch leeres, ungehöriges Flickwerk widerlich aufgestutzt, wie eine nach einem ganz andern Stile hergestellte Ruine. Dem Dichter selbst war das Verständniß seines Stückes ganz verloren gegangen, sonst hätte er nicht den herrlichen Organismus in seinen Grundfesten zu erschüttern vermocht, äußerer Wirkung zu Liebe. Um nur

einiges zu erwähnen, so ist I, 11 das grollende Entferntstehen von Götz und Weislingen weder dem Charakter des biedern, treuen, mit inniger Liebe an seinem Jugendfreunde hängenden Götz gemäß, noch durch das Gespräch selbst begründet, das auf Weislingen einen tiefen, herzlichen Eindruck gemacht hat. Daß Maria I, 12 im Namen der Hausfrau kommt, Weislingen zu begrüßen und zu Tisch zu laden, ist ganz gegen alle Sitte und die den Aufzug schließende Versöhnung matt und kalt berechnet. Wie könnte sich die scheue, zarte Maria so zudringlich in den Männerstreit einmischen? Götzens Biederkeit und Treue müssen Weislingen umstimmen, sodann Mariens sanfte Anziehung die Versöhnung mit still wirkender Gewalt vollenden. Daß Götz II, 3 mit Weislingen verabredet, er solle zuerst nach Bamberg, um sich entschieden vom Bischof loszusagen, heißt doch der Treuherzigkeit des Helden, der Weislinges Schwäche kennt, zu viel zutrauen. Freilich braucht nun Liebetraut diesen nicht erst nach Bamberg zu ziehen, aber wir verlieren dadurch auch die treffliche Zeichnung von Adelheidens feinen Ränken, die nicht als das ehrsüchtige, zu bestrickender List geschaffene Weib hervortritt, wie auch Weislingens harter Kampf, ehe er von Götz abläßt, nicht zur Darstellung gelangt. Die Schilderung des lustigen, läppischen, dem Würfelspiel ganz verfallenen Selbitz II, 7. 8 steht mit dem sonstigen Ton des Stückes in Widerspruch; wir sehen den würdigen Götz mit einem solchen närrischen Alten ungern in Verbindung: hier hebt der Gegensatz nicht, sondern das Alberne wirft auf Götz selbst einen widrigen Schatten. Daß Götz II, 14 die Schuld Weislingens alle büßen lassen, die gefangenen Nürnberger am Leben strafen will*), steht mit seinem edlen Charakter

*) Es ist der einzige Fall, wo Goethe einen Zug der Lebensbeschreibung

in Widerspruch, und die großmüthige, an manche Räubergeschichten erinnernde That am Schlusse macht einen etwas eigenthümlichen Eindruck. Gar wunderlich ist die Art, wie der Dichter III, 5 das Verhältniß Adelheidens zu Franz anknüpft, indem sie diesen zum „Staaren" macht, der dem schlechten Gedächtniß Weislingens zu Hülfe kommen soll. Daß Adelheid in diesem entscheidenden Augenblicke, um kleinliche Familienverhältnisse zu ordnen, den Hof verlassen will, wo sie ihre hohen Absichten am sichersten durchzusetzen hoffen darf, wo ihre Genuß- und Ehrsucht, beide auf gleiche Weise, reichste Befriedigung sich versprechen dürfen, ist ebenso seltsam, wie die ganze Darstellung, die nur darin ihre Erklärung findet, daß der Dichter weiter unten (III, 11) die Führer der Reichsexekution als ganz unfähige Leute darstellen wollte, was er durch Adelheidens einflußreiche Empfehlung in den hier eingeschobenen, ihr Bild eher verrückenden als mit kräftig lebhaften Zügen schildernden Szenen sehr unnöthiger Weise zu begründen gedachte. IV, 1 ist der neu gedichtete Auftritt zwischen Sickingen und Marien wenig geeignet, uns den Zustand zweier Liebenden zu schildern, die sich zu einer Verbindung aufs Leben fest entschlossen und diesen Entschluß deutlich ausgesprochen haben; auch leidet er an manchen Unwahrscheinlichkeiten. Am schlimmsten dürfte es der Tischszene (IV, 14) ergangen sein; die unglücklichen hier beliebten Ab-

neu benutzt hat. Götz hatte fünf bis sechs nürnberger Kaufleute im Spessart niedergeworfen, worunter einer sich befand, den er schon dreimal gefangen genommen; die übrigen waren „eitel Ballenbinder". „Und stellet ich mich, alß wolt ich ihnen allen die Köpff und Händ abhauen, aber es war mein Ernst nit, und muſten niederknien und die Händ auf die Stöck legen, da trat ich etwa ein mit dem Fuß auf den Hindern, und gab dem andern eines an ein Ohr, das war mein Straff gegen ihnen, und ließ sie also von mir wieder hinziehen."

schwächungen und Erweiterungen haben das Stück, dessen vollen Pulsschlag wir gerade an dieser Stelle am lebendigsten fühlen, seines innersten Herzens beraubt. Hier, wie sonst, hat der Dichter aus ängstlicher Scheu alle scharfen Stellen gegen die Fürsten geändert, obgleich wir den Götz gerade im Kampfe gegen die ihre Macht mißbrauchenden Fürsten seiner Zeit unterliegen sehen, ja sogar das Lebehoch auf die Freiheit hat wegfallen müssen. Höchst wunderlich sind die zur Vollziehung der Vehme erfundenen Szenen V, 9 und 10. Liebetraut ist geradezu Narr geworden und treibt als solcher sein Wesen. Die beiden Knechte von Götz heißen jetzt Faud (volksthümliche Form von Servatius) und Peter. Die Ritter der Exekutionstruppen treten als Blinzkopf und Werdenhagen auf; ersterer ist eine komische Figur geworden, der andere spielt eine stumme Person.

Der neue Götz wurde von Iffland auf die berliner Bühne gebracht. Goethe sandte ihn diesem schon anfangs Dezember nach der Aufführung vom 8. Zur Aufführung gelangte er erst am 4. September 1805, wiederholt am 6. und 8. und dann noch einmal am 3. Oktober. Eine Kritik der vossischen Zeitung sprach das allgemeine Urtheil aus, daß die dramatische Verarbeitung eine Verunstaltung sei, die wohl leidlich gefallen könnte, wenn man den alten Götz nicht kenne; sie sei ein Mosaik, abgeschliffen und glatt. Das Stück wurde erst am 20., 22. und 29. Oktober 1809 wiedergegeben und erhielt sich bis zum Dezember 1815 auf der Bühne, ruhte dann aber fast 12 Jahre; 1827 wurde es zum Geburtstage des Kronprinzen, dem 15. Oktober, wieder aufgeführt. 1856 studirte man es neu ein. Die Jubelaufführung am 12. April 1874 war die hunderteinunddreißigste. Daß andere deutsche Bühnen Goethes neue dramatische Bearbeitung bis zum

Jahre 1810 gebracht, finden wir nicht berichtet, wenn „Götz“ überhaupt noch anderwärts die Bühne betrat.

Zu einer Roßkomödie wurde er für das geräumige, zu solchen Stücken wie geschaffene Theater an der Wien im Auftrage der Direktion 1809 vom Regisseur Franz Grüner zurecht gemacht, wohl demselben frühern ungarischen Offizier (er hieß eigentlich Akatz), der 1803 mit Wolff die weimarer Bühne betreten und Goethes Unterricht genossen hatte. Dieser hatte sich vorgesetzt, die Eigenthümlichkeiten dieses großen Meisterwerks (zu Grunde lag die erste Gestalt des Stückes, woneben auch die Ausgabe von 1787 verglichen wurde) möglichst beizubehalten, alles der sehr empfindlichen Zensur Anstößige wegzuräumen, dagegen „alles hinzuzusetzen, was dem Auge [an Reiterkunststücken und -Aufzügen] wohlgefällig sein kann“. Aber daneben galt es ganz besonders, den Szenenwechsel einzuschränken und das Stück zu verkürzen. Neunzehn ganze Auftritte und große Stücke von andern mußten fallen, weit auseinanderliegende kleine Rollen zusammengeflickt und durch eigene nothdürftige Ergänzungen die Löcher gestopft werden. Der Bischof von Bamberg wurde zum Herzog von Franken, der unscheinbare Unbekannte trat als schwarzer Ritter geharnischt, mit geschlossenem Visir, wie in der „Jungfrau von Orleans“, auf*); schwarz geharnischt erschienen auch die Richter des geheimen Gerichts. Vgl. das genaue Szenarium mit ausgewählten Stellen bei Nollen S. 61—86 nach dem Drucke von 1809.

In Mannheim wurde Götz nach der ersten Bearbeitung von 1804, die man vom weimarer Theater angekauft hatte, im Jahre

*) Diesen schwarzen Ritter hatte Grüner in Weimar am 17. September 1803 gespielt.

1811, freilich mit Verkürzungen, gegeben; erst 1858 ging man zu der von Goethe verkürzten über. Nach letzterer kam er auch in Karlsruhe 1820 zur Aufführung. In dieser wurde er 1821 zu Hamburg trotz vortrefflicher Darstellung ausgezischt, welche Schmach erst sechs Jahre später im neuen Stadttheater eine mit ritterlichem Glanze gegebene Aufführung sühnte. Auch den beiden Vorstellungen in Köln von 1824 und 1829 lag dieser wohl zu Grunde. Das Hof- und Nationaltheater zu München gab dieselbe seit 1825, wir wissen nicht mit welchen Aenderungen, und so erschien er dort während 64 Jahren vierunddreißigmal. 1826 brachte der mit Goethe bekannte Schauspieler Eduard Genast, ein geborener Weimaraner, diese auf die leipziger Bühne. Das Stück wurde, wie es hieß, nach des Verfassers Handschrift für die Bühne gegeben. Goethe war mit Genast, der deshalb nach Weimar gekommen, die Rolle durchgegangen. „Er machte mich mit seinen Intentionen vertraut", berichtete Genast, „und stellte mir ein so lebendiges Bild vor Augen, daß ich nicht fehlen konnte, und muthigen Herzens an die Aufgabe ging." Die Aufführung fand zuerst am 4. April statt. Im Dezember desselben Jahres wurde Götz in Hannover gegeben, aber nicht nach Goethes Bühnenbearbeitung, sondern nach eigener Redaktion der ursprünglichen Fassung; denn die Regisseure glaubten sich alles erlauben zu dürfen, wie man z. B. den Götz mit offenbarer Verhöhnung der kaiserlichen Majestät den Sitz der kaiserlichen Räthe umstürzen und die Aufhebung der Sitzung erklären ließ.

Am 10. März 1830 erschien Götz auf dem Theater der Hofburg zu Wien in einer Bearbeitung des Hoftheatersekretärs Schreyvogel, bei welcher der alte Götz von 1773 zu Grunde gelegt, an einzelnen Stellen Grüners Roßkomödie benutzt, vor

allem die Verminderung des Szenenwechsels und das Zensurgebot berücksichtigt, aber manches ohne Noth geändert oder weggelassen wurde. Dieser von einem geschickten Regisseur zugeschnittene Götz wurde bis zum 6. Januar 1833 viermal gegeben; zuletzt war der fünfte Aufzug in zwei getheilt. Vgl. Nollen S. 92—95. 126—128. Erst 1834 betrat Götz nach Goethes eigener Bühnenbearbeitung das Burgtheater; freilich hatte der Nachfolger Schreyvogels, der mit Goethe 1827 in Verbindung getretene Deinhardstein manche Kürzungen vorgenommen, die bei spätern Aufführungen sich vermehrten. Besonders war der fünfte Aufzug beschnitten (der Unbekannte, die Zigeuner und die vier Boten fehlten); dieser war, wie bei Schreyvogel zuletzt, in zwei getheilt. Freilich war das Stück so unverwüstlich, daß es auch so große Wirkung übte. Zuletzt erschien dieser deinhardsteinsche Götz am 3. Oktober 1870. Doch hatte dieser seit dem Februar 1839 zwölf Jahre geruht.

Auf den übrigen deutschen Bühnen gab man Goethes eigene Bearbeitung mit verschiedenen Kürzungen. Die 1879 von Wendt herausgegebene „erste vollständige Bühnenbearbeitung Goethes“ [vgl. S. 169*)] legte 1887 der Schauspieler Max Martersteig in Mannheim der Aufführung zu Grunde; nur weniges wurde geändert, am bedeutendsten war, daß statt des Auftrittes II, 7 im bischöflichen Palaste ein neuer eingesetzt wurde, in welchem Theile der beiden ursprünglichen I, 4 und II, 1 verbunden und die Rolle des Narren gestrichen war.

Eine ganz neue, mit freiem dichterischen Schwunge unternommene, freilich nicht immer dem Ton des alten Götz entsprechende Bearbeitung lieferte 1879 der vielbegabte wiener Theaterintendant Dingelstedt. Man hat behauptet, daß, wer

die so liebevolle, „technisch fast raffinirte“ Bearbeitung mit der bis ins kleinste vorzüglichen Besetzung des Burgtheaters sehe, wieder eine Begeisterung fühle, welche der Wirkung des alten Götz auf die Jugend der siebziger Jahre nichts nachgebe. Der Anfang bis II, 9 ist aus dem alten Götz, das folgende aus Goethes Bühnenbearbeitung genommen, nur zum fünften Aufzug wurden noch Stellen aus jenem benutzt. Dieser letzte Aufzug enthält die meisten eigenen Umarbeitungen und Zusätze von Dingelstedt, der aber selbst bei spätern Vorstellungen manches änderte; er hat auch die meisten Szenenänderungen. Die größte Umgestaltung erfuhr das Ende Adelheidens, das auf das grausenhafteste ausgeführt wird, wonach denn der unmittelbar darauf folgende Schluß, der etwas umgearbeitete Auftritt im Gärtlein, eine eigenthümlich rührende Wirkung thut. Mehr als fünfzigmal ist der dingelstedtische Götz am Burgtheater wiederholt worden. Auch auf das deutsche Landestheater in Prag ging er über. Neuerdings hat das deutsche Theater in Berlin ihn mit einigen Veränderungen gegeben.

Auf der neuen Schauspielbühne des münchener Hoftheaters, die sich an Shakespeares großen Dramen so erfreulich bewährt hatte, ließ der Generalintendant Karl von Perfall am 24. März 1890 auch den Götz erscheinen, von dem Wunsche beseelt, das immer mehr oder weniger zerrissene und lückenhaft aufgeführte Schauspiel einmal in seiner Ganzheit von der Bühne herab wirken zu lassen, wobei er keineswegs den häufigen Szenenwechsel, den er bei seiner neuen Bühneneinrichtung unschwer leisten konnte, sondern nur den übermäßigen, den Zuschauer verwirrenden und deshalb die Wirkung schädigenden vermeiden, aber nahezu alles von dichterischer Schönheit bieten wollte, was

Goethe 1773 und 1804 seiner Darstellung der Geschichte des Götz eingewoben habe. Nur da sollte von der ursprünglichen Gestalt abgewichen werden, wo die Bühnenbearbeitung dichterische oder theatralische Vorzüge habe oder brauchbaren Ersatz für die manchmal zu sehr zersplitterte Handlung biete; der Entwurf von 1771 war nur in wenigen Fällen benutzt. Aber da die erste Aufführung fünftehalb Stunden gedauert, wurden später einige Kürzungen vorgenommen. Die schließlich festgestellte, also auch, wie von Goethe selbst, nach der Bühnenerfahrung veränderte Einrichtung erschien noch in demselben Jahre im Druck. Die im ganzen 28 Szenenwechsel bietende Bearbeitung hat durchschlagenden Erfolg gehabt.*) Daß es künstlerisch angehe, das, was Goethe nicht bloß zu verschiedenen Zeiten, sondern auch zu verschiedenen Zwecken (ein Bühnenstück hatte er 1773 nicht beabsichtigt) für die dramatische Darstellung des Götz dichterisch und theatralisch Vorzügliches geleistet, zu einem Stücke zu vereinigen, möchten wir um so mehr bezweifeln, als Perfall selbst es durch ein „Nahezu" beschränken muß. Vollkommen stimmen wir Muncker bei, daß Perfall auf seiner Bühne den Götz von 1773 unverändert hätte vorführen sollen, da diese es gestattete; daß dies die Zuschauer bei der Darstellung von Krieg und Schlacht verwirren würde, brauchte er nicht zu fürchten, wenn es in so vollendeter Weise durch eine alle ihre reichen Mittel einsichtig verwendende Regie geleistet werden konnte. Warum sollte man den Zuschauern bei Goethe weniger zumuthen als bei Shakespeare?

*) Vgl. Franz Muncker in der münchener „allgemeinen Zeitung" vom 30. März 1890, Morgenblatt 2. Eugen Kilian „Goethes Götz und die neueingerichtete münchener Bühne". Rudolf Asmus in der Zeitschrift „der Kunstwart", III, 14. Nollen S. 116 f.

Wenn Perfall sich eines glücklichen Erfolges freuen durfte, da seine Leistung einen bedeutenden Eindruck machte, so war dagegen das Unternehmen, mit dem der Direktor des königlichen Schauspielhauses zu Berlin, Dr. Otto Devrient, ein halb Jahr später hervortrat, von Grund aus verfehlt. Er zerrte den Entwurf von 1771, den Goethe selbst als bloßes „Skizzo" betrachtet hatte, auf die Bühne, sah sich aber genöthigt, einzelne Auftritte zu streichen oder zu verkürzen, die Auftritte der Reichsexekution zu zerschneiden und zusammenzuflicken, größere Stellen von 1773 und 1804 einzufügen, auch außerordentlich grelle, gleichsam als Beweise seiner maßlosen Keckheit, beizubehalten. Die fünfstündige erste Aufführung, an die so viele Mühe vergeudet worden war, mußte die einzige bleiben.*)

Ohne gar große Veränderungen würde auch jetzt noch der echte Götz, wie er seit einem Jahrhundert vorliegt, in würdiger Gestalt auf unserer gewöhnlichen Bühne auftreten können, ohne den Zuschauern zu viel zuzumuthen. Die beiden ersten Akte könnten fast ganz erhalten bleiben, nur würde im zweiten die erste Szene im Spessart und einzelnes, wie im ersten Akt der Anfang der ersten Szene in Jaxthausen bis zu den Worten „ein großes Kloster baute", zu streichen sein. Die meisten Bedenken macht der dritte Akt, da die so treffend bezeichnenden kurzen Szenen, welche uns Götzens dreimaligen Angriff auf die Reichsarmee schildern, zuerst mit seinen eigenen Knechten und Lerse, dann mit Selbitz, endlich von Sickingens fünfzig Reitern unterstützt, den raschesten Dekorationswechsel fordern. Die frühern

*) Rudolf Genée hat sie im Magazin für Literatur (1890 Nr. 40) gerichtet; milder sprachen sich „die Grenzboten" (1890 Nr. 41) aus.

Beschneidungen von Koch und Schröder zerstören das lebendige Bild. Auch Goethe hat mit allem lustigen Beiwerk die eigentliche dramatische Handlung nicht ersetzt. Devrients künstliches Mosaik ist ein ärmlicher Ersatz. Man wird hier dem Dichter den weitesten Spielraum auf der Bühne geben müssen, eingedenk, daß die Zuschauer bei der Darstellung des Schlachttreibens sich am Ende viel gefallen lassen und noch in den zwanziger Jahren rasche Szenenwechsel in diesem Falle gern in den Kauf nahmen; nur möglichste Kürzung mit Schonung des dramatischen Lebens darf hier maßgebend sein. Man erinnere sich dessen, was Goethe gegen Eckermann über das Gesetz des Faßlichen gesagt hat, dem Shakespeare auch bei seinem reichen Zeit- und Ortswechsel genüge. Die raschen Schlachtszenen geben uns wirklich ein faßliches Bild jenes alten Kriegstreibens, und besonders der Art, wie Götz mit seinen wenigen Leuten den einer einsichtigen Leitung und mannhaften Tapferkeit entbehrenden Reichstruppen Abbruch thut. Die Regie kann hier großes leisten.

Die beiden Szenen auf Jaxthausen III, 4 und 6 sind unmittelbar miteinander zu verbinden, wobei der Anfang der zweiten und auch das Ende der ersten eine Umänderung erleiden müssen. Georg bringt die Nachricht, daß ein fremder Mann Götz zu sprechen wünsche, vor Götzens Aufforderung „Komm noch zu den Frauen!“; dieser schickt Sickingen darauf zu ihnen und der Auftritt mit Lerse schließt bei den Worten „der mir bei Remlin zu schaffen machte“. Ausfallen Auftritt 5, 7, 14, 15 und 18. Der vierte Aufzug brauchte nur den letzten Auftritt aufzugeben, der fünfte den dritten, vierten und zwölften. So würde Goethes Götz ohne verwirrenden Szenenwechsel noch auf unserer gewöhnlichen Bühne unter einem tüchtigen Re-

gisseur von Schauspielern darzustellen sein, welche sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in den Sinn des Dichters einzudringen, nicht ihre eigensinnigen Grillen an die Stelle des vom Dichter geschaffenen Bildes setzten. Auch den Schauspielern und ihren Lenkern thut es vor allem noth, daß sie in den Geist unserer klassischen Dichter eingeweiht, daß sie zum wirklichen Verständniß derselben angeleitet werden. Dann wird das ganz von deutschem Leben getränkte Bild des biedern, an seiner Treuherzigkeit und der schleichenden Hinterlist feiger Herrschsucht zu Grunde gehenden Helden auch von der Bühne herab dem Volk Herz und Geist erheben. Freilich ist es bedauerlich, daß dieses vaterländische Schauspiel in einer so traurigen Zeit unserer Geschichte spielt, in denen nur einzelne das Bild deutscher Treue, Kraft und Vaterlandsliebe darstellen. So ist es auch mit Uhlands Dramen, die von deutschem Geiste ganz durchdrungen sind, aber noch immer auf unserer Bühne nicht die ihnen neben Götz gebührende Ehrenstelle einnehmen, obgleich in Ludwig der Baier das Musterbild eines deutschen Kaisers in voller Gestalt erscheint und zugleich, wie Götz, als Vertreter einer der schönsten Tugenden unseres Volkes, der deutschen Treue.

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

Inhalt.

Seite

I. Entstehung und Aufnahme 1
II. Stoff und Gestaltung 41
III. Entwicklung der Handlung.
Erster Akt 59
Zweiter Akt 75
Dritter Akt 90
Vierter Akt 108
Fünfter Akt 158
IV. Die Charaktere 152
V. Goethes Bühnenbearbeitung und neuere Versuche . 166

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Dr. **Ernst Ziel, Litterarische Reliefs.** I.—IV. Reihe
Einzel-Band broch. M. 3.—, geb. à 3 M. 60 Pf.

Inhalt:

Erste Reihe: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. Wilibald Alexis. Adolf Böttger. Moritz Hartmann. Fritz Reuter. Hermann Lingg als Lyriker. Gottfried Kinkel. Robert Hamerling. Gottfried Keller als Lyriker. Emanuel Geibel. Johann Ludwig Runeberg.

Zweite Reihe: Ferdinand Freiligrath. Joseph Viktor von Scheffel. Adolf Friedrich Graf von Schack. Gustav Freitag. Karl Stieler.

Dritte Reihe: Alfred Meißner. Gottfried Keller als Erzähler. Wilhelm Jordan. Heinrich Leuthold. Heinrich Vierroth. — Anhang. In der litterarischen Sonntagsgesellschaft „Tunnel" zu Berlin. Franz von Gaudy. Victor Hugo (Nekrolog).

In Vorbereitung:

Vierte Reihe: **Friedrich Bodenstedt**
Albert Dulk
Klaus Groth
Ferdinand Gregorovius
Walt Whitman.

Mit diesen besonders interessanten Dichterporträts vollendet der Verfasser seine herrliche Gallerie literarischer Reliefs.

Kopf an Kopf reihen sich vor dem geistigen Auge des Lesers die plastischen Gestalten der hervorragendsten Koryphäen unsrer deutschen Dichtung und verschaffen ihm einen vollen Blick in Eigenart und Seelenleben dieser. Die Reliefs bilden deshalb einen unerschöpflichen Quell wertvollen Wissens, an welchem alle Freunde der deutschen Litteratur sich gerne laben werden.

Dem vornehmen Inhalt des Werkes entspricht auch seine äußere Ausstattung, sodaß dasselbe in jeder Beziehung als schöne Zierde eines jeden Büchertisches bezeichnet werden kann.

Complet Band I—IV brochirt M. 10.—
elegant geb. „ 12.—

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Anleitung
dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen
von
Ludwig Eckardt.
Dritte verbesserte Auflage. 1884. 8°. 1 M. 60 Pf.

GESCHICHTE IRLANDS
VON DER REFORMATION
BIS ZU
SEINER UNION MIT ENGLAND
VON
DR. R. HASSENCAMP,
OBERLEHRER AM KÖNIGL. GYMNASIUM ZU OSTROWO.
1886. gr. 8. 8 M.

Kleist, Die Hermannsschlacht. Mit Anmerkungen von Professor Zürn in Rastatt. 1 M. 80 Pf.

Schulwörterbuch
nach Reihen und Familien geordnet und mit einem
Regelbuch
versehen von
Friedr. Franke, Lehrer.
1892. gr. 8°. 1 M. 20 Pf.

Graf's Aufgaben zur Uebung des französischen Styls. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten durchgehend neu bearbeitet von Dr. **A. Bräutigam** und Dr. **O. Knauer.** 1. Abteilung. 1872. gr. 8. 1 M. 50 Pf.
Schlüssel dazu (nur auf briefliche Bestellung an die Adresse des Lehrers.) M. 3.

Goethes Egmont.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

VII.

Egmont.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1891.

Goethes Egmont.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

1891.

Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht und der ich mich jetzt leidend opfere.

I. Entstehung*), Aufnahme, Ausgaben.

Dürften wir Goethes Aeußerung am Ende des neunzehnten Buches von Wahrheit und Dichtung vollen Glauben schenken, so hätte der Dichter, nachdem er in Götz das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach seiner Weise abgespiegelt, sich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte zu dramatischer Bearbeitung umgesehen, und sorgfältiges Nachsuchen hätte ihn zum Aufstande der Niederlande und zu Egmonts Untergang geführt. Allein ein solches, von dichterischem Schaffensdrange eingegebenes Suchen nach einem passenden dramatischen Stoffe lag durchaus nicht in Goethes Wesen, am wenigsten in der Stimmung des feurigen Jünglings, den bei seiner Beschäftigung mit der Geschichte und Literatur manche bedeutenden Erscheinungen so mächtig ergriffen, daß sie ihn zu dichterischer Gestaltung trieben, wie Götz, Sokrates, Julius Cäsar, Mahomet, Prometheus, Faust ihm nacheinander aufgingen. Auch waren es gerade nicht Entwicklungen der Weltgeschichte, welche ihn als Dramatiker anzogen, sondern menschlich bedeutende Persönlichkeiten. Und wie wäre es möglich, daß Goethe seit dem Sommer

*) Vgl. Goethes Götz und Egmont, Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen. Von H. Düntzer. Braunschweig 1854.

1773, wo sein Götz in die Welt trat, oder vielmehr seit dem Ende des Jahres 1771, wo er den ersten Entwurf desselben abschloß, also zwei oder gar fast vier Jahre gesucht hätte, bis ihm ein ähnlicher Wendepunkt der Geschichte, wie der in Götz ergriffene, im Aufstand der Niederlande sich dargestellt!

Goethe selbst erinnerte sich später nicht mehr, wie und wann er auf Egmont gekommen. In den Ende 1809 entworfenen Aufzeichnungen zu seinem Leben wird desselben nicht gedacht. Als er im Jahre 1816 sich mit dem Schema zu den letzten Büchern von *Wahrheit und Dichtung* beschäftigte, faßte er den Plan zu *Egmont* als ein Beruhigungsmittel in der Qual, welche ihm das in der Lösung begriffene Verhältniß zu Lili bereitete; die Ausführung der betreffenden Stelle fällt in das Jahr 1830 oder erst in das folgende. Wann er auf den Stoff gekommen, hören wir nicht; er sagt bloß, daß er seinen Vater zur Zeit jener traurigen Spannung mit Lili lebhaft von seinem Plane unterhalten habe. Der erste Gedanke an *Egmont* gehört in das Jahr 1773 oder das folgende. Wenn Goethe im Spätherbst 1774 an Boie, den Herausgeber des göttinger Musenalmanachs, der ihn im Oktober besucht hatte, die vertrauliche Mittheilung richtet, im Frühjahr werde er eine neue Produktion beginnen, die einen eigenen Ton habe, so ist wohl an *Egmont* zu denken. Aber dieser könnte auch zu den „einigen ansehnlichen Stücken" gehören, von denen er Weihnachten 1773 Kestner schrieb, er habe sie „in Grund gelegt", und es werde nun darüber studiert. Schon im vorigen Monate hatte er Boie gemeldet, ohne das Stück, das er im Sinne hatte, zu nennen: „Der Torus [Scheiterhaufen] ist angelegt; nun nur noch Flamme und Windstoß, aber das hängt von den Göttern

ab.“ Freilich kann man dabei an Julius Cäsar denken; denn schon als Schönborn ihn im Herbste 1773 besuchte, hatte er ihm von diesem gesprochen, so daß er ihm am 1. Juni 1774 schreiben konnte, auch Julius Cäsar scheine sich zu bilden, doch auch Egmont könnte gemeint sein; beide Stoffe scheinen sich bei ihm eine Zeit lang um den Vorrang gestritten zu haben. Die ritterliche Gestalt des edlen Niederländers hatte ihn so angezogen, daß er sich in die meisterhafte Darstellung des römischen Jesuiten Famiano Strada de bello Belgico versenkte, die er wohl in der Bibliothek seines Vaters fand. Aber beide Stoffe traten bald hinter andere titanische Dichtungen zurück, dann verschlang ihn die Liebe zu Lili.

Erst während der letzten Krisis seiner Liebe, nach der Mitte September 1775, dürfte ihn der Stoff des Egmont neu angezogen und er sich Strada zugewandt haben. Am 20. besucht er nachmittags die Prinzen von Sachsen-Meiningen, abends spricht er mit Lili in der Komödie „sieben Worte“, aber sein Herz hatte schon überwunden, er hatte ihr entsagt, und so konnte er seinem Egmont nachhängen, soweit es die äußere Unruhe der Messe und die innere Aufregung gestatteten. Klärchens Liebe darzustellen war für sein verwundetes Herz gar anziehend. Daneben zog es ihn zuweilen zu Faust. Auch der Herzog von Sachsen-Weimar, der eben die Regierung angetreten, hielt sich auf seiner Brautreise nach Karlsruhe in Frankfurt auf. Es wäre sonderbar, wenn dieser den Dichter, der ihn mehrfach besuchte, nicht gefragt hätte, was ihn jetzt beschäftige, wo er denn mit seinem Egmont kaum zurückgehalten haben kann. Karl August war damals, wie der gleichzeitig anwesende Leibarzt Zimmermann berichtet, „in Goethe verliebt“; er lud ihn ein, auf

seiner Rückreise ihn nach Weimar zu begleiten. Was war natürlicher, als daß Goethe in der Zwischenzeit viel an Egmont dachte! Den mit seiner Tochter in Goethes elterlichem Hause wohnenden Zimmermann scheint er ebensowenig von dem jetzt allmählich in seiner Seele Gestalt gewinnenden Egmont unterhalten zu haben, als er gegen Lavater desselben gedachte. Diesem schrieb er gegen Ende des Monats: „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen; es ward vertraulicher diskurirt; ich hab' meinen Thee getrunken, und so ists besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt . . . Ich bin schon seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt!" Während der nun folgenden ruhigen Zeit, in gespannter Erwartung der Rückkehr des Herzogs, vertiefte er sich studirend und planend in die Geschichte Egmonts. Strada führte ihn zu Emanuel van Meterens niederländischer Geschichte, von welcher er des Verfassers eigene deutsche Uebertragung (1611) benutzt zu haben scheint. Hierauf aber beschränkte sich unzweifelhaft die „fleißige Erforschung" der Quellen, von welcher Goethe in Wahrheit und Dichtung spricht. Vielleicht reizten ihn schon einzelne Szenen zur Ausführung. Den 12. Oktober kam Karl August mit seiner, Goethe schon früher bekannten Gemahlin von Karlsruhe nach Frankfurt. Beide luden ihn freundlich nach Weimar ein; in wenigen Tagen werde der Kammerjunker von Kalb mit einem neuen Wagen zu Frankfurt eintreffen, um ihn nach Weimar abzuholen. Der Dichter machte sich völlig reise-

fertig, ja nahm von allen Bekannten förmlich Abschied. Allein weder der Wagen noch eine Nachricht von Kalb wollte zur Zeit anlangen, was ihn in die peinlichste Spannung versetzte. Um lästigen Anfragen zu entgehn, hielt er sich, als wäre er wirklich abgereist, still zu Hause, wo er denn leidenschaftlich an Egmont sich hielt. Da aber die Ankunft Kalbs sich immer mehr verzögerte und der Vater mit seiner Behauptung, man habe ihn von weimarischer Seite nur zum Besten gehabt, Recht zu behalten schien, so verlor zuletzt auch Egmont seine Anziehungskraft. Wie der Vater ihn endlich zu einer Reise nach Italien bestimmte, er aber in Heidelberg umkehrte und in Kalbs Begleitung nach Weimar sich begab, wo er am 7. November anlangte, ist aus Goethes Lebensbeschreibung bekannt. Wenn es dort heißt, er habe das Stück „beinahe zu Stande gebracht", so ist das kaum glaublich; höchstens die drei ersten Akte, und wohl nicht lückenlos, brachte er von Frankfurt mit. Im neunzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung hören wir, er habe das Stück nicht, wie Götz, in einem fort geschrieben, sondern „nach der ersten Einleitung gleich die Hauptszene angegriffen, ohne sich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern". Unter der „Hauptszene" könnte wohl nur der Auftritt zwischen Alba und Egmont gemeint sein, welcher mit der Gefangennehmung schließt; allein Goethe wollte ohne Zweifel schreiben „die Hauptszenen". Daß die Szenen zwischen der Regentin und Machiavell, sowie die zwischen Egmont und dem Sekretär entworfen waren, ergibt sich daraus, daß er eine Aeußerung der Regentin schon im Februar 1776 in einem Briefe an Frau von Stein erwähnt. Weniger zuverlässig scheint der spätere Bericht, wonach er Egmonts bewegte Mahnung: „Kind, Kind, nicht weiter!"

Fräulein Delf zu Heidelberg zugerufen habe. Daß er den Anfang des Stückes mit nach Weimar gebracht habe, ergibt sich daraus, daß in Reichards „Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1777", und dann in den beiden folgenden Jahrgängen, Goethe auch ein ungedrucktes Schauspiel „Vogelschießen vor Brüssel" zugeschrieben wird, was, wie von Loeper bemerkt hat*), sich nur auf die Szene des Armbrustschießens beziehen kann, die er wohl in Weimar einmal allein bei Hofe vorgelesen hatte. Freilich kannte Frau von Stein auch das erste Auftreten der Regentin.

In Weimar gelangte er nicht zur Vollendung der in Frankfurt begonnenen Dichtwerke. Am 12. April 1778 kam ihm zuerst Egmont wieder in den Sinn, wie das Tagebuch berichtet. Dasselbe zeigt vom 20. November desselben Jahres an eine Lücke; am 5. Dezember scheint die erste Eintragung dieses Monats geschrieben. Sie lautet: „Schrieb einige Szenen an Egmont. War zugefroren gegen alle Menschen." Vielleicht dichtete er damals den Anfang der Auftritte im luxemburgischen Palast. Dann schrieb er weiter am 5.: „Alba und Sohn", am 13.: „Früh Monolog Albas." Er scheint damals an den vierten Akt, in der Hoffnung, das Stück zu vollenden, gegangen zu sein. Aber unter dem Drucke des Lebens und manchen andern Beschäftigungen blieb es bald ganz liegen. Im Februar 1779 ergriff ihn Iphigenie. Nach deren Aufführung am 6. April sagte er Frau von Stein die Vollendung des Egmont bis zum 1. Juni zu. Den 26. Mai meldet er dieser, sein Egmont rücke, doch werde er den 1. Juni nicht damit fertig. Das Tagebuch berichtet unter dem 15.: „An Egmont geschrieben." „Gestern Abend", meldet er

*) In Goesches Jahrbuch der Literaturgeschichte I, 199 f.

den 24. Frau von Stein, „hab' ich noch eine Szene in Egmont geschrieben, die ich kaum wieder dechiffriren kann.“ Von da ab scheint das Stück ganz geruht zu haben. Vor seiner Schweizerreise sandte er am 3. September Frau von Stein mit seinen andern Sachen auch das, was von Egmont fertig war. In der schmalen und niedrigen Stube des kleinen Bretterhauses zu Leukerbad schrieb er am 9. November eine Szene des Egmont, die er vielleicht auf dem bösen Felsgang nach Inden überdacht hatte. Man könnte an die erste Gefängnißszene denken. Auch nach der Rückkehr arbeitete er wieder an Egmont, wie das Tagebuch am 16. März 1780 berichtet. Aber schon vierzehn Tage später erfand er den Plan zu Tasso, den er indessen erst Ende Oktober zu schreiben begann. Doch als es mit diesem stockte, kehrte er zum ältern Stücke zurück. Am 12. Dezember 1781 schrieb er von Wilhelmsthal aus an Frau von Stein, die er vor sechs Tagen verlassen hatte: „Es geht mir wohl; ich mag die Menschen leiden und sie mich. Ich bekümmere mich um nichts und schreibe Dramas. Mein Egmont ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Akt nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang vertrödelte Stück beschließen.“ Aber dies gelang ihm auch in Weimar nicht: dort nahm ihn zunächst die Sorge für die Fastnachts-Ballette und Aufzüge stark in Anspruch, dann hatte er manches vor der Reise zu besorgen, die er der Rekrutenaushebung wegen machen mußte. Wie er vor drei Jahren auf dieser Reise an seiner Iphigenie gearbeitet hatte, so begleiteten ihn jetzt Egmont und seine Hauptquelle Strada. Am 14. März verließ er Weimar. Zwei Tage später schrieb er der Freundin: „Mein Mieding [das Weihegedicht auf den vor kurzem verstorbenen Theatermeister

Joh. Mart. Mieding] ist fertig. . . . Nun will ich über den Egmont und hoff' ihn endlich zu zwingen." Am folgenden Tage meldet er: „Ich bin ganz leise fleißig; ich möchte nun Egmont so gar gern endigen und sehe es möglich." Als die Freundin in Osmanstädt mit ihm zusammentraf, legte sie ihm das Stück dringend ans Herz. Am Morgen des 20. schrieb er, die acht Tage bis zu seiner Rückkehr sei Egmont seine einzige frohe Aussicht. Nachmittags will er sich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber (Strada) durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde oder vielmehr zu Grabe komme. Abends äußert er: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wirds langsamer gehn, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb ich es anders, und vielleicht gar nicht; da es nun aber dasteht, mag es stehn, ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstands widerspricht." Wie sehr ihn Stradas treffliche Charakterschilderungen anzogen, theilt er der Freundin mit, der er sie übersetzen will. Aber weder auf dieser Reise noch während des folgenden freundlichen Verkehrs mit Frau von Stein konnte er den vierten und fünften Akt zum völligen Abschluß bringen. Dennoch sandte er am 5. Mai das unvollendete Stück an Mösers Tochter, die ihm im vorigen Jahre ihres Vaters Vertheidigung des Götz gegen den großen Preußenkönig mitgetheilt hatte. Sehr verlangte er zu wissen, wie ihr Vater das Stück ansehe, das er sich baldigst zurück bat; es sei ein Versuch, den er vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß er bis jetzt Zeit gefunden, es so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Mösers Urtheil liegt uns leider nicht vor. Er selbst wandte sich von dem Stücke ab, das ihm noch immer nicht recht

genügen wollte; ja es kam ihm ganz abhanden, so daß er, als er am Anfange des Jahres 1786 an die Sammlung seiner Werke ging, in welcher es erscheinen sollte, keine Abschrift besaß, und deshalb bei Frau von Stein anfragte.

Völlig verfehlt ist es, wenn F. Th. Bratanek in seiner phrasenreichen Schrift „Goethes Egmont und Schillers Wallenstein. Eine Parallele der Dichter" (1862), die Veranlassung zur Dichtung des Egmont im Jahre 1775 und zur Wiederaufnahme desselben zu Weimar in seinen damaligen Seelenzuständen findet. Egmonts Charakter hatte ihn mit einer fast noch mächtigern Gewalt als der des Götz erfaßt, weil er, wie dieser, an seinem Vertrauen auf die Heiligkeit des Rechtes zu Grunde ging. In Weimar konnte er nicht früher an die Fortsetzung seiner unvollendeten Dichtungen gehn, ehe er sich selbst einigermaßen beruhigt hatte. Wahrscheinlich bestimmte ihn ein äußerer Antrieb dazu, nachdem er den 1777 begonnenen Wilhelm Meister liegen gelassen hatte, sich zu Egmont zurückzuwenden. Frau von Stein war es wohl, welche ihn, wie zu so manchen andern dichterischen Arbeiten, so auch zur Fortsetzung Egmonts drängte.

Als er im September 1786 von Karlsbad nach Italien floh, nahm er auch den Egmont mit, der im fünften Bande seiner Schriften erscheinen sollte. Doch erst bei seinem zweiten römischen Aufenthalt, im Juni 1787, konnte er an die endliche Vollendung gehn, die er mit heiterster Zuversicht anfangs September ganz abschloß; die eigentliche Umschrift war schon am 11. August beendet. Einen besondern Eindruck machte es auf ihn, daß gerade um dieselbe Zeit in den österreichischen Niederlanden ähnliche Szenen spielten wie die in Egmont dargestellten. In die ersten Tage des Juli fällt die Aeuße-

rung*): „Gestern nach Sonnenuntergang war ich in der Villa Borgheſe . . . Auf eben dem Spaziergange machte ich Anſtalten, Egmont zu endigen. Wenn ich daran komme, geht es geſchwind.“ Den 6. ſchrieb er: „Der erſte Akt iſt ganz ins Reine und zur Reife; es ſind ganze Szenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.“ Am 17. war er ſchon im zweiten Akte und hoffte in drei Wochen mit dem Ganzen fertig zu ſein. Doch erſt den 30. vernehmen wir, der vierte Akt ſei ſo gut wie fertig; er fühle ſich recht jung wieder, da er das Stück ſchreibe, und wünſche nur, daß es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck mache. Ein paar Monate ſpäter äußerte er: kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüthes und mit mehr Gewiſſenhaftigkeit vollbracht. „Ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß ſich das auf einmal nicht herausleſen läßt. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will, ein vor zwölf Jahren geſchriebenes Werk vorzunehmen, es zu vollenden, ohne es umzuſchreiben.**) Die beſondern Umſtände der Zeit haben mir die Arbeit erſchwert und erleichtert.“***) Hatte er bei Iphigenien meiſt die gewählte Versform walten und in dieſer das Vorhandene bei lautem Vorleſen anklingen laſſen, nur im vierten Aufzuge eine

*) Vgl. meine Ausgabe der „italieniſchen Reiſe“ in Kürſchners „National-Literatur“ (Goethe XXI, 2, 54).

**) Unter dem Umſchreiben iſt hier eine völlige Neugeſtaltung, auch in Bezug auf den Plan, verſtanden, wogegen das Vollenden ſich auf die beſſernde Durchſicht und neue Ausführung einzelner Stellen bezieht.

***) Erſteres, inſofern er dem jugendlich leidenſchaftlichen Enthuſiasmus entrückt war, worin er das Stück begonnen hatte; letzteres, weil er ſich durch das freiere, heitere Leben und die reine Kunſtſtimmung gehoben fühlte.

bedeutende Veränderung machen müssen, so war ihm bei Egmont eine höhere und schwierigere Aufgabe gestellt; das Ganze hatte er mit künstlerischem Sinne zu durchdringen und die zu verschiedenen Zeiten entstandenen, mehr oder weniger glücklich ausgeführten Szenen nach der jetzt erlangten Kunsteinsicht zu reinstem Einklang zu bringen, so daß alles Schwache, Uebertriebene des ersten Entwurfes verschwand und das Stück zu einem würdigen, ergreifenden Bilde des echt ritterlichen, gemüthlichen niederländischen Helden sich gestaltete, dessen Tod das Volk zur Vernichtung der alle Rechte verletzenden Gewaltherrschaft begeistert. Und daß ihm dies gelungen, er sich auf der Höhe der Dichtung zu erhalten, die Personen und Zustände auf lebhafteste Weise zu vergegenwärtigen gewußt, wird jede gerechte, einsichtsvoll eindringende Würdigung in freudigster Anerkennung zugestehn. Nur scheint er kurz vor der Absendung des Stückes im vierten und fünften Aufzuge einige Zusätze gemacht zu haben, die, an sich wohl gelungen, ohne neue Erwägung des ganzen Zusammenhanges eingefügt wurden. Am 1. August war der vierte Akt fertig geworden, und er hoffte schon im nächsten Briefe die Vollendung des Stückes anzeigen zu können. Erst am 11. meldet er den Freunden: „Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehn können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urtheil.“ Den 1. September hören wir, erst heute könne er sagen, daß dieser fertig geworden; noch immer habe er hie und da am Stücke gearbeitet. Aber am 5. heißt es: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden. Nun freue ich

mich schon zum voraus auf die Stunden, in welchen ihr ihn erhalten und lesen werdet.“ Den 6. endlich schickte er eine Abschrift des Egmont an Herder zum Drucke ab;*) eine andere erhielt seine Freundin, die Malerin Angelika Kauffmann in Rom. Seine eigene Handschrift, die er zurück behielt, hat sich erhalten; sie befindet sich auf der königlichen Bibliothek in Berlin. Hier sind mehrere Stellen von Goethe selbst geändert, so daß uns zwei Fassungen vorliegen; in andern Fällen bietet unsere Handschrift die erst in der Abschrift geänderte ursprüngliche Gestalt.**) Sein Freund Phil. Christof Kayser sollte dazu eine Symphonie, die Zwischenakte, die Lieder und einige Stellen im letzten Akte komponiren, und Goethe hatte deshalb vorgehabt die Handschrift über Zürich, wo dieser wohnte, nach Weimar gehn zu lassen; aber zu seiner höchsten Freude entschloß sich dieser, selbst nach Rom zu kommen.***) Am 28. Oktober schreibt er seinem vertrauten Diener Philipp Seidel: „Egmont wird nun angelangt sein. Er ist an Herrn Herder abgegangen.“ Gleich darauf

*) Irrig wird von Minor in der Weimarischen Goethe-Ausgabe angenommen, Goethes eigene Handschrift sei nach Weimar gegangen. Der Freund erhielt eine reinliche Abschrift.

**) Vgl. meinen Bericht im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“ XXVIII, 231 ff. Schröer in der Ausgabe der Kürschnerschen „National-Literatur“ S. 412. 422 und die Weimarische Ausgabe S. 313 ff.

***) Die Symphonie zum Egmont soll er nach Goethes späterm Bericht mitgebracht haben. Im Januar 1788 schreibt er an Fritz von Stein, Kayser komponire die Symphonie, die Lieder und die Zwischenspiele zu Egmont. Im nächsten Monat heißt es, Kayserś Musik zu Egmont avancire stark; jedes, was er gehört habe, scheine dem Entzweck sehr angemessen. Er dachte, die deutschen Bühnen würden sich beeifern, den Egmont aufzuführen, und so der Name des Komponisten gleich einen guten Klang erhalten. Von Kayserś Musik zum Trauerspiel ist aber weiter nicht die Rede.

kamen die Stimmen der Freunde über sein mit solchen Erwartungen auf einen bedeutenden Bühnenerfolg begleitetes Stück dem Dichter zu: aber der Beifall war keineswegs so rein, wie er gehofft hatte. Frau von Stein sagte ihm darüber so wenig, daß er fühlte, es habe ihr eher etwas wehe als wohl gethan. Besonders Klärchen erregte Anstoß und Egmonts zu knappes Vermächtniß desselben an Ferdinand; dann fand man auch einige Szenen zu lang. Goethe eilte mit den Briefen, die ihm diese Ausstellungen brachten, an einem herrlichen Morgen in die Villa Borghese, fand aber nach zweistündigem Nachdenken nichts, was er in dem Stücke abkürzen oder ändern könnte. Vgl. den Brief aus Rom vom 3. November 1787. Auch Angelika Kauffmann, die den Egmont studirt hatte, wollte nichts daran geändert wissen. Vgl. Goethes Bericht vom Dezember 1781. Es erneute sich dem Dichter bei diesen Mißurtheilen die Bemerkung, wie er selbst später sagt, daß „der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund" gewöhnlich da einen Anstoß nehme, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht habe. Auch die mit großem Vertrauen erwarteten Bemerkungen des Herzogs Karl August, dem Knebel das Stück in der Handschrift vorgelesen hatte*), waren für den Dichter nicht sehr tröstlich, aber ihm als Menschen, wie er selbst an den Herzog schreibt, äußerst wichtig. Gewiß könne es für das Stück keinen gefährlichern Leser geben als gerade ihn. „Wer

*) Schon am 8. Dezember 1787 hatte er gewünscht, der Herzog möge dem Egmont einen Abend am Kamine widmen, da es für den Dichter, der sichs denn doch so sauer werden lasse, tröstlich sei, wenn so eine Arbeit gleich das erstemal ihre Wirkung nicht verfehle; er hoffe, Egmont solle ihm neu sein und zugleich alte Erinnerungen anmuthig anschlagen.

selbst auf dem Punkte der Existenz steht, um welchen der Dichter sich spielend dreht, dem können die Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit ins Gebiet der Lüge schwankt, weder genug thun, weil er es besser weiß, noch können sie ihn ergetzen, weil er zu nahe steht und es vor seinem Auge kein Ganzes wird." Einiges, was dem Herzog nicht behage, liege in der Form und Konstitution des Stücks, und sei nicht zu ändern gewesen, ohne es aufzuheben; anderes, wie der erste Akt, hätte mit Zeit und Muße wohl nach seinen Wünschen sich gestalten lassen, noch anderes wäre durch einen Federstrich auszulöschen gewesen. Es konnte ihm nicht einfallen, sich des Stückes gegen den Herzog anzunehmen, der von ganz anderm Standpunkt ausging. Wenige Monate nach seiner Rückkehr mußte er in einer ausführlichen Beurtheilung von Schiller seine Absicht völlig verkannt und seine Abweichungen von der Geschichte als solche bezeichnet sehn, durch welche er die dramatische Wirkung beeinträchtigt habe. Erfreulicher war ihm die Anzeige von Fr. L. W. Meyer in den göttinger gelehrten Anzeigen, der auch seine frühern Stücke einsichtig besprochen hatte. Moritz nahm den Egmont mit Begeisterung auf, als dessen Mittelpunkt er die Szene zwischen Egmont und Klärchen betrachtete, wo Egmont sagt: „Dein Egmont bin ich", und Klärchen, die vor ihm kniet, erwidert: „So laß mich sterben! die Welt hat keine Freuden auf diese!" Ihn und Klärchen gelte es, dagegen sei ihm die Politik nichts; an dieser Szene hänge Egmonts und Klärchens Tod. Auch andere, Körner und Huber, urtheilten günstig über das Stück. Letzterer sprach seine Bewunderung von Goethes raphaelischen Gestalten, vor welchen die Kälte sich verliere, vier Jahre später in seiner Anzeige der vollendeten Ausgabe von

Goethes Schriften in derselben Literaturzeitung aus, die Schillers Beurtheilung des goetheschen Egmont gebracht hatte. Aber die meisten Stimmen, die dem Dichter darüber zukamen, waren ohne Verständniß dessen, was er mit der Dichtung gewollt und mit Aufwendung aller dichterischen Kraft zu leisten gesucht hatte. Am ärgsten täuschte ihn seine Hoffnung, die Theater würden sich mit leidenschaftlichem Eifer des Stückes bemächtigen: die große politische Bedeutung des Stückes entging den Theaterdirektoren, die ganz andern grellen, auf gewöhnliche Rührung berechneten Stücken den Vorzug geben mußten, und bald hatte die französische Staatsumwälzung den Freiheitssinn des für das Recht seines Volkes gefallenen Egmont in den Hintergrund gedrängt. Aber wie wenig auch Goethe sich anerkannt sah, wie kalt auch die Bühne sich seinem, mit solcher Begeisterung gedichteten Egmont verschloß, er durfte sich sagen, daß er mit künstlerischem Bewußtsein ein Werk voll ureigenen Lebens geschaffen habe.

Wir bemerkten bereits oben S. 12, daß die ursprüngliche Handschrift uns erhalten ist. Eine Abschrift derselben sandte Goethe an Herder, in welcher noch einige Verbesserungen und Zusätze gemacht waren. Herder ließ von dieser Abschrift zur Grundlage für den Druck eine andere Abschrift durch den Sekretär Vogel anfertigen (B), in welcher er manche Fehler des Schreibers verbesserte, aber auch wohl einzelnes, nach der von Goethe ihm gegebenen Vollmacht, selbst änderte. Diese Handschrift fand sich in Goethes Archiv vor. Andere Abschriften sind nicht bekannt. Nach ihr wurde der erste Druck 1788 veranstaltet für den fünften Band von Goethes Schriften (1). Ein Irrthum Minors war es, wenn er annahm, der erste Einzeldruck Egmonts sei früher

gesetzt worden als der fünfte Band; vielmehr wurde der Satz des letztern auch für die Einzelausgabe benutzt, wobei es sehr wohl besteht, daß ein paar Abdrücke des einzelnen Stückes früher zu Tage kamen als der ganze Band. Die Einzelausgaben des Stückes verdienen keine Berücksichtigung, da sie auf die Gestaltung des Textes keinen Einfluß geübt. Zwei tragen irrig die Jahreszahl 1788, wie sich dieselbe Willkür auch bei mehrern Ausgaben des Faust nachweisen läßt; denn die in der weimarischen Ausgabe mit E ^{1}, E ^{2} bezeichneten Drucke sind frühestens von 1791. Bei der wohlfeilen, ohne Goethes Wissen erschienenen Ausgabe der Schriften in vier Bänden (1a) traten eine Reihe Druckfehler ein, welche in die drei folgenden Ausgaben der Werke von 1806 (2), 1816 (3) und 1827 (4) zum Theil übergingen, aber diese brachten dazu neue eigene Druckfehler. Eine wirkliche neue Durchsicht von Seiten des Dichters fand bei allen diesen Ausgaben nicht statt. Manche Aenderungen an den Wortformen beruhen auf dem Gebrauche der Setzer. So bildet den einzigen Halt die Handschrift B, verglichen mit Goethes Urschrift A, wobei es an sich nicht ausgeschlossen ist, daß Goethe selbst oder der Abschreiber Goethes oder Vogel sich verschrieben habe; denn möglich wäre es, daß Herder bei der Durchsicht der Abschrift Vogels einzelnes übersehen habe.

II. Stoff.

Goethe nahm Stradas umfassende, künstlerisch wohlgegliederte, höchst anschauliche Darstellung ganz in sich auf, aber ohne sich mit ihm auf die Seite des spanischen Unterdrückers zu stellen. Versuchen wir zunächst Egmonts Auftreten bis zu seinem verhängnißvollen Ende nach Strada zu schildern, wobei wir zugleich seines klügern politischen Verbündeten, Wilhelm von Oranien, zu gedenken haben.

Philipp hatte zu Statthaltern der niederländischen Provinzen nur Ritter des goldenen Vließes ernannt. So war der „tapferste der Niederländer", Lamoraal Prinz von Gavre, Graf von Egmont*), mit der Statthalterschaft von Flandern und Artois, Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, der bei den Niederländern im höchsten Ansehen stand, mit Holland, Seeland und Utrecht betraut worden. Einen dieser beiden bezeichnete die Volksstimme als künftigen Regenten. Lassen wir Strada hier selbst eintreten. „Die Bewunderung und die Neigung der Niederländer besaß Egmont, ein durch seine Kriegskenntniß berühmter Fürst, der an körperlicher Gewandtheit, im Kriege wie

*) Egmontius bei Strada; die niederländische Form ist Egmond, die Spanier brauchen Aigmont. Vom Städtchen Egmond nahm Egmont den Namen Graf an, obgleich er Prinz von Gavre bei Gent war — ein von Goethe benutzter Zug, der aber nach Meteren die Form Gaure braucht.

im Frieden, im Turnier wie im Armbrustschießen, worin sich das niederländische Volk besonders auszeichnet, keinem nachstand. Dazu kam die angeborene Leutseligkeit des Mannes und seine bei einem Adligen so seltene Volksfreundlichkeit. Besonders ward des neuen Sieges bei St. Quentin*) gedacht, wovon man einen nicht geringen Theil, wie der König selbst öffentlich bekannt hatte, Egmont verdankte, und des noch neuern bei Gravelingen**), von dem die Niederländer die noch mit Blut befleckten Waffen zeigten. Wie der König ihn bei diesem Feldzuge vor allen, besonders den spanischen Großen, ausgezeichnet, so hatte er dem niederländischen Namen bei den Fremden großen Ruhm, sich selbst bei dem eigenen Volk höchste Zuneigung erworben, so daß, wenn die Gunst der Soldaten, wenn die Stimme des Volkes den Regenten der Niederlande hätte bezeichnen sollen, niemand Graf Egmont vorgezogen worden wäre. Aber höher hob sich und auf mehr als Volksgunst stützte sich Wilhelm von Oranien. Ihm standen der Ruhm des Hauses Nassau, gleicher Reichthum, das unabhängige Fürstenthum Oranien nebst andern Herrschaften in Deutschland und den Niederlanden, dann eine durch Verwandtschaft einen großen Theil des Nordens umfassende Macht zur Seite. Dazu kamen die eigenen Vorzüge des Mannes, unermüdliche Ausdauer des Geistes, eine seinem Alter zuvoreilende Reife des Verstandes, seine auf Gesandtschaften nicht weniger als im Krieg erprobte Brauchbarkeit und das günstige Urtheil Karls V., der ihn zu den wichtigsten Geschäften verwandt hatte. Dieses und vieles andere, sollte es nicht Oranien auf die Regent-

*) Am 10. August 1557. Goethe hat nach Strada (pugna ad sanctum Quintinum) und Meteren St. Quintin.

**) Am 13. Juli 1558.

schaft hoffen lassen, die sein Ahne, Engelbert von Nassau, vor hundert Jahren geführt hatte?“

Höchst überrascht und mißstimmt wurden Adel und Volk, als Philipp die Regentschaft einem Weibe, Margaretha von Parma, der natürlichen Tochter Karls V., übertrug. Freilich meint Strada in seiner Befangenheit, man hätte sich darüber nicht wundern können, da es für gewiß gegolten, Philipp werde nicht leicht einem Niederländer die Stelle anvertrauen; dazu hätten bedeutende Bedenken gegen jene beiden vorgelegen, da dem erstern die unglückliche Erinnerung an Karl Egmont von Geldern entgegengestanden, den unbändigen Feind Oesterreichs, den Karl V. unterworfen und zum Verzicht auf Geldern und Zütphen gezwungen, Oranien durch seine Verbindungen mit den deutschen Ketzern verdächtig gewesen sei. Fühlten sich Egmont und Oranien durch die Wahl Margarethens verletzt, so wurden sie, mit dem ganzen Adel, noch gewaltiger aufgeregt durch die unumschränkte Herrschaft, welche der von Philipp der Regentin empfohlene Bischof, spätere Kardinal Granvella bald zu üben begann. Ehe Strada näher auf die Verschwörung des Adels gegen den allmächtigen Günstling eingeht, entwirft er uns ein meisterhaftes Gemälde Oraniens. „Vielleicht ist nie ein Sterblicher geeigneter gewesen, Unruhen zu erregen, als Oranien. Er besaß einen entschlossenen, die Gelegenheit rasch ergreifenden, listigen, seine Absichten verbergenden, auch denen, welche in seine Geheimnisse eingeweiht schienen, unzugänglichen Geist. Ferner verstand er meisterlich die Kunst, sich die Neigung derjenigen zu erwerben, mit denen er nur einmal gesprochen: so wohl wußte er sein Wesen andern anzupassen und sich ihrer Ansicht zu fügen. Weit entfernt, zu den Artigkeiten und den

Ausdrücken vorgeblicher Unterwürfigkeit, womit die Welt sich heute ergebenst zum Besten hält, sich herabzulassen, war er mit seiner Dienstfertigkeit und Ehrerbietung weder zu verschwenderisch noch zu knapp, und wußte seine Worte schlau so zu stellen, daß man glauben sollte, er spare mehr für die That auf. Daher steigerte sich die Meinung von seiner Würde und das Zutrauen auf seine Worte. Dazu kam noch, daß er, obgleich stolz und herrschsüchtig, sich so zusammenzunehmen verstand, daß er überall ohne Leidenschaft und ohne Gefühl für erlittene Beleidigung schien. Aber, so argwöhnisch als frei von Zorn, fürchtete er jegliches und hielt alles für unsicher. Demnach ließ er sich nie zurückschrecken, da sein an Plänen fruchtbarer Sinn ihm, wenn der erste nicht gefiel, sogleich einen neuen eingab, und er, wie er von Natur gewaltsam war und Unmäßiges verlangte, zuletzt jede Furcht und jedes Zaudern abschnitt." Strada hebt zum Schlusse seine glänzende Gastfreundschaft hervor, worin er es, zur höchsten Freude der Niederländer, großen Fürsten gleichgethan, und seine Benutzung jeder Gelegenheit, um Aufregung hervorzurufen.

Hauptanklagen der Niederländer bildeten die Anwesenheit von 3000 spanischen Soldaten, deren Oberbefehl Egmont und Oranien nur mit Unwillen führten, und die neuen, wider die verbürgten Rechte gegründeten Bisthümer. Die Entfernung der erstern erfolgte endlich auf dringendes Anstehen der Regentin im Januar 1561, doch forderte Philipp im folgenden Jahre tausend niederländische Reiter für das Heer der französischen Königin Mutter, wogegen sich Egmont und Oranien so lebhaft erklärten, daß die Regentin sich zu einem Mittelweg entschloß. Dagegen setzte sie die Einführung der neuerwählten Bischöfe

entschieden durch, wobei nur die Brabanter hartnäckigen Widerstand leisteten. Der Haupthaß wandte sich gegen Granvella, dem man alle drückenden, die Rechte der Provinzen schmälernden Maßregeln zuschrieb. Diese waren besonders dem Adel ein Greuel, der sich deshalb von der Regentin immer ferner hielt. „Diese Zurückhaltung hatte Margaretha gleich beim Antritt ihrer Regentschaft zuerst an Egmont und Oranien bemerkt, da beide es nicht verschmerzen konnten, daß man sie ihnen vorgezogen hatte. Nur vorsichtig gab Oranien seinen Mißmuth zu erkennen, wogegen Egmont, ein Kriegsmann, im Hasse wie in der Liebe gleich offen, sich so wenig zu verstellen wußte, daß er in seinem Hause und in seiner Gegenwart Reden duldete, welche die königliche Majestät beleidigten, was die davon unterrichtete Regentin an den König meldete. Obgleich Egmont, der, wenn er seinen eigenen Ansichten folgte, nicht böse war, sich anfangs gehorsam und der Regentin treu erwies, so ging er doch, da ihn Granvella persönlich beleidigt hatte, zu den Gegnern über und verband sich mit Oranien, der, da der Kardinal ihn in jenen Tagen schwer beleidigt hatte, sich nach einem Genossen seines Unwillens umsah." Oranien und Egmont beklagten sich schriftlich beim Könige, daß man sie selten zum Staatsrath berufe, und das, was zu ihren Statthalterschaften gehöre, ihnen vorenthalten werde. Allein dies half eben so wenig als alle sonstigen Versuche, da Granvella und die Regentin im entgegengesetzten Sinne berichteten. Philipp befahl der Regentin, keine Zusammenkünfte des Adels zu dulden, und auf Mittel zu sinnen, die der öffentlichen Ruhe so gefährliche Einigkeit desselben zu stören, besonders aber Oranien nicht aus den Augen zu verlieren. „Egmont und Oranien von einander zu trennen, schien keineswegs besonders schwierig", bemerkt

Strada, „da sie ehedem, bevor ihr gemeinsamer Haß gegen Granvella sie verbunden, sehr uneinig gewesen, auch ihr Wesen und Charakter außerordentlich verschieden waren. Egmont besaß einen heitern, sorglosen, sich selbst zu sehr vertrauenden Geist: düster, unergründlich, scheu war Oraniens Seele. Konnte man die Klugheit des letztern überall loben, so fand man bei erstern häufiger Vertrauen. Ein besserer Heerführer als Mann des Rathes, war jener ein Ajax, dieser ein Ulysses, im Frieden streitbarer mit seinem Rath als im Kriege mit seinem Arm. Der eine ein ängstlicher Mann der Sorge, dessen Geist immer in die Zukunft vorausschaute, weshalb er gegen plötzlich eintretende Fälle nie ungewaffnet war, der andere meist frei von Sorgen, wenn sie ihn nicht gegenwärtig bedrohten, doch gegen rasch einbrechende Ereignisse mehr unvorbereitet als ungeschickt und unkräftig. Von dem einen mußte man mehr hoffen, von dem andern mehr fürchten: Egmont wünschte man sich zum Freunde, Oranien mochte man nicht zum Feinde haben. Und damit sie in nichts übereinstimmten, war Egmont sehr schön von Antlitz, von kräftigen Gliedern, von würdevollem Ansehen, Oranien von magerm Gesichte, dunkelbrauner Farbe und kahlem Haupte. Beide jedoch wurden vom Volke sehr hoch gehalten, aber jenen liebten, diesen ehrten sie.“ Die Versuche der Regentin, sie von einander zu trennen, verfehlten ihres Zweckes. Ja beide wandten sich mit dem Grafen von Hoorne in einem gemeinsamen Briefe an den König, dem sie erklärten, unmöglich länger in demselben Rathe mit Granvella, diesem allen Niederländern so verhaßten als feindseligen Manne, sitzen zu können. Bald darauf sprachen sie nebst andern Großen der Regentin ihren entschiedenen Entschluß aus, in Zukunft nicht mehr im Staats-

rath zu erscheinen, um keinen Antheil an den Dingen zu haben, die durch Granvella zum größten Nachtheil des Königs und der Provinzen geschähen. Die wiederholten Anklagen und die immer gesteigerte Unzufriedenheit bestimmten endlich die Regentin, dem König die Entfernung Granvellas nahe zu legen.

Anfangs Dezember 1563 hatten mehrere niederländische Große, unter denen Egmont, Bergen, Montigny, bei einem Gastmahle sich zur Annahme einer gemeinschaftlichen Livree für ihre Diener verbunden, wie sie bei den Deutschen üblich war; ihre Wahl ward durch das Loos Egmont anheimgegeben. Dieser entschied sich für einen schwarzwollenen Rock mit weiten, langen Aermeln und seidenen Achselklappen, worauf Menschenköpfe und eine bunte Narrenkappe gestickt waren. Da man in diesen Sinnbild bald eine Anzüglichkeit auf den Kardinal sah, befahl die Regentin, es zu ändern, worauf denn Egmont es in ein Bündel Pfeile verwandelte; dies sei das Wappen von Castilien (vielmehr hatte es die castilische Königin Isabella die Katholische geführt) und deute auf die Eintracht im Dienste des Königs. Wollten auch hierin manche eine Andeutung der gegen den Kardinal verschworenen Großen erkennen, so war doch die Regentin klug genug, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Im Anfange des folgenden Jahres entfernten sich die Großen sämmtlich vom Hofe mit Ausnahme Egmonts, welcher der Regentin erklärte, seine Freunde würden nicht zurückkehren vor Granvellas Austritt, mit dem sie nicht in derselben Stadt leben wollten. Schon im folgenden Monat willigte der König in die Entfernung des verhaßten Mannes, den er unter einem scheinbaren Vorwand nach seiner Vaterstadt Besançon sandte; zugleich aber befahl er den Großen, sich wieder im Staatsrath einzufinden

und sein Ansehen höher zu achten als den Haß gegen irgend jemand. Diese kehrten sofort an den Hof zurück, wo sie in jeder Weise der Regentin zu willfahren suchten. Da aber letztere bald darauf wegen der vom König eingeschärften Religionsedikte und der Verkündigung der Beschlüsse der trienter Kirchenversammlung, auch durch ihre bedrängten Geldverhältnisse, auf neue Schwierigkeiten stieß, so ward Egmont im Anfange des Jahres 1565 zur Darlegung der Verhältnisse mit Genehmigung des Staatsrathes von der Regentin nach Madrid gesandt. Der König nahm ihn freundlich auf, doch sprach er ihm kurz vor seiner Abreise seine ernste Mißbilligung des letzten Bundes des Adels und des Sinnbildes auf der Bedientenlivree aus, wobei er, wenn auch nicht Egmonts Treue, doch seine Klugheit vermisse. Dieser betheuerte auf das heiligste, daß Ganze sei nur ein lustiger, fast kindischer Tafelscherz gewesen, und die Narrenkappe habe er bloß der Lächerlichkeit wegen gewählt; die ganze Schuld schob er auf Granvella, der täglich Versammlungen seiner Freunde gegen den Adel aufgebracht, und dadurch ähnliches vom Adel zu erleiden verdient habe.

Auf das ehrenvollste wurde Egmont mit den bestimmtesten Aufträgen an die Regentin entlassen und von dieser mit größter Freude aufgenommen. Aber zwei Monate später äußerte Philipp gegen diese sich in anderer Weise, als er gegen Egmont gethan, was diesen tief verletzen mußte. Er beschuldigte den König, ihn durch Aenderung seines Entschlusses bei seinen Nebenbuhlern um alles Ansehen gebracht zu haben. Führen die Räthe des Königs auf diesem Wege fort, so würden die Provinzen bald jeden andern Zustand dem gegenwärtigen vorziehen und sich lieber unter die Herrschaft der Deutschen, der Franzosen oder gar der Hölle

begeben. Wolle der König das während seiner Anwesenheit in Spanien Zugesagte nicht halten, so sei er entschlossen, seine Statthalterschaft niederzulegen, und so allen zu beweisen, daß er keine Schuld an dieser Verwirrung trage. Der König aber behauptete, mit Egmont nichts anderes verabredet zu haben als das, was er der Regentin geschrieben. Er forderte diese auf, gegen die Ketzer die größte Strenge zu üben, die Inquisition in jeder Weise zu unterstützen, die Beschlüsse der trienter Kirchenversammlung und zugleich die königlichen und kaiserlichen Befehle zur Ausführung zu bringen; nichts könne ihm angenehmer und den Provinzen heilsamer sein als die entschiedenste Durchsetzung dieses seines Willens. Die Regentin theilte diesen Befehl, obgleich sie dessen Zurücknahme beim König dringend beantragt hatte, den Statthaltern mit, welche das Edikt der Regentin in ihren Provinzen bekannt machen ließen, aber dieser vorstellten, daß sie bei solcher Strenge nicht im Stande sein würden, das Volk in Schranken zu halten. In Brabant und Flandern kam es wirklich zu Unruhen, weil diese Bestimmungen den Rechten der Provinzen zuwiderliefen. Zu gleicher Zeit vernahm die Regentin durch Oranien, Egmont u. a., daß in Brabant viele Adelige sich vereinigt hatten, in Verbindung mit dem Auslande die widerrechtliche Einführung der Inquisition mit Gewalt zu hindern.

An die Spitze jenes zu Breda, einer Stadt Oraniens, geschlossenen Widerstandsbündnisses waren Oraniens Bruder und Heinrich von Brederode getreten. Da die Regentin von den Plänen der Verbündeten unterrichtet war, versammelte sie am 27. März 1566 den Staatsrath, um seine Ansicht über die Unterdrückung dieser drohenden Bewegung zu vernehmen. Oranien

und Egmont erklärten sich zu Gunsten der Verbündeten, die man unter der Bedingung, ungewaffnet zu erscheinen und sich bescheiden zu betragen, nach Brüssel berufen und ihre Beschwerden dahin beantworten solle, sie brauchten wegen der Inquisition nicht besorgt zu sein, die in den kaiserlichen Edikten enthaltenen Strafen gegen die Ketzer müßten gemildert werden. Die Regentin willigte ein, weil sie zum Widerstande und zu gewaltsamer Durchsetzung des Willens des Königs sich zu schwach fühlte, da sie Oranien nicht traute und Egmont ihr erwidert hatte, er werde gegen keinen Sterblichen für die Inquisition und die Edikte kämpfen. Den Abend des 3. April zogen an 200 der Verbündeten in Brüssel ein, wo sie am folgenden Tage im Hause des Grafen von Kuilemburg sich versammelten, und eidlich sich zu gegenseitigem Schutze verbanden, falls einer von ihnen der Religion oder dieses Bündnisses wegen gefangen genommen werden sollte. Die vom Staatsrath beschlossene Antwort ward ihnen am 6. April in feierlicher Versammlung schriftlich von der Regentin ertheilt, welche darüber an den König zu berichten versprach. An demselben Tage gab Brederode im kuilemburgischen Hause (Cuilemburgicae acdes) ein glänzendes Mahl, wobei dieser, nachdem man mehrere Namen für den Bund in Vorschlag gebracht hatte, das Wort ergriff. Er habe gestern gehört, erzählte er, wie der Graf Barlaimont, als er der Regentin ihre Bittschrift überreicht, dieser in französischer Sprache zugeflüstert habe, sie solle sich vor einem Haufen Bettler (gueux) nicht fürchten. Gern nehme er diesen ihnen verächtlich beigelegten Namen an, fuhr er fort, und wolle des Königs und Vaterlandes wegen sogar zum Bettler werden. Bei der steigenden Heiterkeit des Mahles begann einer dem andern als Bruder Bettler (gueux) zuzutrinken,

worauf diese Anrede bald allgemein wurde, so daß man endlich die Bettler leben ließ. Gegen Ende des Gelages erschien Brederode mit einem umgehängten Bettelsack; in der Hand hielt er einen hölzernen mit Wein gefüllten Becher, worauf er ihnen allen zutrank, indem er ihnen für ihre bis dahin bewiesene Einmüthigkeit dankte, deren beständige Fortdauer er herzlich wünsche und hoffe; er selbst sei bereit für den Bund, ja für jeden von ihnen, wenn es sein müsse, das Leben zu lassen, worauf denn der einstimmige Ruf erscholl: „Es leben die Bettler!“ Brederode übergab Bettelsack und Holzbecher seinem Nachbar, der in gleicher Weise sich aussprach und den übrigen Bettlern zutrank, und so ging es in der Runde herum. Brederode schlug dann einen Nagel ein, woran er die Insignien des neuen Ordens aufhing, und auch hierin folgten ihm die übrigen. Durch den Lärm wurden auch Oranien, Egmont und Mansfeld, die zufällig des Weges kamen, in das Haus gelockt. Brederode empfing sie freundlich und nöthigte sie zum Mittrinken, wo denn ihr Lebehoch auf die Bettler von den meist berauschten Verbündeten mit Ungestüm wiederholt ward. Aber auch äußerlich wollten sich die Verbündeten zu ihrem Ordensnamen bekennen. So sah man sie denn die folgenden Tage zu Brüssel in aschgrauen Kleidern; einige hatten hölzerne Flaschen, Schüsseln und Becher, wie Bettler sie mitzuführen pflegen, an den Hüten; die meisten trugen ein Abzeichen am Halse, auf dessen einer Seite das Bild des Königs mit der Umschrift: En tout fidèles au Roi, auf der andern ein von zwei Händen gehaltener Bettelsack mit den Worten: Jusqu'à porter la besace, sich befand.

Eine unter dem Namen der Ritter des goldenen Vließes gleich darauf verbreitete Schrift, deren Unechtheit diese öffentlich aussprachen, lockte eine große Anzahl Andersgläubiger nach den

Niederlanden, aus Frankreich Calviniſten, aus Deutſchland Lutheraner und Wiedertäufer, die bald öffentlich am hellen Tage den aus Dörfern und Städten ihnen zuſtrömenden Haufen ihre Lehren predigten. Die Regentin, die ſich im Augenblicke ganz machtlos fand, beſchränkte ſich auf die Erneuerung und Verſchärfung der Religionsedikte, die aber niemand durchſetzen mochte. Zu Antwerpen kam es zu Unruhen; auf den dringenden Wunſch der Bürger ſandte die Regentin Oranien dorthin, aber auch er vermochte nicht das öffentliche Predigen jener neuen Lehrer zu hintertreiben. Die Nachricht von einer allgemeinen Verſammlung, welche die Geuſen nach St. Truyen ausſchrieben, beſtimmte die Regentin, Oranien und Egmont mit der Hintertreibung der Sache zu beauftragen. Dieſe beriefen die Führer des Bundes zu einer Beſprechung nach dem Dorfe Duffle bei Mecheln, in welcher ſie dieſe im Namen der Regentin ermahnten, ſtatt neue Unruhen durch ſolche Verſammlungen zu erregen, das Volk bis zur Antwort des Königs durch ihren Einfluß in Schranken zu halten. Die Geuſen dagegen beſchloſſen zu St. Truyen, eine beſondere Schrift an die Regentin zu ſenden, in welcher ſie ſich ungeſcheuter als je ausſprachen. Sie verlangten Sicherheit gegen Waffengewalt, welche, wie es heiße, gegen den Bund aufgebracht werde, Oranien, Egmont und Hoorne als Vermittler zwiſchen der Regentin und dem Bunde und Berufung der Generalſtaaten; nur unter dieſen Bedingungen könnten ſie die Herſtellung der Ruhe zuſichern, ſonſt würden ſie ſich genöthigt ſehn, auswärtige Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Die Regentin verſchob die Antwort, da ſie erſt die Ritter des goldenen Vließes darüber vernehmen müſſe. Endlich langte auch die Erwiderung des Königs an, welche die drei von der Regentin ſo oft geforderten

Punkte unter gewiſſen Bedingungen zugeſtand. Leider kam dieſe Nachgiebigkeit zu ſpät; denn ſchon war in Weſtflandern und Artois der unſelige Bilderſturm ausgebrochen.

Die Kunde von den verübten Greueln ſetzte die Regentin in Verzweiflung, und ſie enthielt ſich nicht, dem ſie gerade bei der erſten Nachricht aus der Kirche begleitenden Egmont über die ſchreckliche, in ſeiner Provinz verübte Kirchenſchändung bittere Vorwürfe zu machen. „Hört Ihr, Graf“, rief ſie ihm zu, „welche fröhliche Neuigkeiten man aus Eurer Provinz Flandern meldet? O ich Unglückſelige, unter deren Regierung eine ſolche Schmach der göttlichen Majeſtät, eine ſolche Schmach dem Fürſten angethan werden ſollte! Ihr aber, von deſſen Tugend und Treue ſich der König immer alles verſprach, Ihr leidet, daß in Eurer Provinz ſolche ungeheure Frevel gegen Gott ungeſcheut geſchehn dürfen!“ Seine Antwort, zuerſt müſſe man für den Staat ſorgen, die Religion werde ſich dann leicht herſtellen laſſen, nahm ſie unwillig auf. Das ſei kein guter Rath, erwiderte ſie. Die Vernachläſſigung der Religion ſei ein viel ſchlimmeres Uebel als irgend ein Verluſt an Macht und Glücksgütern; ſo denke ſie, ſo denke der König, der feſt entſchloſſen ſei, die Religion allem vorzuziehen. Als Egmont darauf äußerte, dies ſei nicht die Anſicht derjenigen, welche den Verluſt ihrer Beſitzungen in den Provinzen fürchteten, meinte ſie, freilich wäre zu wünſchen, daß die Macht zugleich mit der Religion erhalten werden könne, aber wo eine von beiden aufzugeben ſei, müſſe man zunächſt für das Seelenheil ſorgen. In ähnlicher Weiſe ſprach ſie im Staatsrathe, wo man beſchloß, mit bewaffneter Macht in Lille einzuſchreiten, obgleich Egmont bemerkte, auf dieſem Wege werde man nicht eher Ruhe herſtellen, bis 200,000 Menſchen ermordet ſeien.

Da der Bilderſturm immer weiter um ſich griff, berief die Regentin von neuem den Staatsrath. Egmont, Oranien und Hoorne riethen mit Hindeutung auf die 15,000 allein in Brüſſel lebenden Ketzer von Gewaltmaßregeln ab, während Mansfeld, Aremberg und Barlaimont ihre Hülfe bereitwilligſt zuſagten. Endlich beſchloß man, den Verbündeten Verzeihung und Sicherheit zu verſprechen, wenn ſie ſich eidlich verpflichteten, der katholiſchen Religion und dem König treu anzuhängen. Doch ehe dieſer Beſchluß verkündet werden konnte, ward die Regentin durch verſchiedene Gerüchte, daß die Geuſen ſich ihrer Perſon bemächtigen wollten, ſo arg erſchreckt, daß ſie nach Mons zu fliehen beſchloß, wovon ihr Egmont und Oranien entſchieden abriethen. Als die Nachricht hiervon in Brüſſel erſcholl, beſetzte ein Theil der Bürger die Thore, ein anderer beſchwor die Regentin, ſie ſolle doch nicht durch ihre Entfernung die Stadt ins Unglück ſtürzen. Aber die Nachricht, die Geuſen wollten außer ihr auch Egmont und den Großſiegelbewahrer Viglius gefangen nehmen und ſie zur Gewährung ihrer Wünſche nöthigen, trieb ſie bald darauf zu einem wirklichen Fluchtverſuch, von dem ſie mit Gewalt von den Bürgern zurückgehalten wurde. Zu Hauſe bewacht, krank darnieder liegend und von ſchrecklicher Angſt gepeinigt, ließ ſie Egmont, Oranien und Hoorne zu ſich kommen, in deren Gegenwart ſie, mit der Erklärung, nur die Noth zwinge ſie hierzu, den Verbündeten Verzeihung und Sicherheit zuſagte, allen das Anhören der Predigten der Ketzer geſtattete, doch nur an den Orten, wo dieſe bis dahin gehalten worden, und unter der Bedingung, daß ſie ungewaffnet, ohne Feindſeligkeiten gegen die Katholiken ſich verſammelten; beides aber ſagte ſie nur ſo lange zu, wie der König es geſtatten würde. Mansfeld ward

von ihr zum Befehlshaber der Stadt ernannt, die Besatzung vermehrt und ihr Hof bewaffnet. Die Statthalter gingen nach ihren Provinzen, wo sie sich zu noch größerer Nachgiebigkeit gezwungen sahen. Die Regentin aber ermahnte den König auf das dringendste zu einem Zuge nach den Niederlanden. Dieser befahl ihr, Truppen in Deutschland anzuwerben, wozu er ihr eine bedeutende Geldsumme sendete.

Unterdessen hatte Oranien mit Egmont, Hoorne, Hoogstraten und seinem Bruder Ludwig eine Zusammenkunft zu Dendermonde in Flandern verabredet, wo er viele aus Spanien erhaltene Briefe mittheilte, welche die Absicht des Königs bewiesen, mit einem Heere die Niederlande zu betreten und den Führern des Volkes, Egmont, Oranien, Hoorne und Mansfeld, die Köpfe abschlagen zu lassen, wonach die Menge sich willig fügen werde. Deshalb beschloß man, so berichtet Strada hier, dem Kaiser die Provinzen zu übergeben. Egmont theilte brieflich die aus Spanien erhaltenen Nachrichten Mansfeld mit, und klagte die Regentin heftig an, daß sie ihr Wort nicht halte, da sie den König zu Gewaltmaßregeln aufrege. Die Regentin sandte den durch Mansfeld ihr verrathenen Brief dem Könige. Auch sonst ward sie von den geheimen Absichten Egmonts und der mit ihm verbundenen Freunde sofort unterrichtet.

Im Staatsrathe schlug die Regentin ein geschärftes Edikt gegen die Ketzer vor, das, trotz Egmonts Mahnung, man werde dadurch die Niederländer zu den Waffen treiben, angenommen und den nach ihren Provinzen zurückkehrenden Statthaltern zu strengster Nachachtung empfohlen ward. Oranien, Hoogstraten und Brederode luden bald darauf Egmont zu einer neuen Verbindung ein, welche die Aufhebung aller Predigten in den

Niederlanden bezweckte, um dadurch dem Könige jede Veranlassung zu benehmen, die Provinzen mit einem Heere zu überziehen; geschehe dieses dennoch, so würden sie dadurch das Recht erhalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Egmont aber verweigerte hierzu seine Zustimmung. Die Regentin, der dies hinterbracht wurde, fühlte sich jetzt stark genug, den Geusen eine scharfe, ganz rückhaltlose Antwort zu ertheilen, die sie durch den Druck sofort bekannt machte. Hierdurch beschleunigte sie den Ausbruch der Feindseligkeiten: aber die Versuche der Geusen hatten wenig Erfolg, und als auch Valenciennes sich ergeben mußte, schien ihre Kraft gebrochen.

Die Regentin ließ darauf eine von allen Beamten zu beschwörende Eidesformel entwerfen, jedem Folge leisten zu wollen, welchen der König wählen werde. Im Staatsrathe erklärten sich die meisten Statthalter, unter ihnen Egmont, zur Eidesleistung bereit, nur ein paar wichen aus. Oranien, der durch nichts zu bewegen war, den Eid zu leisten, legte sofort seine Stelle nieder. Vergebens suchte die Regentin ihn durch ihren Geheimschreiber Berti von seinem Entschluß abzubringen; doch ließ er sich zuletzt bewegen, vor seiner Abreise noch einmal mit Egmont und andern von ihm selbst zu bestimmenden Großen die Sache zu besprechen. Das Dorf Willebroek zwischen Brüssel und Antwerpen ward zur Zusammenkunft bestimmt. Hier erschienen auch Berti und Mansfeld, aber Oranien beharrte auf seinem Entschluß mit entschiedenster Ueberzeugung. „Man erzählt, Oranien habe, ehe er sich entfernte, Egmont bei Seite geführt und ihn gebeten, sich ja der drohenden Gefahr zu entziehen und den von Spanien her über den Häuptern der Niederländer und Großen sich sammelnden blutschwangern Sturm nicht abzuwarten.

Als Egmont, stolz auf seine Verdienste und an keine Gefahr denkend, sich auf die Güte des Königs, wenn dieser die Provinzen beruhigt finde, vertrauensvoll berief, erwiderte Oranien: „Diese von dir gepriesene Güte des Königs wird dich zu Grunde richten, Egmont, und schon glaube ich im Geiste zu sehn (o daß ich mich täuschte!), wie du die Brücke sein wirst, auf welcher die Spanier in die Niederlande einrücken.“ Hierauf umarmte er ihn herzlichst, wobei beide Thränen vergossen, als ob Oranien seiner Weissagung sicher wäre und ihn zum letztenmal sähe. Und so schieden sie.

Oranien verließ die Niederlande. Egmont aber, obgleich durch die Trennung von dem Freunde etwas bewegt, doch fröhlicher gestimmt, da er jetzt, vom alten Nebenbuhler befreit, ruhig die erste Rolle spielen konnte, begann emsiger als bisher der Regentin beizustehn, ihr freiwillig seine Hülfe anzubieten und an der Staatsverwaltung Theil zu nehmen. Ja er ließ seine frühern Genossen auffordern, nichts gegen die Religion, den König und ihre eigene Würde zu unternehmen; sonst würde er sie nicht weniger für seine Feinde halten wie die Franzosen. Die Geusen waren bald völlig besiegt und die Provinzen zur Ordnung und Ruhe zurückgekehrt; leider hatten die reichen Kaufleute und geschickten Arbeiter in Furcht vor dem drohenden spanischen Heere das Land verlassen. Die Regentin bat den König mehrfach, ihr die Befugniß zu einer allgemeinen Verzeihung zu ertheilen, oder selbst, nur nicht an der Spitze eines Heeres, die bereits beruhigten Provinzen zu besuchen. Doch Philipp beschloß, den Alba mit einem Heere zur Sicherung der Ruhe zu senden, dann erst wollte er selbst kommen. Alle Vorstellungen dagegen waren vergebens; auch weigerte sich Alba, nach dem Wunsche der Regentin einen Theil der Truppen zu entlassen.

In Brüssel langte Alba in Begleitung vieler Großen, die ihm entgegengeeilt waren*), den 22. August an und bezog das kuilemburgische Haus. Erst am folgenden Tage sandte er der Regentin die Briefe des Königs und eine Abschrift seiner Bestallung, welche ihm den Oberbefehl über das ganze niederländische Heer übertrug. Schon am 24. zeigte er Margarethen, die krank darniederlag oder sich nur krank stellte, eine viel weiter gehende königliche Vollmacht, wonach er nicht allein im Kriege frei verfügen, sondern auch Statthalter und Magistrate absetzen, die Ursachen der vergangenen Unruhen erforschen und Strafen verhängen durfte. Und auf weiteres Befragen gab er ihr zu verstehn, daß seine Befugnisse noch weiter gingen, wodurch diese sich so verletzt fühlte, daß sie den König bat, sie zu entlassen, wenn er nicht selbst bald komme.

Alba glaubte das Volk durch härteste Bestrafung der Großen schrecken zu müssen, gegen die er sich anfangs, um sie in seine Netze zu locken, höchst freundlich und verbindlich zeigte. Am 9. September hielt er im kuilemburgischen Hause mit Aarschot, Egmont, Hoorne, Mansfeld, Aremberg und Barlaimont eine Berathung, bei welcher auch sein Sohn Ferdinand und einige andere anwesend waren. Mit Absicht zog er die Versammlung in die Länge, da er erst die Nachricht von der zu derselben Zeit verfügten Verhaftung von Egmonts Geheimschreiber, Johann van Kasembrood, Herrn von Bakkerzeel und dem antwerpener Bürgermeister Anton van Straalen abwarten wollte, weshalb

*) Unter diesen befand sich nach van Meteren auch Egmont. Als Alba ihn kommen sah, soll er überlaut gerufen haben: „Siehe, da kommt der große Ketzer!" Egmont, anfangs betroffen, ließ sich doch nicht abhalten zu ihm zu treten und ihn nach höfischem Gebrauch zu umarmen.

er den Kriegsbaumeister Paciotto zu sich beschieden hatte, der ihm die Risse zur Befestigung Antwerpens vorlegen sollte. Erst als ihm die Ausführung der Verhaftsbefehle hinterbracht wird, entläßt er die Versammlung, den Egmont aber ruft er zur Seite, als ob er ihm etwas insgeheim zu sagen habe. Sofort treten aus dem gegenüberstehenden Gemache einige Hauptleute hervor. „Halt, Egmont!“ ruft Alba. „Der König befiehlt, dich zu verhaften; in seinem Namen fordere ich dir den Degen ab.“ Dieser, durch die unerwartete Aufforderung in Schrecken gesetzt, übergibt, da er so viele Bewaffnete um sich sieht, willig sein Schwert, indem er in die Worte ausbricht: „Und doch habe ich mit diesem Schwerte die Sache des Königs oft nicht ohne Glück vertheidigt!“ Zu derselben Zeit forderte Albas Sohn, der Hoorne das Geleit gegeben hatte, diesen auf, ihm sein Schwert auszuliefern und auf Befehl des Königs sich dem Herzog von Alba zu überantworten. Einige Hauptleute traten sofort an ihn heran, um ihn nach einem andern Theile des Hauses abzuführen. Inzwischen hatte Avila, Hauptmann der herzoglichen Leibwache, das luilemburgische Haus und alle Zugänge zu demselben besetzt gehalten. Als das Volk vernahm, Egmont und Hoorne seien von Alba gefangen genommen, versank es zuerst in düsteres Schweigen, bald aber erkannte es Albas Künste und zürnte besonders über Egmonts maßloses Zutrauen: viele behaupteten, in Egmont und Hoorne seien die Niederlande verhaftet, andere erhoben Oraniens Klugheit und frohlockten, daß dieser unversehrt und somit die Niederlande noch nicht aller Hülfe beraubt seien. Auch der damals in Rom weilende Granvella meinte, Alba habe nichts gefangen, wenn Oranien dem Netz entschlüpft sei.

Die Regentin, ohne deren Vorwissen Alba die Verhaftungen vorgenommen, fühlte sich dadurch tief verletzt, obgleich Alba vorgab, er habe nach dem Befehl des Königs ihr die Sache verschwiegen, um ihr dadurch beim Volke keinen Abbruch zu thun. Da sie die Ankunft des Königs vor dem nächsten Frühling nicht erwarten durfte, sandte sie ihren Höfling Machiavelli an den König, mit der Bitte, sie ihres Amtes zu entlassen, da sie krank und von Sorgen gedrückt sei: ob es dem König förderlich, ob es der Schwester desselben würdig sei, eine Provinz mit so beschränkter, ja fast ohne alle Macht zu regieren, überlasse sie seiner Entscheidung; sie wünsche seinem Willen ihr ganzes Leben nachzukommen. Ihre von Machiavell gebrachte Entlassung theilte sie sofort dem Herzog Alba mit, doch verließ sie die Niederlande nicht vor dem folgenden Februar. Egmont und Hoorne wurden nach der Citadelle in Gent gebracht. Der von Alba zur Untersuchung der frühern Unruhen eingesetzte Zwölferrath, vom Volke der Blutrath genannt, beschied die flüchtigen niederländischen Großen, Oranien, Hoogstraten, Kuilemburg, Brederode u. a. vor seinen Richterstuhl, um sich wegen der angeschuldigten Verbrechen zu vertheidigen. Diese aber beriefen sich in einer an Alba gesandten Verwahrung auf das unbestrittene Recht der Ritter des goldenen Vließes, von ihres Gleichen gerichtet zu werden. Alba jedoch achtete hierauf so wenig als auf die Vorstellungen der Oranien befreundeten deutschen Fürsten; nach Ablauf der festgesetzten Frist erklärte er Oranien, dessen Bruder Ludwig und die übrigen vorgeladenen Großen für Majestätsverbrecher und zog ihre Güter ein. Auch über eine Unzahl von Bürgern sprach der Zwölferrath die härtesten Strafen aus. Wer konnte, floh aus dem Albas Rache verfallenen Lande.

Oranien hatte unterdessen ein Heer gesammelt, von welchem ein Theil unter Führung seiner Brüder Ludwig und Adolf in Friesland siegreich vordrang. Alba beschloß diesen entgegenzugehn, ehe ihnen die Verbindung mit Oranien gelänge. Da er aber während seiner Abwesenheit den Ausbruch einer Empörung zur Befreiung der gefangenen Adeligen fürchtete, so beschloß er, diese vorher hinrichten zu lassen. Vergebens suchten ihn seine Freunde von diesem Entschlusse abzubringen. Von Natur und durch lange Erfahrung argwöhnisch, wenig geneigt, auf fremden Rath zu hören, vielmehr zu entschiedenem Widerspruch getrieben, ließ er am 1. und 2. Juni dreiundzwanzig Adelige zu Brüssel hinrichten. Zu Wilword fielen um dieselbe Zeit die Häupter des antwerpener Bürgermeisters, des Geheimschreibers von Egmont u. a. Alles dieses bildete nur das schreckliche Vorspiel zur Hinrichtung der beiden Grafen. Hoornes Schwester Maria von Montmorency und Egmonts Gattin, Sabina von Bayern, ließen beim Kaiser, bei den Kurfürsten und den Rittern des goldenen Vließes nichts unversucht. Letztere bewies in einer an den König gerichteten Bittschrift das Recht der Ritter des goldenen Vließes, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden, aus den Gesetzen und der Geschichte, und beschwor den König, mit nachdrücklichster Erinnerung an die vielen von ihrem Gatten seit seinem achtzehnten Lebensjahre der Krone geleisteten Dienste, nicht eine unglückliche Mutter mit elf Kindern durch solchen Verlust und solche Schande als Beispiel menschlichen Unglücks für alle Zeiten und Völker hinzustellen. Der Ankläger des Königs ließ sich dadurch nicht irre machen; er stellte in seiner Anklageschrift, auf die er vier Monate verwandte, den Antrag, die beiden Grafen mit dem Verlust ihres Lebens und ihrer

Güter zu bestrafen. Ihre Absicht sei dahin gegangen, mit Oranien und andern Adeligen den König aus den Niederlanden zu vertreiben und die Provinzen unter sich zu theilen. Deshalb hätten sie nicht geruht, bis Granvella, der ihre Pläne durchschaut, entfernt worden, und mit den auf die Verschwörung hindeutenden Abzeichen der Narrenkappe und der Pfeile nicht nachgelassen, bis sie den König zu strengem Einschreiten gezwungen. Nicht allein hätten sie vom Bunde gewußt, sondern Egmont habe seinen Geheimschreiber, obgleich dessen Betheiligung ihm bekannt gewesen, in seinem Dienst behalten. Den Verbündeten, den Theilnehmern an den Konsistorien und den fremden Kaufleuten hätten sie ihren Schutz angedeihen lassen, ihnen ihre Verwendung zugesagt. Zu Dendermonde habe Egmont mit Oranien und andern Verbündeten sich darüber berathen, wie man dem König den Eintritt in die Niederlande abschneide; auch sonst habe er sich häufig an ähnlichen Versammlungen betheiligt. Egmont habe sich den Geusen bei dem Bildersturm nicht widersetzt, Hoorne einige der Mordbrenner aus dem Kerker entlassen. Den Magistraten der Städte hätten sie nicht die verlangte Hülfe geleistet, die Befehle der Regentin gegen die Ketzer wider den Sinn derselben gedeutet, ihnen Kirchen zu ihren Predigten eingeräumt und vieles andere, was weitläufig ausgeführt wird, sich zu Schulden kommen lassen gegen ihre Pflichten als Statthalter, Staatsräthe, Ritter des goldenen Vließes und Unterthanen des Königs. Die Angeklagten suchten in ihrer Vertheidigungsschrift, zu welcher man ihnen fünf Monate eingeräumt hatte, alle diese Punkte als unbegründet nachzuweisen, nachdem sie bemerkt, daß sie durch diese Vertheidigung ihrem Rechte nichts vergeben wollten, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur den König und die übrigen

Ritter als rechtmäßige Richter anerkennten. Ueber einen Wechsel der Regierung hätten sie sich nie berathen; zu Dendermonde habe nur Oraniens Bruder davon gesprochen, dem König den Eintritt in die Niederlande zu verwehren, wogegen sich aber alle übrigen erklärt. Nur aus Noth und zum Besten der Religion hätten sie den Verschworenen, den Ketzern und Geusen einiges nachgesehen. Egmonts Geheimschreiber habe die Verfolgung der Kirchenschänder übernommen. Strada selbst will sich über Schuld oder Unschuld nicht entscheiden; mehrere der Anklagepunkte habe schon die Regentin dem Könige mitgetheilt, wie auch den Plan, die Niederlande zu theilen, wovon sie durch den Bischof von Osnabrück Kunde erhalten habe. „Jedoch das Volk sprach, da es aus Haß gegen Alba oder aus Liebe für Egmont urtheilte, den Angeklagten frei, und schob alle Schuld auf Alba, der von Haß gegen Egmont, seinen alten Nebenbuhler im Kriege, sich habe hinreißen lassen. Man erzählte, dieser habe es dem Egmont nicht vergeben können, daß er ihm einst beim Würfeln viele tausend Dukaten abgewonnen, und ihn später bei einem öffentlichen Feste im Armbrustschießen überwunden, was die Niederländer mit ungeheurem Beifall aufgenommen, da sie diesen Sieg über den spanischen Heerführer sich selbst zur Ehre gerechnet.“ Strada behauptet, Alba habe keineswegs aus Privatrache Egmonts Hinrichtung beschlossen, vielmehr sei ihm von sehr würdigen Männern berichtet worden, dieser habe, nachdem das Todesurtheil aus Spanien angekommen, dem König geschrieben, daß er täglich wegen der Vollziehung desselben bedenklicher werde, da er die Folgen fürchte; der König aber sei auf Egmont erzürnt gewesen, theils weil er sein in Spanien ihm gegebenes Wort nicht gehalten, theils wegen der wiederholten Klagen der Regentin,

wozu der Einfluß des damals allmächtigen Kardinals Espinosa gekommen; das Aufschieben der Hinrichtung habe er getadelt und die unverzügliche Ausführung seines Befehls verlangt, Alba aber noch immer gesäumt, bis er gezwungen worden, Oranien entgegenzuziehen. Daß aber diese letztere Erzählung rein ersonnen sei, ergibt Stradas eigene Darstellung.

Am 3. Juni wurden die beiden Grafen von Gent nach Brüssel gebracht, wo Alba, als Vorsitzer des Zwölferrathes, vom Könige mit der besondern Vollmacht ausgestattet, auch über Ritter des goldenen Vließes zu Gericht zu sitzen, das Todesurtheil aussprach. Der Bischof von Ypern wurde beauftragt, die Verurtheilten zum Tode vorzubereiten. Egmont, obgleich er bei Vernehmung seines Schicksals über dieses seiner Verdienste so unwürdige Ende klagte und jammerte, schrieb doch am 5. Juni zwei Stunden vor Mitternacht mit gefaßtem Muthe, bloß um Gattin und Kinder bekümmert, einen Abschiedsbrief an den König, in welchem er, nachdem er lebhaft seine Unschuld und das bittere Unrecht seiner Verurtheilung hervorgehoben, für seine Gattin, seine elf Kinder und seine Diener, die er der Sorge weniger Freunde hinterlasse, das Erbarmen des Königs anflehte. Mit der Ueberzeugung, der König werde nach seiner angeborenen Güte diesen Wunsch erfüllen, gehe er in den Tod, den er gern erleide, da er wisse, daß durch dieses sein Ende vielen Genüge geschehn werde. Nachdem er den Brief dem Bischof von Ypern anempfohlen hatte, beichtete er und brachte den übrigen Theil der Nacht unter dessen priesterlichem Beistand in frommem Gebete zu. Auf ähnliche Weise bereitete sich Hoorne zum Tode. Am folgenden Morgen (es war der Tag vor Pfingsten) sah man auf dem brüsseler Markte, den Giuliano

Romero mit seinen Truppen besetzt hielt, ein mit schwarzem Tuch bedecktes Gerüst, auf welchem zwei Kissen vor einem silbernen Bilde des Gekreuzigten lagen. Gegen Mittag wurde Egmont in Begleitung Romeros und des Bischofs von Ypern dorthin gebracht, wo er, nachdem er seinen Damastrock und Hut abgelegt hatte, vor dem Kreuze andächtig niederkniete, dann eine Schlafmütze über die Augen zog und von dem unter dem Gerüste verborgenen Scharfrichter enthauptet ward. Mit derselben Standhaftigkeit empfing auch Hoorne den tödtlichen Streich.

„Egmonts trauriges Ende", schreibt Strada, „beklagten die Niederländer, von denen er allgemein geliebt wurde, mit größerm Haß als Trauer. Einige tauchten, trotz der Gefahr, ihre Schnupftücher in sein Blut und bewahrten sie als Andenken ihrer Liebe oder als Reizmittel ihres Hasses. Andere küßten den bleiernen Sarg und drohten Rache, ohne sich vor den Angebern zu scheuen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche, da sie der Niederländer gewaltige Liebe zu Egmont und Albas Verfluchung bemerkten, diese Hinrichtung für die beste Versicherung der Sache der Verbündeten hielten, und vorher sagten, gegen Albas Erwartung würden die Niederlande in kurzem von Aufruhr erfüllt sein. Einige zweifelten nicht, Alba hätte besser Egmont heimlich hinrichten lassen und nicht diesem dem Volke äußerst unliebsamen Trauerspiel ein solches Gepränge geben sollen. Er starb sechsundvierzig Jahre alt und hinterließ seiner Gattin Sabina, die er zu Speier in Gegenwart Karls V. geheiratet hatte, acht Töchter und drei Söhne. . . . Wohl hätte er wegen der heroischen Eigenschaften seines Geistes und Körpers ein ganz anderes Lebensende verdient, obgleich jener

unglückliche Tod, wie Mitleid alles zu steigern pflegt, den Ruf seiner Vorzüge nicht wenig steigerte. Seinen Söhnen gereichte er nicht zum Schaden; König Philipp gab ihnen die väterlichen Güter zurück."

III. Dramatische Gestaltung des Stoffes.

Daß Goethe, da er dem Ganzen eine lebendige Einheit und klare Uebersichtlichkeit geben und den Umfang eines Dramas nicht überschreiten wollte, den von Strada gebotenen Stoff beschränken mußte, erkennt man auf den ersten Blick. Den Ausgangspunkt der Handlung mußte der Bildersturm bilden, nach welchem die schärfern Maßregeln gegen die Niederlande begannen, die unmittelbar zur Bestrafung des Adels führten; alles Vorhergehende mußte wegfallen (so Egmonts Sendung nach Spanien und was sich daran knüpfte) oder geschickt in den einleitenden Szenen angedeutet werden. Die zwischen der durch den Bildersturm veranlaßten Staatsrathsitzung und der Kunde von Albas Ankunft liegenden bedeutenden Ereignisse, die einen übergroßen Raum in Anspruch genommen haben würden, konnte der Dichter um so weniger brauchen, als sich Egmont hier, besonders in der letzten Zeit, übermäßig gefügig und nach Hofgunst haschend zeigte, was zu dem von ihm entworfenen Bilde seines Helden nicht stimmte. Albas Sendung mußte ein urplötzlich auf den Bildersturm folgender, längst vorbereiteter Schlag des Despotismus sein, der nur auf eine Veranlassung gewartet, gewaltsam die Rechte des Volkes niederzutreten und sich aller entgegenstehenden Elemente, besonders der volksfreundlichen Großen zu entledigen. Nur die wehmüthige Trennung Oraniens von dem vergebens

gewarnten Egmont zu Dendermonde hat Goethe geschickt benutzt, indem er diese Szene nach Brüssel unmittelbar nach der durch den Bilderſturm veranlaßten Versammlung des Staatsraths verlegte. Nicht das Unglück der Verbündeten, nicht der von der Regentin verlangte Eid, wie Strada berichtet (vgl. 32 f.), treibt Oranien weg, sondern die bei Strada nur zum Entschlusse, die Provinzen dem Kaiser zu übergeben, führende Kunde, daß Philipp sich durch die fortglimmende Aufregung hat bestimmen lassen, es in anderer Weise zu versuchen: den Alba mit einem Heere zu senden und sich zunächst der Fürsten zu bemächtigen, sie als Haupturheber der Bewegung zu strafen und so dem in Schrecken gesetzten Volke seine Führer zu entreißen. Der in Aussicht gestellten Uebereinkunft Philipps gedenkt Goethe nur sehr nebensächlich. Auch läßt er die Regentin keinen Versuch machen, die Ankunft Albas zu hintertreiben, da sie weiß, der König sei von seinen Räthen ganz umstrickt; gleich bei der Ankunft Albas, dem sie jedenfalls weichen müsse, hat sie sich entschlossen, ihre zum bloßen Schein herabgesunkene Stelle niederzulegen, wie sie sich denn auch in der Stille entfernt. Goethe bedurfte eines raschern Fortschritts der Handlung; auch tritt Albas wilde Gewaltthätigkeit dadurch in ein schärferes Licht, daß die Regentin sofort davon geht, weil sie nicht Zeugin seines blutigen Regiments sein will. Unmittelbar nachdem der eben angekommene Alba das Volk durch seine strengen Befehle und die Niedersetzung des Zwölferrathes in düstere Angst versetzt hat, läßt er, damit Schlag auf Schlag falle, Egmonts Gefangennehmung erfolgen, während die Geschichte berichtet, Alba habe sich anfangs gegen Egmont und die übrigen Fürsten höchst freundlich und zuvorkommend bewiesen, um deren ganzes Zutrauen zu gewinnen und andere anzulocken,

wie denn Hoorne wirklich in diesem Netze gefangen wurde. Den Grafen Hoorne mußte Goethe ganz aus dem Spiele lassen, um die Handlung zu vereinfachen und die Theilnahme nicht zu spalten; dagegen läßt er seinen Alba noch die Hoffnung hegen, sich zugleich mit Egmont auch Oraniens, des gefährlichsten Feindes, zu bemächtigen; dieser flieht erst nach Albas Einladung aus den Niederlanden, während er in Wirklichkeit schon vor Ankunft des spanischen Blutherzogs sich entfernte. Egmonts Abführung nach Gent und die mehr als neun zwischen der Verhaftung und Hinrichtung liegenden Monate konnte der Dichter unmöglich gebrauchen, da Alba rasch und rücksichtslos vorschreiten muß, auch eine so lange Zwischenzeit im Drama keine Stelle findet, ja Alba mußte ohne gerichtliche Verhandlung gleich das Urtheil sprechen.

Sind die bisher aufgeführten Abweichungen von der Geschichte durch die gebotene Vereinfachung veranlaßt, so floß eine Reihe anderer aus der dichterischen Auffassung des Helden. Strada zeigt uns den Egmont als einen heitern, vom Selbstbewußtsein seines Werthes erfüllten, aber dabei schwachen und lenksamen Mann, der, wenn er auch dem Volke wohl will und auf die Rechte der Niederländer mit Stolz blickt, doch gern sich der Gnadensonne der Majestät zuwendet, um in ihren Strahlen zu glänzen, und tritt er zuweilen in Gegensatz zur Regierung, so bestimmt ihn hierzu mehr der Wunsch, sein Ansehen und seine Würde dieser gegenüber zu bewähren, als daß er im Ernst die Freiheiten des Volkes gegen jede Beeinträchtigung zu wahren bestrebt wäre. Allen möchte er gern gefallen, von allen geehrt und bewundert sein; so zeigt er sich dem Volke geneigt, wozu ihn die Leutseligkeit und Offenheit seines Wesens besonders geschickt

machen, aber auch am Hofe will er strahlen und unter den politischen Sternen erster Größe seinen Platz einnehmen, ja er fühlt sich glücklich, als sein Nebenbuhler Oranien sich entfernt hat. Dabei sehen wir ihn auch auf äußere Vortheile bedacht, was einem Familienvater mit elf Kindern freilich wohl ansteht, aber dem Bilde des freisinnigen Helden einen etwas wunderlichen Anstrich gäbe. Ein solcher schwankender Charakter konnte dem Dichter nicht genügen, er mußte sein Bild verklären, ihn zu einem von schönster Menschlichkeit getragenen, mit reinster Sinnlichkeit und edelstem Herzen begabten Helden machen, den der Glanz des Hofes nicht besticht, der fest und streng an den heiligen Rechten der Niederländer hängt, aber auch von inniger Verehrung der Majestät des Königs durchdrungen ist, welche keiner Niederträchtigkeit fähig sei, sich nimmer vermessen könne, gewaltthätig das Recht zu beugen. Dieses feste Vertrauen, dieser rührende treue Glaube hält ihn zurück, obgleich er weiß, daß der Spanier nur darauf sinnt, die ihm verhaßten Niederländer unter die Füße zu treten. Bei Strada tritt neben Egmonts Sorglosigkeit und seinem Vertrauen auf die Güte und Gerechtigkeit des Königs die Anhänglichkeit an den Hof, wo er gern glänzen möchte, als bestimmender Grund zum Verweilen in der Hauptstadt hervor, ja er wird dadurch seinen frühern Verbündeten ganz entfremdet. Nach Meteren soll er gar geäußert haben, er könne nicht aus dem Lande gehn, da er keine Mittel habe, anderswo mit allen seinen Kindern standesgemäß zu leben, er müsse ganz dem König anhängen, ohne dessen Geneigtheit er nichts vermöge. Wie natürlich wir auch eine solche Betrachtung an dem geschichtlichen Egmont finden mögen, sie würde uns völlig das ritterlich heldenhafte Bild entstellen, bei welchem wir nicht an die gemeine Noth

des Lebens erinnert sein wollen. Goethes Egmont, den Helden von St. Quentin und Gravelingen, darf nur sein gutes Bewußtsein in Brüssel zurückhalten, sowie die feste Ueberzeugung, daß die Majestät keines Rechtsbruches fähig sei, er nur vom König selbst und den Rittern des goldenen Vließes gerichtet werden könne, endlich der glühende Trieb, die Rechte seines Vaterlandes männlich zu vertheidigen, die gerechte Sache nicht aus Furcht im Stiche zu lassen. Nicht blinde Leichtfertigkeit und eitles Selbstvertrauen umnebeln seine Seele; nur das schöne Gefühl, daß die Grundlage jeder starken Monarchie das Recht sei, daß die Majestät sich nicht durch Wortbruch und höhnende Rechtsverletzung schänden dürfe, dieses ist es, was ihn jeder Warnung verschließt, ihn überall sich frei und offen äußern läßt und trotz des noch so dringenden Verdachtes ihn im Glauben an seine heilig gewahrte Sicherheit unerschüttert aufrecht hält. Aber Schiller hat gerade hierin eine Hauptschwäche des goetheschen Dramas finden wollen.*) Der Dichter zerstöre, behauptet er, den ganzen Zusammenhang von Egmonts Verhalten, indem er ihm Gemahlin und Kinder nehme, deren Glück ihn so geneigt gemacht habe, sich an den schwächsten Ast von Hoffnung zu halten und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Goethe sei dadurch gezwungen, sein unglückliches Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringere dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Uns

*) In seiner Beurtheilung des Stückes im Septemberheft der Literaturzeitung 1788. Von seinem im folgenden Jahre im achten Hefte der Thalia erschienenen Aufsatz „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod" ist nur der Schluß in die Werke übergegangen.

scheint es auch am geschichtlichen Egmont ein schöner, so rührender als wahrhaft ritterlicher Zug, der ihm freilich als Politiker wenig Ehre macht, daß er trotz alles Hinhaltens der Erfüllung des gegebenen Wortes, trotz der traurigen Erfahrung, die er nach seiner madrider Gesandtschaft gemacht, noch immer den Glauben an die Treue der Majestät unerschütterlich festhält. Goethes Egmont hat alle die trüben Erfahrungen noch nicht gemacht, er weiß höchstens von falschen Verdächtigungen, die er vor dem Könige, und wenn es sein müßte, vor dem einzigen Gerichtshofe, den er anerkennt, vor den Rittern des goldenen Vließes, in ihr Nichts auflösen werde. Und wird das Bleiben des geschichtlichen Egmont durch die Rücksicht auf seine Familie etwa verständiger, da er ja fürchten müßte, diese mit sich zu Grunde zu richten, wenn er überhaupt eine Gefahr ahnte! Jener die Pulsader des goetheschen Dramas wunderlich verkennende Vorwurf Schillers floß nur aus seiner Ansicht vom eigentlichen Tragischen des Stoffes, in welchem er „das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gatten“ erkannte: aber unmöglich konnten die hieraus sich ergebenden Szenen den Mittelpunkt eines Dramas des ritterlichen Helden von St. Quentin und Gravelingen bilden. Und doch wirkt dieser Vorwurf und diese arge Verkennung von Goethes dichterischer Absicht noch immerfort. Steht doch bei Hettner zu lesen: „Egmont wird ein Opfer seiner ungezügelten Lebenslust. . . . Er geht lediglich durch seine Sorglosigkeit zu Grunde.“ Er schreibt dem Helden nur übertriebenes Vertrauen zur gerechten Sache des Volkes zu, nicht, was sein ganzes Handeln beseelt, den so oft verhängnißvoll gewordenen Glauben, daß der König nicht sein Wort brechen, nicht das offene Recht frevelhaft beugen

könne.*) Das ist kein Leichtsinn, der aus Leichtlebigkeit entspringt, sondern der Ausfluß eigener Ehrenhaftigkeit und Verehrung des Herrschers von Gottes Gnaden. Und wie Oraniens ängstliche Vorsorge und sein Mißtrauen auf seiner staatsmännischen Einsicht beruht, so geht das Verachten jeder Gefahr aus Egmonts tapferer Ritterlichkeit hervor: wie hätte er feige weichen können aus unwürdiger Angst vor einem Frevel der Majestät!

Um Egmonts Persönlichkeit in ihrer liebenswürdigen Größe und schönen Menschlichkeit mit lebendigsten Zügen auszumalen, erschuf Goethe die wundervolle Gestalt Klärchens**), die zugleich die Handlung mit tiefster tragischer Erregung fortreißt; besonders bildet ihre zu heldenmäßiger Aufopferung bereite Verzweiflung einen höchst wirksamen Gegensatz zu dem eingeschüchterten, sich ängstlich versteckenden, kaum zu athmen wagenden Volke. Schiller freilich gibt unserm Dichter Schuld, er habe aus dem liebenden Familienvater Egmont einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag gemacht, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben werde, zu Grunde richte, dessen Herz er nicht einmal besitzen könne, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, zwar mit dem besten Herzen, zwei Geschöpfe unglücklich mache, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubannen. Aber ist denn Egmonts Liebe nichts mehr

*) Schon Iphigenie spricht von der Würde des Wortes eines Königs, im Gegensatze zu gemeinen Menschen (V, 3, 169—174).

**) Von einer Geliebten Egmonts, Johanna Lavil, die, als sie der Hinrichtung beiwohnte, todt niedergefallen sein soll, fand Goethe nichts in seinen Quellen.

als ein Spiel der Laune, der Unterhaltung, eines vornehmen Prickelns? Wie sollte der heiter und froh Welt und Menschen betrachtende Egmont die begeisterte Neigung, welche das stille, bescheidene Bürgermädchen, von der Allgewalt seiner eben so heldenhaften als rein gemüthlichen Persönlichkeit entzündet, ihm entgegenbringt, mit kaltem Stolze oder nüchtern berechnendem Verstande abwehren können, wie hätte sein von Ehrsucht erfülltes Herz, das die ganze Welt so gern beglücken möchte, sich nicht dieser verehrend zu ihm aufschauenden Liebe freuen, nicht in ihrem Genusse sich vergessen, nicht in ihr den höchsten Lohn seines Edelmuthes finden sollen, den die verworrene, beschränkte Menge nicht rein zu erfassen weiß! Das einfache Naturmädchen hat ihn allein ganz und tief mit dem eindringenden Blicke der Liebe durchschaut; *darum* fühlt er sich in ihren Armen so unaussprechlich glücklich, *darum* leuchtet ihm ihr Auge wie ewiges Leben, *darum* umfängt ihn ihre Stimme wie wonnige Töne einer höhern seligen Welt, welcher er einst angehört, aus welcher nun noch oft süße Erinnerungen wunderbar in ihm auftauchen. Daß Egmont nicht daran denkt, wohin Klärchens aus ihrem bescheidenen Lebenskreise sie herausrückende Neigung sie führen werde, das ist gerade der Charakter jeder die Seele mächtig erfüllenden Leidenschaft, was der Dichter aus eigener Erfahrung, besonders aus seiner sesenheimer Liebe, wußte, und so schön in *Wahrheit und Dichtung* ausgesprochen hat. Und daß Egmont von Brackenburgs Liebe gewußt, ist eine völlig unbegründete Annahme. Er hat sie am Fenster nach ihm blicken sehn, ihre ganze Erscheinung hat ihn so wunderbar angezogen, daß er sie aufsuchen mußte; von ihrer Liebe zu Brackenburg weiß er noch zuletzt nichts, da Klärchen derselben gar nicht gedacht

hat. Wenn Rosenkranz meint, in Egmonts Liebe zum Bürgermädchen werde die Einheit des freien niederländischen Geistes in allen seinen Kindern, hohen wie niedern, anschaulich, so ist dies mehr geistreich als wahr. Egmont, der freie, sorglose, ritterliche Held, kann sich nicht in die Fesseln des ehelichen Lebens schmiegen, aber die reine Liebe eines heldenhaften Mädchens, in dessen Seele sich seine ganze edle Ritterlichkeit, seine ganze Liebe für Recht, Ehre und Freiheit, seine ganze tiefe Neigung für Volk und Vaterland verklärt abspiegelt, reißt ihn mächtig hin, so daß er in ihr des Lebens höchste Seligkeit genießt, gleichsam als Ersatz für die ihm bestimmten Leiden, für den seiner unwürdigen Tod, aus welchem seinem geliebten Volke, wie er es im letzten Augenblick empfindet, die Saat der Freiheit entsprießen wird. Goethes Egmont kann unmöglich, wie sein geschichtliches Vorbild, die letzten Gedanken seiner unglücklichen Familie zuwenden, er kann unmöglich das Erbarmen des Königs anflehn, der schmählich die heiligen Rechte des Volkes gebrochen, die Majestät mit Schande beladen hat: ihm müssen höhere Gedanken aufgehn, er muß das Unrecht gerochen, die Freiheit des in Staub getretenen Vaterlandes durch das mannhaft sich aufraffende Volk gerettet sehn. Hierin findet der Charakter unseres Helden seinen eigentlichen Abschluß, der, wie er als strenger Aristokrat an den Vorrechten der Krone und der Großen hängt, wie er die Majestät als heilig und unverletzlich verehrt, doch die schöne menschliche Freiheit über alles setzt und das schnöde sein Wort brechende, die beschworenen Rechte freventlich verletzende, in blutige Tyrannei ausartende Königthum als außergesetzlich der Wuth des Volkes preisgibt. Er stirbt im frohen Vorgefühl der einbrechenden Rache, der neu errungenen Freiheit des durch seinen

Tod, als den Gipfelpunkt schmählichster Gewaltherrschaft, aufgeschreckten Volkes, das gedrückt, aber nie erdrückt werden kann. Und welcher Hochherzigkeit das Volk fähig sei, das sehen wir gleichsam vorgedeutet in Klärchens begeistertem Heroismus. „Der Dichter muß wissen", äußerte Goethe 1827 gegen Eckermann, „welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont. Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehn und uns wo möglich etwas Höheres und Besseres geben." Aehnlich erklärte er sich später im zwanzigsten Buche von Wahrheit und Dichtung.

Eine glückliche Umgestaltung hat auch Albas natürlicher Sohn Ferdinand erfahren. Wir hörten, wie dieser dem Grafen Hoorne bei der Verhaftung das Schwert abforderte; dasselbe hatte Goethes Alba ihm in Bezug auf Oranien zugedacht. Dagegen ist Ferdinands Bewunderung des großen Egmont und seine Verzweiflung über dessen unabwendbaren Tod eine freie Dichtung; denn der wirkliche Ferdinand folgte ganz den Fußtapfen des Vaters. Viel bedeutender als dieser trat in der Geschichte Albas ältester Sohn Friedrich, Graf von Oscha, hervor, allein Goethe hatte guten Grund, hier Albas natürlichen Sohn vorzuziehen. In Ferdinand spiegelt sich die Heldengröße Egmonts in anderer, aber eben so entschiedener Weise wie in Klärchen, und so sind

beide aus dem Bilde Egmonts gleichsam hervorgewachsen, wie in ähnlicher Art Lerse und Georg aus dem ritterlichen Götz. Aber auch für die Handlung selbst ist Ferdinand, greift er auch weniger als Klärchen ein, von entschiedenster Wichtigkeit. Beim Gespräche mit Egmont im Gefängnisse kommt der letzte Versuch des Helden, dem drohenden Tod zu entgehn, sein bitterer Schmerz, von dem schönen, freundlichen Leben scheiden zu müssen, und die Versöhnung mit seinem unwürdigen Ende zur wirksamsten Darstellung. Vergebens hat Alba diesen seinen Sohn zur Grausamkeit erzogen, er wird in ihm der Welt keinen Henker der Freiheit, sondern einen glühenden Freund des Rechtes und Volksglückes hinterlassen: so wenig darf die Despotie auf Bestand hoffen, da sie den unveräußerlichen Forderungen der Menschenbrust den widernatürlichsten Hohn spricht. Wie schön und groß ist es, daß der wilde, blut- und rachdürstige Mann dem Opfer seines grausamen Despotismus noch wider Willen die Freude und den Trost gewähren muß, nicht einsam zu enden, sondern seine Gefühle in die Brust eines neugewonnenen Freundes auszugießen, der, von innigster Bewunderung von früh an zu ihm hingezogen, seinen schrecklichen Tod als das tiefschneidendste Unglück seines jungen Lebens empfindet. Hettner freilich hält die ganze Szene für unwahr und phrasenhaft. Goethe habe, meint er, da er die Schwäche seines Grundmotivs gefühlt (und dennoch soll er das Stück entworfen und ausgeführt haben!), dadurch seinem Untergang eine tiefere und allgemeinere Bedeutung sichern wollen. Als ob nicht die Gestalt Ferdinands aus der Erwähnung desselben bei Strada sich eben so nothwendig ergeben hätte als die Klärchens, da er den Helden ohne Frau und Kinder darzustellen sich gedrungen sah!

Goethe selbst bemerkte später in seinen Betrachtungen über den Chor*), in unserm Stücke sei die Partie des griechischen Chores unter die beiden Liebenden, Klärchen und Ferdinand, vertheilt, das eigentliche Volk, wie gewöhnlich, ohne Theilnahme. Allein das Volk bildet nicht weniger als diese beiden herrlichen Gestalten einen Abglanz des eben so tapfern als menschlichen Helden, wenn es auch in der Zeit der Noth völlig niedergeschlagen ist, und erst durch die äußerste Gewaltthat an seinem Liebling, wie Egmont es in seinen letzten ahnungsvollen Augenblicken vorschaut, zum verzweiflungsvollen Kampfe gegen den Despotismus sich aufgeregt fühlt. Das Volk soll aber nicht bloß seine Bewunderung des Helden aussprechen, sondern auch, in einer dem griechischen Chore nicht unähnlichen Weise, die Zustände und den Charakter der Niederländer (und der heitere, sorglose, herz- und muthvolle Egmont ist ein Niederländer mit Leib und Seele) uns vergegenwärtigen, aber zugleich die äußere Handlung fortleiten, indem es von den eingetretenen Veränderungen Kunde gibt und die Wirkung schildert, welche Albas Schreckensherrschaft allgemein hervorruft. Goethes Darstellung des lautlosen, öden Zustandes der Hauptstadt am Anfang des vierten Aktes ist ganz frei.**) Der Durchführung der Beschlüsse der trienter Kirchenversammlung, der Aufhebung der von der Regentin bewilligten Linderung (Moderation) und der strengen Erneuerung der Religionsedikte, womit Alba begann, wird hier gar nicht gedacht, weil diese weniger wirksam hervortreten würden,

*) Riemers Mittheilungen II, 551 f.

**) Höchst anziehend ist die Vergleichung derselben mit der gleichfalls freien Schilderung Schillers im vierten Buche seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

dagegen sind andere einschüchternde Befehle Albas angeführt, welche Goethe frei erfunden hat. Die verlockenden Versprechungen, die innersten Hausgeheimnisse zu verrathen, sind von der Inquisition hergenommen. Das traurige Schweigen, in welches das Volk nach Strada durch die Nachricht von der Verhaftung der beiden Grafen versetzt wird, ist am Anfange des fünften Aktes treffend ausgeführt. Strada sagt, nachdem er den Reichthum und den blühenden Wohlstand des Landes und den aufgeweckten Geist des erfindungsreichen Volkes geschildert: „Uebrigens ist es diesem Volke eigen, daß es, wenn es seiner Natur folgen kann, den Trug haßt und nach der Treue und dem Glauben, welche es selbst verdient, andere schätzt. Gunst und Geschenke fesseln sie nicht besonders und nicht lange; meist genießen sie Wohlthaten wie Blumen, welche, so lange sie frisch, angenehm sind. Ebenso vergessen sie erlittenes Unrecht schnell, außer wenn sie sich verachtet sehen, als ob sie dieses leicht ertrügen; dann entflammt ihr Haß unerbittlich . . . Wo es ihre Freiheit zu vertheidigen gilt, da flammen sie übermäßig auf; denn dieser alles andere nachzusetzen halten sie für rühmlich, und sie nähern sich zuweilen der Ausgelassenheit mehr als der Freiheit.“ An einer andern Stelle, bei Gelegenheit der Unzufriedenheit über die neuen Bisthümer und die Einführung der Inquisition, bemerkt Strada: „Zuerst herrschte Niedergeschlagenheit im Volke, dann Frechheit, bald glich es einem Furchtsamen, bald einem in Schrecken Setzenden, wie es durch den Hauch des Adels und das Zuwehen der Ketzer bewegt ward.“ Unser Dichter schildert das niederländische Volk freilich als streng auf seine Rechte haltend, aber im ganzen doch als ruhig besonnen, wenn auch, wie überall in Zeiten des Druckes, manche Schwätzer und Rabulisten unter

der verworrenen Menge leicht Aufregung veranlassen*); gerade dadurch zeigt sich der Gegensatz seiner von Egmont verkündeten begeisterten Erhebung um so schärfer. Wenn Albas Auftreten sie in die schrecklichste Angst versetzt, so spiegelt sich darin die rücksichtsloseste Gewaltthätigkeit desselben. Für Klärchens begeisterten Aufruf zu Egmonts Befreiung gewinnt der Dichter dadurch einen besonders hebenden Hintergrund.

So hat also Goethe den geschichtlich gebotenen Stoff auf das glücklichste benutzt und ihn nur insofern umgestaltet, als es die dichterische Verklärung des Charakters seines Helden und der rasche dramatische Fortschritt forderten. Keineswegs hat er, wie man ihm vorgeworfen, den Egmont so ziemlich zu dem gemacht, was unter gleichen Verhältnissen Wolfgang Goethe selbst gewesen sein würde, vielmehr sein Bild nur von denjenigen Zügen gereinigt, die sein Wesen nicht klar hervortreten lassen, andere hinzugefügt, in welchen sich dieses bedeutsam ausprägt, und es so zu höchster Einstimmigkeit und ergreifendster Wirksamkeit erhoben.

Wenn er Egmont zum rücksichtslos kühnen, freisinnigen Vertreter des von der Tyrannei vernichteten guten niederländischen Rechtes gemacht, aus dessen Blut die Saat der Freiheit auf-

*) Auf diese Schilderung that sich Goethe besonders später etwas zu Gute. Nach der Wartburgfeier (1817) rief er dem Kanzler Müller zu: „Quiconque rassemble le peuple, l'émeut. Ich habe im zweiundzwanzigsten (?) Jahre den Egmont geschrieben und bin seitdem nicht stille gestanden, sondern habe diese Ansichten über Volksbewegung immerfort mit mir sich durchleben lassen. Nun weiß ich wohl, woran ich bin." Das hier gemeinte Auftreten Vansens im zweiten und vierten Aufzuge gehört kaum der frankfurter Zeit an. Das Volk wird aber nicht bloß von diesem aufgeregt, es empfindet das ihm offen zugefügte Unrecht, das es endlich in den ruhmvollen Kampf gegen den Unterdrücker treibt.

schoß, so hat er hier die geschichtliche Wahrheit nur dichterisch verklärt, nicht mit dramatischer Willkür sie umgestaltet; den überlieferten Kampf gegen die frevelhaft die Rechte des Volkes unterjochende Tyrannei hat er in seinem Kern erfaßt. Mit Recht äußerte er selbst im Jahre 1825 gegen Eckermann, er habe sich treu an die Geschichte gehalten und nach möglichster Wahrheit gestrebt. Man kann mit Fug sagen, sein Stück sei wahrer als die Geschichte selbst. Nachdem in England John Lothrop Motley in seinem großen Werke Rise of the Dutsch Republik und in Holland Johann van Vloten in der Schrift Nederlands Opstand tejen Spanje die Geschichte des Abfalls der Niederlande in urkundlicher Weise der Wahrheit gemäß dargestellt hatten, war es einem Deutschen, M. Koch, („Untersuchungen über den Aufstand der Niederlande"), vorbehalten, die Partei des spanischen Despoten zu vertreten. Der Vorschlag der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, Egmont und Hoorne ein Denkmal zu errichten, rief im Gemeinderath der Hauptstadt die äußersten Parteien zu scharfem Widerstande heraus, da die einen es den beiden Grafen Schuld gaben, daß sie sich nicht entschieden mit Oranien gegen Philipp erhoben hätten, die andern das an ihnen vollzogene Urtheil für vollkommen gerecht und beide für Aufrührer erklärten. Hiergegen erhob sich sofort Theodor Juste in einem an die Akademie gerichteten Schreiben. Drei Jahre später trat er mit der ausgezeichneten Schrift auf: Le Comte d'Egmont et le Comte de Hornes (1552—1568). D'après des documents authentiques et inédits, welche den urkundlichen Nachweis liefert, daß Egmont eben alles glücklich vermittelt hatte, als Alba anlangte, und daß der gegen die verrätherisch gefangen genommenen

Grafen geführte Prozeß den Landesgesetzen und allem Rechte zuwider lief. Beide fielen nicht als Aufrührer, sondern als Vertheidiger der verfassungsmäßigen Rechte ihres Vaterlandes, als Vorkämpfer der Religionsfreiheit, wenn sie sich auch nicht, wie Oranien, für den Protestantismus erklärten. So übte denn das niederländische Volk nur eine heilige Pflicht, wenn es ihnen am Orte, wo ihr Blut geflossen, das verdiente Denkmal nach drei Jahrhunderten errichtete. Schöner und unvergänglicher aber ist die edle Dichtung, in welcher Goethe das Bild des Grafen Egmont mit treuer Beibehaltung der wesentlichen Grundzüge seines Charakters und seines von reiner Vaterlandsliebe beseelten Wirkens so wundervoll verklärt hat.*)

*) Prof. Maurenbrecher bemerkte in seinem Vortrag über Egmont und Oranien (nach der „Chronik des wiener Goethevereins" 1890 Nr. 4), Goethes Auffassung der Geschichte in unserm Stücke sei im großen und ganzen auffallend richtig, was sich daraus erkläre, daß er in Strada eine sehr gute Quelle gehabt der wichtigste Unterschied bestehe darin, daß Egmont, der eine Nebenfigur gewesen, hier zur Hauptfigur geworden. Aber dadurch wird Oranien nicht in den Hintergrund gedrängt, er ist auch bei Goethe der politische Leiter der ganzen Bewegung. Daß Oranien eigentlich im Sinne hatte, die Niederlande wieder in das deutsche Reich einzufügen, was Maurenbrecher wohl mit Recht annimmt, hätte im Drama von Egmonts Ende zur Seite gelassen werden müssen, wenn auch Goethe daran geglaubt hätte. Dieser hat hier die überlieferte Geschichte zu einer dichterischen Gestalt erhoben, wobei er alles benutzte, was diesem Zwecke entsprach, und darin hat er hier, wie in andern Fällen, wo er einen überlieferten Stoff behandelte, wie in Götz und Tasso, ungemeine Feinheit bewiesen, seine Quellen gründlich ausgenutzt.

IV. Entwicklung und Ausführung.

Erster Aufzug.

Hier treten uns die Stimmung der niederländischen Provinzen, die Stellung des Adels, besonders Egmonts und Oraniens, gegen den König und die Regentin, das Selbstvertrauen und die Gewißheit des sorglos und heiter das Leben genießenden Helden, daß er persönlich nichts zu fürchten habe, lebendig entgegen; zugleich wird die Handlung eingeleitet. Die durch den eben in Flandern ausgebrochenen Bildersturm heftig aufgeregte Regentin beruft sogleich den Staatsrath. Der Bericht, den sie darauf an den König sendet, läßt uns die strengsten Maßregeln gegen die Provinzen fürchten. In Antwerpen gährt es; auf Befehl der in Furcht gerathenen Regentin wird das Schloß stark besetzt. So sehen wir gespannt der Entwicklung der Dinge entgegen; unsere Sorge für Egmont ist erwacht, ja die Regentin selbst, wie erbittert sie auch auf ihn ist, kann ihre Furcht für ihn nicht verhehlen.

Erster Auftritt. Armbrustschießen.*) Des niederländischen Volkes Lust und Stimmung tritt in einem äußerst belebten Bilde hervor. Wir sehen, wie die Augen der

---

*) Es ist hier Bezeichnung des Ortes, wo das Schießen stattfindet. In Schillers Theaterbearbeitung steht: „Freier Platz vor der Stadt."

freien Niederländer, die, über die Religionsbedrückungen höchlich mißstimmt, dem Könige noch weniger als der an dessen strengen Willen ganz gebundenen Regentin zugethan, auf Egmont voll Liebe und auf Oranien voll Vertrauen hingerichtet sind. Die Gesinnungen des Volkes sprechen sich gleich bei dem volksthümlichen Spiele*) und dem das Herz lösenden Weine in offenster Weise aus. Der knappe, bezeichnende, rührige Volkston ist wundervoll getroffen, wozu manche Abweichungen von der strengen Sprachregel geschickt verwandt sind. Das Schießen ist ein Königsschießen; denn der freie Niederländer ist dennoch königlich gesinnt, nur verlangt er, wie wir hier sogleich vernehmen, die strengste Aufrechterhaltung der Gewohnheiten und Rechte der einzelnen Provinzen. Strada bemerkt, Karl V. habe es aufgegeben, die Provinzen zu einem Reiche zu verbinden, weil sie durch Sitten, Sprache, Einrichtungen und gegenseitige Eifersucht zu sehr von einander geschieden gewesen, so daß keine Provinz einer andern nachgegeben, keine fremde Gesetze als Verbesserung angenommen haben würde.

Mit den Bürgern, von denen hier zwei hervortreten, neben dem selbstgefällig räsonnirenden Schneidermeister der gemäßigtere und tüchtigere Krämer, stehen die niederländischen Soldaten in bestem Vernehmen. Von den Soldaten erscheinen zwei aus den kräftigsten niederländischen Provinzen, ein Holländer und ein Friesländer, von denen der alte, taube Invalide Ruysum zuletzt bei St. Quentin unter Egmont gefochten, während der noch jetzt unter ihm dienende, ihm nach

*) Meteren bemerkt, überall in den Niederlanden übten sich die Gilden an gewissen Feiertagen in den Waffen, wobei er unter andern die Schützen mit den Armbrüsten und den Handbogen nennt.

Flandern gefolgte Buyck von Gravelingen zu erzählen weiß.*) Der letztere, der heute Schützenkönig werden, und dann zum Danke für die so lange hier genossene Freundschaft seine Genossen gern tüchtig bewirthen möchte, unterhandelt mit dem Krämer Soest (der Name wird, wie der der westfälischen Stadt, Soſt gesprochen), der einen ausgezeichneten Schuß, drei Ringe ins Schwarze, gethan, wegen der Hälfte des Gewinnes, sollte er selbst weniger gut schießen: er trifft aber noch besser.**) Der alte Invalide meint, Buyck schieße wie sein Herr Egmont, was dieser nicht zugeben kann, da dieser immer die Mitte treffe. Uebrigens gleicht dieser auch Egmont in seiner heitern Freigebigkeit. Der Schneider erhebt einen für das Halten der Niederländer auf alte Gebräuche bezeichnenden, leicht beseitigten Einspruch.***) Bei dem Hoch auf den Schützenkönig tritt der Bürger Widerwille gegen König Philipp glücklich hervor, dessen unfreundliches Wesen im Gegensatz zu seinem Vater Karl V. sie schildern.†) Hier

*) Vgl. S. 18. Beim Anfange der Beschreibung der Schlacht von Gravelingen ist, zum Theil wörtlich, Meteren, vom Eingreifen der Schiffe an in freierer Weise Strada benutzt.

**) Gemüthlich scherzend, er werde den besten Schuß thun, ruft er dem Pritschmeister zu, der lustigen Person mit der Pritsche, die dem Sieger ihre komische Reverenz macht, wie sie das ganze Spiel mit ihren Possen begleitet. Allein des Pritschmeisters wird in der szenarischen Bemerkung gar nicht gedacht, auch nicht in der ausführlichern von Schillers Theaterbearbeitung. Demnach muß der Ausdruck wohl als komische Redensart gefaßt werden: vor seinem Schusse würde der Pritschmeister, wäre er da, seine Reverenz machen müssen. — Mit den Worten „Wäre Meister (schon der Name Meister wäre) zu viel" lehnt er den Namen König ab. Vgl. oben Jetters „Meister und König dazu!"

***) Wo es gedeiht, wo es sich wohl findet, da es willkommen ist.

†) Goethe folgt hier Strada. Dieser bemerkt, Karl sei leicht zugänglich und gesprächig gewesen, habe sich wie ein Privatmann herabgelassen, da er seiner

tritt denn auch der Wunsch hervor, daß Egmont, ein echter Niederländer, Regent geworden sein möchte. Ihm gilt Buycks Hoch, der als Schützenkönig die erste Gesundheit auszubringen hatte. Nachdem die Soldaten der siegreichen Schlachten von St. Quentin und Gravelingen begeistert gedacht haben, stimmen alle in das Hoch auf den großen Egmont ein, dem man den jetzigen Frieden zu danken habe. Aber auch die Regentin dürfen sie als gute Unterthanen nicht vergessen; Soest, der den zweitbesten Schuß gethan, bringt das Hoch auf sie aus. Erkennt man auch diese selbst als klug und mäßig an, so äußert sich doch die Mißstimmung, daß sie den Willen des Königs durchführen muß.

Als Hauptpunkte der Mißstimmung werden die neuen Bischöfe und die Verfolgung der Andersgläubigen hervorgehoben. Die Vermehrung der vier Bisthümer auf achtzehn*) war nach Strada nicht nur den bestehenden Bischöfen höchst unangenehm, sondern auch dem Adel, den Mönchen und Aebten und allen, welche an den alten Vorrechten festhielten, da die Einkünfte derselben meist aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen wurden, über die der König nicht zu verfügen hatte. Mit besonderer Erbitterung wird des Verbotes gedacht, die französischen Psalmen zu singen, die mit den calvinischen Predigern nach den Niederlanden gekommen waren.**) Der

Majestät überall versichert gewesen, und wie er sich in alle Zustände leicht zu finden gewußt, ein Niederländer unter Niederländern geworden. Auch der Thränen der Niederländer bei Karls Abdankung gedenkt Strada. Von Philipp sagt dieser, er habe wenig und nur spanisch gesprochen, öffentlich zu erscheinen vermieden und an seiner spanischen Kleidung nichts geändert.

*) Nach Meteren nennt Goethe richtig vierzehn.

**) Seit 2 fehlten in der Rede Jetters, in Folge des Ueberspringens vom ersten singen auf das zweite nach „Psalmen nicht singen", die Worte: „Sie

von den Calviniſten hochgehaltene Theodor Beza (de Bèze) hatte 1563 die von der pariſer Sorbonne beanſtandete franzöſiſche Ueberſetzung von Clement Marot zu Ende geführt und mit Sangweiſen ausgeſtattet; dieſe wurde von den Calviniſten zu Genf mit größtem Eifer aufgenommen.*) Auch der gleichfalls verbotenen Predigten der Lutheraner wird gedacht, die friſch eingreifend und allgemein verſtändlich ſeien und ſich immer an die Bibel ſelbſt hielten. Strada berichtet, bei Antwerpen hätten 13000 bis 16000 Menſchen einer ſolchen Predigt beigewohnt.

Hat das abgelehnte Hoch auf den König die ganze politiſche Unterhaltung hervorgerufen, ſo bricht Buyck dieſe ab, indem er ein Hoch auf Oranien vorſchlägt. Der Schneidermeiſter, der es ausbringt, bezeichnet ihn als einen rechten Wall. Ruyſums verſuchtes Hoch auf die Soldaten und den Krieg findet bei den Bürgern Widerſpruch, dagegen ſtimmen alle in die bürgerliche Geſundheit auf Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit ein. Glücklich wird der Streit über die ſoldatiſche Geſundheit durch Soeſts Neckerei gegen Jetter belebt.**) Der politiſche Räſonneur, der Schneidermeiſter, der in ſeinem Hauſe, wo er ſeine Weisheit am beſten bewähren könnte, nicht zu herrſchen weiß***), tritt hier in ſeiner ärmlichen Philiſterhaftigkeit hervor,

---

ſind wahrlich gar ſchön in Reimen geſetzt, und haben recht erbauliche Weiſen. Die ſollen wir nicht ſingen.“ Das Verſehen iſt erſt von mir verbeſſert, wie auch ſpäter in Jetters Rede das zwiſchen und bei ſeit 2 ſtehende dort von mir geſtrichen worden. — Statt ſumme hatte Goethe hier humme und III, 2 hummend geſchrieben.

*) Ins Deutſche wurden ſie von Ambroſius Lobwaſſer überſetzt und in Deutſchland und der Schweiz geſungen. Vgl. Goethes Wanderjahre III, 5.

**) Vexir' er ſich, laſſe es mich zu vexiren.

***) Die Zwiſchenrede Soeſts „Drum muß“ und Jetters Worte „Ja es

im Gegensatz zu dem verständigern Krämer, der weiß, was der wahre Bürger will und soll, daß dieser auch selbst in Waffen geübt sein muß.

Zweiter Auftritt. Palast der Regentin.*) Ist uns bisher das Ansehen und die Liebe Egmonts beim Volke, bei Bürgern wie bei Soldaten, lebhaft entgegengetreten, so vernehmen wir hier die Meinung der Regentin von ihm im Augenblick höchster, ihr Innerstes ungescheut verrathender Aufregung, indem diese uns von einem Ereignisse in Kenntniß setzt, welches, da es nur die höchste Erbitterung des Königs hervorrufen kann, für die Niederlande die schwersten Folgen haben muß. Die hier in Jagdkleidern erscheinende Regentin war nach Strada der Jagd so leidenschaftlich ergeben, daß man sie gewöhnlich die Jägerin nannte und sie im Jagdkleid abmalte. Die Sorge, wie Philipp die Kunde vom Bilderſturm aufnehmen werde, hat sie so aufgeregt, daß sie die befohlene Jagd abbestellen und ihren Geheimsekretär Machiavell kommen läßt, um zu erfahren, ob der Bericht an den König vollendet sei, dessen ausführliche Darstellung einzuschärfen und zugleich ihre Brust durch rücksichtsloses Aussprechen ihrer Sorge gegen ihn zu erleichtern. Es ist dies eine

übt sich, wer Frau und Kinder hat", ist von Goethe, noch während er die Szene schrieb, am Ende der Seite nachgetragen worden. Ursprünglich folgte „Und doch höre ich" als Schluß der Rede Jetters unmittelbar auf „Es geht uns auch so." — Ueber die Entfernung der spanischen Besatzung von 3000 Mann vgl. S. 20.

*) Offenbar ist hier der Audienzsal gemeint, aber nicht III, 1. Diese unbestimmte Bezeichnung der Szene geht im Egmont durch. So werden Egmonts Wohnung II, 2, der luilemburgische Palast III, 2, auch statt des Wohnzimmers von Klärchens Mutter zuerst einfach Bürgerhaus (I, 3), dann Klärchens Wohnung oder Haus (III, 2. V, 3) als Szene genannt.

höchſt glückliche Erfindung, um ſie zu einer lebendigen Schilderung des Bilderſturms zu veranlaſſen. Den Macchiavell oder, wie Goethe nach Strada ſchreibt, Machiavell (der erſte Theil des Wortes iſt macchia), ſandte die Regentin, wie wir hörten (vgl. S. 36), nach Albas Ankunft an den König, um ihre Entlaſſung zu erwirken. Strada bezeichnet den Machiavell als Höfling. Daß Goethe dieſem die ſcharfe Auffaſſung und den feinen Blick eines freiſinnigen Staatsmanns gab, folgte aus dem Gegenſatz zur ungewiß ſchwankenden Regentin; dennoch dürfte der Dichter dabei an den freilich bereits 1527 verſchiedenen florentiniſchen Geſchichtſchreiber gedacht haben, da er Machiavell ſelbſt ſagen läßt, die Regentin habe oft im Scherze geäußert, er ſollte Geſchichtſchreiber werden. Margareta muß fürchten, der König werde den Bilderſturm, vor dem ihr eigenes treukatholiſches Herz zurückbebt, ihrer Güte und Sanftmuth Schuld geben, obgleich ſie ſich bewußt iſt, das Räthlichſte gethan zu haben. Auch jetzt noch hofft ſie von der Strenge nichts, und ſo ſieht ſie ſich der Zukunft gegenüber durchaus rath- und hoffnungslos. Am Schluſſe ihres Selbſtgeſprächs muß ſie ihre Ohnmacht mit dem bitterſten Gefühle verletzten Herrſcherſtolzes ſich entſagungsvoll geſtehn.

Machiavell hat den umſtändlichen Bericht an den König über den Bilderſturm ſchon abgefaßt, wovon er, um die Regentin, welche ihren Eifer in der Sache dem Könige deutlich beweiſen möchte, zu beruhigen, einen Abriß gibt. Dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, uns dieſen Ausbruch fanatiſcher Wuth lebhaft vorzuführen, und ſetzt nicht nur der Regentin Furcht ins Licht, ſondern auch das Entſetzen und die Rachegedanken, welche in dem finſtern Philipp dadurch erregt werden müſſen. Die

Schilderung ist, wie auch die bei Schiller, zum Theil wörtlich, aus Strada genommen.*) Da die Regentin den Machiavell auffordert, ihr seine Meinung über die Sache zu sagen, so tritt dieser nach einer hofmännischen Verwahrung mit seiner gerade durch die neuesten Vorfälle bestätigten, oft geäußerten Ansicht hervor, daß nur Duldung die Ruhe herstellen könne**), welcher Margareta den entschiedenen Willen ihres königlichen Bruders entgegensetzt, der auf eifrigste Verfolgung der Ketzer dringe.***) Als aber Machiavell auf der Unmöglichkeit besteht und an den wahren Beruf eines Herrschers über Bürger zweierlei Glaubens erinnert, zieht sie sich, da sie im Grunde des Herzens ihm Recht geben muß, mit einem Verweise seiner Kühnheit, auf die Sorge für die Erhaltung der reinen Lehre als heiligste, über alles gehende Pflicht gegen Gott zurück. Machiavell, der selbst, wie die Regentin weiß, der neuen Lehre nicht abgeneigt ist (so mächtig hat diese sich verbreitet)†), muß sich entschuldigend abbrechen.

---

*) Nach Verwich nennt Strada noch mehrere bei Courtray liegende Orte, die Goethe wohl wegließ, weil er deren französische oder niederländische Namensformen nicht kannte. Statt um St. Omer stand seit 1a irrig zu St. Omer.

**) Ihr Wort: „Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können", deutet auf die Folgen, welche die Verbreitung der neuen Lehre für das Land, das Auftreten Egmonts für diesen selbst, der Bilderstürm auf ihre eigene Stellung haben werde, da er den König zu gewaltsamer Unterdrückung mit Heeresgewalt veranlassen werde. — Ein Wort für tausend, eine lebendige Wendung statt „um nicht viele Worte zu machen".

***) Goethe benutzt hier Stradas Erzählung, der König habe der Regentin oft angegeben, wie sie einzelne Ketzer aufheben könne, habe deren Aufenthalt ihr verrathen, ja genaue Verzeichnisse derselben geführt, mit Angabe ihres Standes, ihrer Umgebung, ihres Alters und ihrer Person.

†) Machiavell nennt zuerst die Kaufleute, deren Strada mehrfach als Hauptträger der neuen Lehre gedenkt, da sie von deutschen Kaufleuten angesteckt gewesen.

Mit einer leichten Wendung bringt sie die Rede auf Egmont, dessen gleichgültiges und leichtsinniges Betragen sie, bei aller sonstigen Schätzung des Mannes, nicht billigen kann. Noch heute hat er ihren tiefsten Unwillen erregt durch seine nach Strada (vgl. oben S. 29) berichtete Antwort, welche aber gerade Machiavell auf die gerechten Klagen der Niederländer führt, die sich nicht von den Spaniern überall verdrängen lassen wollten. Die Regentin fühlt, dieser Vorwurf treffe sie mit*), da ja auch Oranien und Egmont auf ihre Stelle Anspruch gemacht, und sie enthält sich nicht der Andeutung, wie bedenklich ihr gerade die Verbindung dieser beiden sei. Nachdem sie kurz ihre Furcht vor Oraniens geheimen Plänen ausgesprochen, verweilt sie länger bei Egmont, und zwar zunächst bei dem äußern Scheine, den dieser sich gebe, als ob er der Herr sei, der zu gebieten, nicht zu gehorchen habe. Die stolze, freie Haltung des Mannes**), an dem aller Herzen hängen, ist ihr zuwider. Sie unterläßt nicht, auch seine eitle Lust an dem Namen Graf Egmont auf das übelste zu deuten. Vgl. oben S. 17*. Will sie auch Machiavells Bürgschaft für die Treue Egmonts gelten lassen, so kann sie doch über den Schaden sich nicht zufrieden geben, den dieser jedenfalls der Sache des Königs thue, was man ihm bei Hofe gewiß nicht verzeihen werde. Hierbei gedenkt sie der durch Egmont aufgebrachten Livreen, die man früher in den Niederlanden

*) In Machiavells Worten „und wollte, ich könnte" ist die Weglassung des ich vor wollte hart. — Im folgenden „wenn du so willst", steht wollen von der Ansicht, dem Denken.

**) Vgl. Stradas Beschreibung oben S. 22. Goethe hatte im Jahre 1769 den korsikanischen Freiheitshelden Paoli in Frankfurt gesehen, den er als einen schönen schlanken, blonden Mann, voll Anmuth und Freundlichkeit schildert.

gar nicht gekannt habe. Vgl. oben S. 23. Zuletzt kommt sie auf sein freies herrisches Betragen zurück, das für sie als Regentin, der er sich unterordnen sollte, höchst beleidigend sei: aber sein Adel und sein goldenes Vließ machten ihn übermüthig; ja sie gibt ihm Schuld, daß er nur, um seinen Einfluß zu zeigen und sich beim Volke beliebt zu machen, der Regierung manche Verlegenheit schaffe, und im Grunde sei er auch die erste Ursache dieser neuesten schrecklichen Vorgänge. Ihre verletzte Eitelkeit will ihn denn diesmal auch nicht schonen*); er und Oranien, den sie von Antwerpen beschieden hat, sollen in dem Staatsrath ihre Meinung vernehmen. So sehen wir die Regentin auf Egmont eifersüchtig erbittert, und zugleich die Gefahr angedeutet, welche diesem vom Könige drohe, wobei manche Züge uns den Helden lebhaft vergegenwärtigen. Der Auftritt schließt mit der Aufforderung, schnell den treuen Vasca (der Name ist von Goethe erfunden, was auffallend, da wir bei Strada noch einem Sekretär der Regentin namens Berti begegnen) nach Madrid zu senden.**)

Dritter Auftritt. Bürgerhaus.***) Vom Hofe der Regentin führt uns der Dichter zur stillen Bürgerwohnung von Egmonts Geliebter, und gibt uns in der Entwicklung

---

*) In Goethes Handschrift steht nach Machiavells letzten Worten noch: „(ab). Margareta allein", was er aber später strich, und den darunter frei gelassenen Raum durch eine Schlangenlinie ausfüllte. Es sollte also ursprünglich noch ein Selbstgespräch Margaretens folgen; etwa auch die in diesem Auftritt angedeutete Staatsrathssitzung selbst, da Goethe zwischen der Niederschrift dieses und des folgenden Auftritts eine Pause gemacht haben könnte.

**) Laß mich nur, wozu gewähren oder machen gedacht wird, wie man englisch sagt let me alone, französisch laissez moi faire.

***) Vgl. oben S. 64*.

der ganz hingegebenen Liebe Klärchens*), wie auch der unendlichen Liebenswürdigkeit und der reinen, aller Standes- und Geburtsvorzüge sich entäußernden Menschlichkeit Egmonts, des Helden von St. Quentin und Gravelingen, ein anziehendes Bild. In lebendigster Weise tritt uns die von Sinnlichkeit freie, heldenhafte Liebe Klärchens zum Helden hervor, dessen liebenswürdiges, edles und freies Wesen das stille, bescheidene Mädchen ganz aus sich selbst gerückt hat. Der Gegensatz zwischen dem frühern beschränkten Glücke, wo sie an Brackenburgs Seite sich ganz zufrieden fühlte, sie so scheu vor sich hinlebte, und ihrer jetzigen, alle andern Rücksichten ausschließenden begeisterten Liebe für den einzigen Mann, dem sie überall, wie sie ihrer Mutter gesteht, folgen**), den sie an den Hof, zur Schlacht begleiten möchte, tritt höchst wirksam hervor.

Wir finden die alte Mutter und den unglücklichen Liebhaber jetzt in traurigster Stimmung, während sie vor kurzem noch so hoffnungsvoll in die Zukunft geschaut. Brackenburg fühlt, daß Klärchens Liebe ihm geraubt sei, und doch kann er nicht von ihr lassen, wie schmerzlich ihn auch ihr Anblick trifft. Sonst war es so lustig hier, daß es immer was zu lachen gab, besonders fehlte es nicht an heitern Liedchen. Auch jetzt läßt sich Klärchen durch die Mutter zum Singen bestimmen, aber ihr Leibstückchen,

*) Die Geliebte heißt hier in der Personenbezeichnung Clare, was sich aus der ersten Bearbeitung erhalten zu haben scheint, später durchweg Clärchen, wie auch hier in der szenarischen Bemerkung und im Munde der redenden Personen, sowie im Personenverzeichniß. In ähnlicher Weise wechseln in Goethes Faust Margarete und Gretchen.

**) Könnte immer mit ihm gehn. Seit 2 fehlte das nothwendige ihm, das ich hergestellt habe.

das ihr ans Herz gewachsen, seit Egmonts Liebe sie beglückt, ist jetzt ein Soldatenliedchen, welches das sehnsüchtige Verlangen des Mädchens ausspricht, ihrem Geliebten folgen, den Sieg an seiner Seite erringen zu dürfen. Brackenburg, der mit ihr singt, wird durch die leidenschaftliche, ihm nicht geltende Glut ihres Gesanges und den Blitz ihrer Augen innerlich vernichtet, so daß er vor Thränen das Lied nicht aussingen kann, den Klärchen beim Wickeln gehaltenen Strang fallen läßt und ans Fenster tritt, um seine Bewegung zu verbergen. Der Dichter hat hier eine sehr passende Auskunft gefunden, Brackenburg auf kurze Zeit zu entfernen und zugleich das Fortschreiten der äußern Handlung anzudeuten, wovon Brackenburg bald berichten soll.

Während seiner Abwesenheit tritt uns in dem lebhaft bewegten Gespräche zwischen Mutter und Tochter Klärchens Verhältniß zu Brackenburg, ihre Verbindung mit Egmont und die leidenschaftliche Glut, mit welcher sie an dem einzigen Manne hängt*), anschaulich vor die Seele. Der zurückkehrende Brackenburg berichtet von dem Tumult in Flandern, dessen Verbreitung die Regentin fürchte, weshalb sie das Schloß besetzen lasse; auch gedenkt er der Aufregung in der Stadt und der Versammlung der Bürger an den Thoren. Daß er nichts weiter zu berichten weiß, und wenig Antheil daran verräth, ist bei dem verzweifelten Liebhaber eben so erklärlich, als daß er einen

*) Den Holzschnitt und die Beschreibung. Auf dem Holzschnitt der Schlacht von Gravelingen fanden sich die Hauptpersonen und Hauptpunkte mit großen Buchstaben bezeichnet, die auf die unten stehende Erklärung hindeuteten. Holzschnitte dieser Art waren sehr verbreitet. Wir haben uns diesen Holzschnitt wohl auf dem ersten Blatt einer Historie, einer Geschichtserzählung, einer „Zeitung", wie sie Brackenburg auch Klärchen mitbringt, zu denken. — Die Worte „wenn sie von ihm erzählen" schrieb Goethe nachträglich über die Zeile.

Vorwand sucht, sich zu entfernen, weil ihn Klärchens Nähe so bitter an den Verlust seines einzigen Glücks erinnert, und doch drängt es ihn, da die Geliebte, die keine Hoffnung in ihm nähren mag, ohne weiteres sich entfernen will, beim Scheiden ihre Hand zu verlangen, aber sie glaubt ihm diese heute verweigern zu müssen und vertröstet ihn auf morgen. Wie leid es ihr auch thut, dem guten Menschen seinen besten Trost zu rauben, sie mag ihn nicht über ihr Verhältniß täuschen, das von ihrer Seite jetzt ein schwesterliches geworden; sie will ihm so freundlich sich bezeigen, als es möglich, ohne seiner Liebeshoffnung zu schmeicheln.

Als Brackenburg allein ist, spricht er die tiefste Verzweiflung seiner hoffnungslosen Liebe aus. Schon einmal hat er es versucht, sein Leben zu enden, und lebhaft fühlt er, daß er es nicht lange mehr ertragen kann*); bereits hat er ein rascheres Mittel, sich vom verhaßten Leben zu befreien**), aber noch immer winkt ihm ein Hoffnungsschimmer, ihre Liebe, die einst sein ganzes Wesen so wundervoll beseligend durchzuckte, werde zurückkehren.

Brackenburgs Verhältniß zu Klärchen und Egmonts den schärfsten Gegensatz dazu bildende Liebe von ihrem ersten Keimen an treten in unserm Auftritt fast mit dramatischer Anschaulichkeit uns entgegen; wir werden in bewegter, lebendiger Darstellung ganz hineinversetzt. Des erstern trübes Selbstgespräch läßt uns in das Innerste des Unglücklichen schauen, den Egmonts Heldengröße aus Klärchens Herzen verdrängt hat. Ja die Mutter hat Recht, wie glücklich hätte Klärchen an seiner Seite werden

*) Die Hoffnungen haben allen seinen Genuß aufgezehrt, sodaß er, nachdem er diese verloren, keinen weitern Genuß sich denken kann. Statt aufgezehrt stand seit 3 der Druckfehler ausgezehrt.

**) Doktorkästchen, Arzneikästchen, das er als Arzt besitzt.

können! aber Egmonts edles Wesen hat in die Seele des Mädchens einen Zauber geworfen, der die tief in ihr ruhende niederländische Hochherzigkeit mächtig entflammt hat.

Zweiter Aufzug.

Ist Egmont auch persönlich bisher noch nicht aufgetreten, so glauben wir ihn doch nach den Aeußerungen der Bürger, den Schilderungen der eifersüchtig verstimmten Regentin und Machiavells, endlich nach Klärchens begeisterter Erhebung, der auch die Mutter sich wider Willen anschließen muß, leibhaft vor Augen zu sehn. Seine eigene Erscheinung bringt uns der zweite, an demselben Tage wie der erste spielende Aufzug, der seine Abneigung gegen jede verwirrende Aufregung des Volkes, den allen Warnungen widerstrebenden Glauben an die Gerechtigkeit des Königs und die ruhige Sicherheit einer auf sich und das Recht vertrauenden edelstolzen Seele vergegenwärtigt. Aber auch die Handlung rückt vorwärts. Wir hören, Alba komme mit Heeresmacht; um ihm zu entgehn, will Oranien Brüssel verlassen. Egmont ist trotz der Mahnungen des Grafen Oliva ganz unbesorgt, da er sich frei von jedem Unrecht fühlt, er alles thut, die Gemüther zu beruhigen, und unerschütterlich glaubt, der König sei keines Rechtsbruches fähig. Egmont bleibt, trotz Oraniens dringender Aufforderung, Albas Ankunft nicht abzuwarten. Die tiefe Rührung, womit ein so klar blickender, nüchterner Mann von Egmont scheidet, steigert unsere Furcht für ihn aufs höchste.

Erster Auftritt. Platz in Brüssel. Egmont erscheint in der durch einen kecken Aufwiegler hervorgerufenen wilden Aufregung des Volkes und fordert alle dringend zur Ruhe auf, da aufsätziges Ungestüm der guten Sache Abbruch thun müsse.

Zunächst treten zwei Bürger auf, von denen der Schneidermeister Jetter uns schon als politischer Räsonneur bekannt ist; im Gegensatze zu ihm erscheint der auffallend mit keinem besondern Namen bedachte, seinem Gewerbe gemäß feste und tüchtige Zimmermeister, ein verständiger, am überkommenen Recht festhaltender, aber alle Ueberstürzung scheuender freisinniger Mann, der den Bildersturm verwünscht und die Aufwieglung des gemeinen Pacts fürchtet, welche ihrem Recht einen bösen Anstrich geben und alles zu Grunde richten werde. Als er aber von dem uns gleichfalls bekannten Krämer Soest vernimmt, die Regentin sei in die ärgste Furcht gesetzt*), sinne wohl gar auf Flucht, erklärt er entschieden, sie nicht hinauslassen zu wollen, da ihre Gegenwart die Ruhe erhalte; auch sei sie unter ihnen ganz sicher, da sie nichts als die Bewahrung ihrer Rechte wünschten. Nach Strada faßte die Regentin den Entschluß zur Flucht aus Furcht vor den Geusen, die sich ihrer Person bemächtigen wollten. Vgl. oben S. 30. Hier soll ihre gesteigerte Furcht nicht durch neue schlimmere Nachrichten veranlaßt sein, sondern durch die immer lebhaftere Vorstellung der schrecklichen Vorfälle und die Aufregung in Brüssel selbst, weshalb sie auch, wie wir aus I, 3 schon wissen, den Hof bewaffnet

*) Goethe hatte hier „ist auseinander, ist außer Fassung" geschrieben. In B war auseinander, ist gestrichen, was eben eine Verbesserung Herders scheint. Vgl. dessen Aenderung III, 2.

habe. Der Entschluß zur Flucht wird nur als leeres Gerücht gedacht.

Zu den drei versammelten Bürgern tritt nun im geraden Gegensatz zum Schneidermeister ein Mann der Ruhe um jeden Preis, der sich als den rechten, echten Bürger aufspielt, und mit seinen Klagen über die nichtswürdigen Händel und mit seinem weisen Rathe sich wichtig macht. Der Dichter bezeichnet ihn, wie den Zimmermann, bloß von seinem Gewerbe; er ist ein Seifensieder.*)

Jetzt endlich naht der Erzvolksaufwiegler, der Schreiber Vansen, den der Dichter mit glücklichstem Humor anschaulichst uns schildert. Seiner Schelmenstreiche wegen ist er von einem Advokaten nach dem andern, zuletzt von Doktor Wiets**), fortgejagt worden; jetzt pfuscht er Advokaten und Notaren ins Handwerk, und hat sich dem Branntweintrinken ergeben.***). Der Zimmermeister mag von diesem schlechten Kerl nichts wissen, der die Aufregung nur zu seinem Vortheil ausbeute; auch Soest will nichts weiter hören, als Vansen vom Aufstand gegen den König spricht. Aber der pfiffige Schreiber kennt seine Leute; er beruft sich auf seine Kenntniß der alten Urkunden und Geschichte, und theilt ihnen aus einem der „rarsten

*) Unsern Mann hatte wohl Schiller im Sinne, wenn er in Wallensteins Lager den Trompeter sagen läßt: „Aber das denkt wie Seifensieder." Eine sprichwörtliche Redensart scheint dabei nicht vorzuschweben. Möglich, daß bei Goethe die Erinnerung an Hagedorns Johann, der lustige Seifensieder mitwirkte.

**) Der Name ist frei gewählt, wie alle hier vorkommenden.

***) Branntweinzapf, wie Bierzapf, gleich Bierbruder, wogegen Bierzapfer gleich Bierschenk. So braucht Musäus Vollzapf von einem Trinker, wofür Hans Sachs voller Zapf hat.

Bücher", das er bei einem alten Patron (Dienstherrn, wie Prinzipal) gefunden, etwas mit, das ihrer Eitelkeit schmeichelt, und so auch den ehrlichen Soest berückt. Er geht von den eigenthümlichen Landrechten der einzelnen Provinzen aus, um zu beweisen, daß der König nicht darin schalten und walten dürfe, wie er wolle, dann aber stellt er ihnen den Verlust derselben in drohende Aussicht, wobei er nicht unterläßt, ihre Ehrsucht durch die Hindeutung zu stacheln, ein Weib sei es, das sie um ihre Vorrechte bringen werde.*) Das zündet. Der Krämer Soest

*) Meteren nennt als die Fürsten, welche die große Macht und die Vorrechte der niederländischen Provinzen verdrossen, Philipp den Guten, Karl den Kühnen, Maximilian und Karl V. Man könnte meinen, der Dichter lasse mit Absicht dem mit der Geschichte nicht gar zu vertrauten Schreiber den Irrthum entschlüpfen, daß er an die Stelle Maximilians dessen Vater Friedrich III. setze und ihn wider die Geschichte zu einem kriegerischen Fürsten mache. Aber dann müßte einer der übrigen auf den Irrthum aufmerksam machen, damit er auch dem Zuschauer deutlich werde. Doch Vansen nimmt nur den Mund etwas voll. Zwischen dem gewaltigen Herzog von Burgund und Karl V. wollte er keinen bloßen Erzherzog nennen, was Maximilian zur Zeit war, freilich daneben auch Vormund des jungen Herzogs Philipp. An seine Stelle setzt er dessen Vater, Kaiser Friedrich III., der mit einem Heerzuge ins Land kam, um seinen Sohn zu befreien. Diesen Friedrich III. zu nennen neben Karl V. ist ihm nicht kräftig genug, er giebt ihm einen Beinamen, entsprechend dem des burgundischen Herzogs, und so heißt er ihm Krieger, obgleich er diesen Namen in der Geschichte nicht führt und er trotz seiner mancherlei Kriege nichts weniger als ein Kriegsheld war. Freilich ist, um diese Feinheit des Dichters herauszufinden, geschichtliche Kenntniß nöthig. Buchheimer meint, der Zuname der Krieger solle den Gegensatz zu der Frau, welche jetzt Statthalterin sei, hervorheben, was aber kaum der Nennung dieses Kriegers zwischen den beiden andern Fürsten zu entsprechen scheint. Schiller ließ in der Theaterbearbeitung den ungeschichtlichen „Friedrich der Krieger" ganz weg, wodurch die Stelle an Kraft verliert und die beiden Karle zusammenstoßen. — Bei Strada fragen die Großen, ob wohl die

erinnert sich, auch ihre alten Fürsten hätten es mit den einzelnen Provinzen so machen wollen, wo denn Vansen sogleich einfällt, und flott berichtet, daß man den Fürsten ihre Söhne geraubt, um sie zum Nachgeben zu bestimmen.*) Besonders erhebt Vansen, trotz des gegen ihn losschreienden Seifensieders, die Privilegien Brabants, das, wie auch Strada bemerkt, darin allen andern Provinzen weit vorangehe. Von den Vorrechten der durch Vertrag vom 4. November 1415 verbundenen Provinzen Brabant und Limburg läßt der Dichter Vansen drei aus dem Buche (wörtlich nach Meteren) anführen, wodurch die Bürger in höchste Aufregung über das Unrecht versetzt werden, das ihnen durch die neuen Bischöfe und die Inquisition geschehe. Daß die Menge des Volks von Egmont und Oranien die Abstellung ihrer gerechten Beschwerden hofft**), genügt ihm nicht; sie sollen sich mit Gewalt Recht schaffen, wie ihre Brüder in Flandern. Darüber bricht dem Seifensieder, der schon vorher seine Ent=

Brabanter sich jetzt auf das Wort der Regentin, eines Weibes, dem Joche der Religionsedikte fügen würden, das sie unter Karl V. abgeschüttelt und bei Philipps Anwesenheit nicht wieder auf sich genommen.

*) Bei dem, was er ganz im allgemeinen sagt, schwebt die Gefangennahme Maximilians in Brügge (1488) vor, vielleicht auch der von Buchheimer in Erinnerung gebrachte Raub von Maximilians vierjährigem Sohne Philipp, dessen Vormund der Vater war. Genau paßt keiner beider Fälle; denn weder war Friedrich III. Herr in Flandern, noch Philipp Maximilians, vielmehr der Herzogin Maria, Erbe. Vansen benutzt blos geschichtliche Erinnerungen zu seinem Zwecke, hält sich aber weislich im allgemeinen.

**) Nur zwei Bürger hatten vorher die Absicht geäußert, mit Vansens Buch vor die Regentin zu treten, wobei Vansen, dem man, wie dem bestallten Advokaten, sogar den Titel Doktor gibt, das Wort führen soll. Später wird er gar „ein Gelehrter", ein Studirter, genannt, obgleich er nur ein gewöhnlicher, die Leute beschwatzender Advokatenschreiber ist.

rüstung über den Volksaufwiegler geäußert, endlich die Geduld, so daß er sich an Vansen vergreift; dafür aber wird er von andern angefallen, die ihn einen Spanier schimpfen, den ihrer Eitelkeit schmeichelnden Vansen als Ehrenmann und Gelehrten in Schutz nehmen. Umsonst tritt der Zimmermeister dazwischen und will an das Thörichte solcher Auftritte erinnern; die Buben benutzen diesen Augenblick, wilden Lärm zu erregen, und so wird die Verwirrung allgemein, so daß niemand Einhalt zu thun vermag und es zu einer politischen Demonstration kommt. Wie vortrefflich ist hier das gewissenlose Treiben solcher auf die Beschränktheit rechnender Volksaufwiegler geschildert, so daß man sich fast in unser Jahrhundert versetzt fühlt.

Erst Egmonts Ankunft, welche vom Zimmermeister freundlichst begrüßt wird (Vansen hat sich weislich entfernt), macht dem Tumult ein Ende. Dieser, der nicht ohne zahlreiches Gefolge erscheint, tritt hier als edler Aristokrat auf, dem die Rechte des Landes ernstlich am Herzen liegen, aber die politische Aufregung ist ihm höchst zuwider, da diese nur zu wilder, verworrener Leidenschaft führt und meist unedlen Menschen zur Handhabe dient; besonders in diesem Augenblick, wo der in seiner Provinz ausgebrochene Bildersturm die Regentin äußerst verstimmt hat, kann ihm nichts ungelegener kommen als in der Hauptstadt selbst auf derartige unruhige Auftritte zu stoßen. Deshalb heißt er sie auseinandergehn, mahnt sie, nicht selbst ihre Privilegien dadurch zu Grunde zu richten, daß sie den König reizen, vor allem sollen sie sich wie ordentliche Bürger halten.*) Und die, welche nur Unruhen erregen, um im Trüben zu fischen,

*) Dem Dichter schwebte hierbei, bewußt oder unbewußt, der Anfang von Shakespeares Julius Cäsar vor.

brauchen sich keine Hoffnung zu machen; er droht ihnen mit den gegen solche Unruhestifter genommenen Maßregeln. Entschieden erklärt er sich wider die neue Lehre, die er absichtlich als eine fremde bezeichnet. Schließlich fordert er die Bürger dringend auf, alle Mittel zur Erhaltung der Ruhe anzuwenden. Wie ernst er auch hier auftreten muß, selbst in diesem Augenblick weiß er die Bürger durch seine liebevolle Leutseligkeit und herablassende Güte für sich zu gewinnen, wobei der Zug, daß er die Namen aller Leute kennt, die er einmal gesprochen, von Julius Cäsar oder Friedrich dem Großen herübergenommen ist.*)

Der Zimmermeister spricht nach Egmonts Entfernung die allgemeine Verehrung für den edlen Helden aus, das Muster eines echten Niederländers, dem jeder so gern folge, woran Jetter den Wunsch knüpft, daß sie ihn zum Regenten hätten. Aber daß dieser allgemein geliebte Held, den wir eben die aufgeregte Menge mit seinem ganzen Ansehen zum Gehorsam gegen die Regierung ermahnen sahen, doch nicht völlig sicher steht, darauf weist uns die unbesonnen hingeworfene Aeußerung des Schneidermeisters hin. Denn wenn auch Soest den Gedanken, daß Egmonts Hals eine rechte Lust für einen Scharfrichter sei, als eine Tollheit zurückweist, so liegt dieselbe doch gleichsam in der drückenden Atmosphäre, da leider die guten Niederländer seit lange, besonders in Folge der strengen Ketzerverfolgung, an solche schauderhafte Exekutionen gewöhnt

*) Aehnlich benutzt diesen Schiller in Wallensteins Tod III, 15. — In den Worten: „Ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet", stand seit 2 mir. Das richtige mit habe ich zuerst hergestellt.

sind.*) Bei allem, was man bisher, ungeachtet des mildern Sinnes der Regentin, sich im Lande erlaubt hat, ist das Unglaubliche nicht mehr unmöglich.

Zweiter Auftritt. Egmonts Wohnung. Schon hier lernen wir des Helden unerschütterliches Vertrauen auf die Sicherheit seiner Stellung kennen, die belebende Hoffnung, höher zu steigen, und den Trieb nach einem sorglosen, sich rein hingebenden Leben, wobei auch der sein ganzes Wesen erfüllende Edelmuth nach den verschiedensten Seiten hin sich offenbart. Zugleich erfahren wir, wie bedenklich auch besorgten Freunden am spanischen Hofe seine Stellung scheint, so daß auch hierdurch unser Auftritt die glücklichste Einleitung zu dem sich anschließenden Gespräche mit Oranien bildet.

Egmonts Sekretär ist nicht, wie in der Wirklichkeit, ein vornehmer Herr (vgl. oben S. 34), sondern ein Bürgerlicher, da der Dichter seinen Helden aller falschen aristokratischen Vornehmheit entkleiden wollte.**) Wie leutselig und nachsichtig sein Herr gegen ihn sei, spricht er in seiner verzweifelnden Klage aus, daß er ihn heute so lange warten lasse, wodurch wir denn zugleich eine nähere Zeitbestimmung erhalten; denn zwei Stunden

---

*) Bei der Aeußerung: „Die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt", kann nur der Vergleich eines Brandmarks vorschweben, dessen der damit Gezeichnete immer gedenken muß. Freilich könnte man leicht gebannt vermuthen, aber der Ausdruck würde dadurch zu sehr verlieren und der Vergleich mit dem Brandmarken liegt so nahe.

**) Hier wird er als Sekretär, in den beiden letzten Aufzügen und im Personenverzeichniß als Geheimschreiber oder Schreiber bezeichnet. Sein Vorname Richard erscheint nur im letzten Aufzug und im Personenverzeichnisse.

sind eben seit der von der Regentin berufenen Staatsrathssitzung verflossen.*) Der liebenswürdige Graf weiß ihn sofort durch einen freundlich theilnehmenden Scherz zu begütigen, indem er auf seine eben vernommene Liebschaft hindeutet, die ganz in seinem Geschmack; dazu ist es ihm angenehm, daß sein Geheimschreiber auf diese Weise eine Bekannte im Schlosse hat, von der er manches erfahren kann.

Daß Egmont zu nichts weniger als einem mit ängstlicher Sorge alles berechnenden Staatsmann geschaffen ist, er überall nur dem Zuge seiner edlen, alles Gemeine verabscheuenden, zur Milde geneigten Natur folgt, zeigt die kurze Abfertigung der Geschäfte, welche der Dichter höchst glücklich zu seinem Zweck ausgewählt hat.**) Zuletzt gedenkt der Sekretär eines schon länger auf Antwort wartenden Briefes des alten Grafen Oliva zu Madrid***), der ihn väterlich warne, in seinem Betragen vorsichtiger zu sein, da man ihm daraus einen Vorwurf mache und seine Feinde hinter seinen unbedachten Possen, denen er sich in lustiger Ungebundenheit hingebe, Hochverrath ausspürten. Wie aber könnte Egmont in der drängenden Hast des zu frischem Thun und Genießen auffordernden Lebens zum todten Schreiben kommen, zumal da es eine Besorgniß gilt, die

*) Etwas auffällig ist es, daß Egmont bereits von seinem Stellvertreter, dem vom Dichter frei erfundenen Hauptmann Breda zu Gent, Nachrichten von dem allmählichen Aufhören des Tumults in Folge der von Egmont befohlenen strengen Bestrafung empfangen hat; denn daß zwischen den beiden ersten Aufzügen eine Nacht liege, ist nicht zu denken. Die am Anfange des zweiten auftretenden Bürger haben eben die Nachricht vom Bilderſturm erhalten. Verwich (Verviers) und Comines (Commines) sind schon I, 2 (vgl. S. 66) genannt.

**) Gebühr statt Gebühren hat sich seit 1a erhalten.

***) Dieser Graf Oliva und seine Mahnung sind eine treffende Erfindung.

ihm völlig grundlos scheint! Deshalb bittet er den Sekretär, der seine Hand so täuschend nachahmen kann (wie, nach Goethe in Wahrheit und Dichtung, La Roche die des Grafen Stadion), für ihn zu antworten, wobei er ihm die Hauptpunkte kurz andeutet.*) Wie oben der Dichter sehr geschickt die Schilderung des Bildersturms in Machiavells Bericht über den bereits entworfenen Brief gibt, so ist die Einrede des Sekretärs, Egmont werde gegen den guten Alten nicht so harsch (unhöflich, eigentlich von der harschenden Haut) und rauh sein, sondern ihm auf seinen freundlich warnenden Brief eine andere Antwort geben, hier geschickt dazu benutzt, Egmont seinen vollen Haß jeder ängstlich umherschleichenden, sorglich prüfenden, die Zukunft bedächtig berechnenden Lebensweise aussprechen zu lassen, welche uns um den wahren, frischen, dem Menschen bestimmten Genuß bringe. Zugleich bezeichnet er dasjenige als völlig bedeutungslos, worauf der alte Herr so großes Gewicht lege, die Geschichte mit den Livreen (vgl. S. 23) und der Bettlertracht (vgl. S. 26 f.); denn auch an dieser schreibt er sich einen gewissen Antheil zu, den der wirkliche Egmont keineswegs hatte. So werden auf treffende Weise die geschichtlich begründeten Punkte eingeführt, welche der Hof Egmont besonders vorwarf. Nur unerfahrene Schüler und ängstlich um die Gunst der Höhern besorgte Höflinge, meint Egmont, mögen solche Betrachtungen anstellen, um jeden Anstoß zu vermeiden, und all ihr Thun darnach einrichten; der freie Mann muß das Leben rasch und entschlossen ergreifen. Da er aber schließlich bemerkt, der Graf scheine ihn schon für verloren zu halten, so nimmt der Sekretär sich dieses wohlmeinenden Freundes an, der nicht ohne Grausen bemerke, welch eine

*) In den Worten: „Sagt mir nur", fehlte das nur seit 2.

schwindlige Bahn der Freund wandle, wodurch er denn seinen Herrn zum lebhaftesten Ausdruck bringt, wie mächtig in seiner Seele das Gefühl herrsche, daß er sich dem ihn unwiderstehlich hinreißenden Laufe überlassen müsse, indem er nur zuweilen lenkend eingreife, um einem Umsturz vorzubeugen*), ja daß er noch höher hinauf müsse, sollte er auch bei diesem Streben scheitern.**) Die mit leidenschaftlicher Glut gesprochenen Worte, welche unwillkürlich die tiefsten Geheimnisse seiner Brust verrathen, versetzen den treuen Richard in ängstliche Sorge um seinen Herrn, der ein sehr gewagtes Spiel spiele; denn er nimmt Egmonts Worte in einem diesem fremden Sinne, da unser Held nur daran denkt, sich durch seinen Einfluß auf das Volk und die Kraft seines Arms dem König unentbehrlich zu machen, so daß ihm die Regentschaft nothwendig zufallen werde. Auch ist diese ganze Aeußerung künftiger Größe mehr eine urplötzliche Ahnung, die sich im Gegensatz zu jenen kleinlichen Mahnungen seinem Geist aufdrängt, als daß er sich hierüber ganz klar geworden wäre***); aber sie zeigt uns so recht, wie unvorsichtig der ganz seinem

---

*) Bei den Worten „bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder abzulenken" schwebt die Fahrt von der Höhe eines gewundenen Bergweges vor, nicht etwa die Stelle in der Ilias XXIII, 335 ff. Dem ganzen Vergleiche liegt die Sage von Phaëthon zu Grunde, dessen Schicksal Egmont zu vermeiden hofft, obgleich er die Gefahr nicht verkennt.

**) So schreibt Goethe selbst im März 1776, er sei „voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, oder sich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen". Und aus Italien meldet er, er lasse sein Leben mehr laufen, als daß er es führe, und wisse auf alle Fälle nicht, wo es hinaus wolle. — „Ein selbst [durch eigene Schuld] verfehlter Schritt." Druckfehler von 4 war selbst ein.

***) In den lyrisch gehobenen mit „Kind! Kind!" und „Ich stehe hoch" anhebenden Reden Egmonts klingt der jambische Versschritt entschieden durch.

Gefühl hingegebene Egmont, seinem geschichtlichen Vorbilde gleich, in seinen Aeußerungen ist. Dem Sekretär schaudert bei diesem übermüthigen Spiele mit dem Leben, das ihn mit schrecklicher Ahnung erfüllt, ohne daran zu denken, daß Egmont ihn selbst mit in sein Unglück ziehen werde. Man könnte meinen, die Tollkühnheit, die sich hierin ausspricht, richte Egmont zu Grunde, sein Tod erscheine gleichsam als Strafe des Schicksals, dessen Macht er herausgefordert habe. Aber dieses knüpft an das in seinem Charakter und den Verhältnissen begründete Vertrauen auf sich und die Gerechtigkeit des Königs an, das ihn, während der vorsichtige Oranien in seine Provinz geht, neben der Regentin in Brüssel zurückhält.

Am Schlusse des Auftritts wird Oraniens Ankunft eingeleitet. Der Sekretär soll alles Dringende besorgen; mit dem Briefe an den Grafen mag er bis morgen warten, damit er nicht zu spät zur Geliebten komme. Spricht sich hierin, wie in dem Gruße an Elviren, Egmonts Gutmüthigkeit aus, so sehen wir zum Schlusse noch, daß dieser doch den Verhältnissen Rechnung trägt und auch auf seinen Vortheil bedacht ist. Durch Richards Geliebte wünscht er zu erfahren, wie es sich mit dem Befinden der Regentin verhalte; er hofft wohl durch Elviren von deren Stimmung zu erfahren. Doch möchten wir bezweifeln, daß gerade dieser nachträgliche Auftrag so recht an der Stelle sei.

Dritter Auftritt. Oranien kommt. Hatte Graf Oliva unsern Held aus inniger Liebe für seine Person dringlich gewarnt, so sucht Oranien, der die Zusammenkunft mit Egmont

---

Kind redet er Richard an statt mit dem traulichen Vornamen, weil er in seiner beschränkten Bürgerlichkeit keinen Begriff von dem hat, was ihn treibt. So brauchte Goethe selbst Kind in der Anrede an Jüngere, die er übersah.

gleich nach der Sitzung verabredet hatte, ihm zum Vortheil des gemeinschaftlichen Vaterlandes über die drohende Gefahr die Augen zu öffnen: allein Egmont kennt keine Furcht, sein Vertrauen auf die Würde der Majestät, die sich zu keinem Rechtsbruch erniedrigen könne, ist unerschütterlich; des Freundes ängstliche Furcht scheint ihm nur unbegründetes Mißtrauen, dem zu folgen unklug und gefährlich sei. Ueber den geschichtlichen Grund des Gesprächs vgl. S. 32 f. Für Oranien ist es charakteristisch, daß er nicht gleich mit der inhaltsschweren Nachricht von Albas Sendung hervorrückt, sondern erst Egmonts Ansicht über die gegenwärtige Lage der Dinge sich rein aussprechen läßt und ihm gegenüber die seinige entwickelt, ehe er ihn durch jene Neuigkeit thatsächlich zu überzeugen hofft: allein auch diese kluge Berechnung und der aufgesparte entschiedene Schlag vermögen den Helden nicht aus seinem guten Vertrauen aufzuscheuchen, nur der zuletzt hervorbrechende, an Oranien ihm so ungewohnte Ton herzlich theilnehmender, innig bewegter Freundschaft und seine Rührung wirken augenblicklich mächtig auf seine Seele.

Oranien gedenkt der Rede der Regentin bei der Staatsrathssitzung, besonders der Drohung, der König müsse sich, wenn die Sache nicht besser gehe, endlich wohl zu andern Maßregeln entschließen. Egmont, der einen Theil ihrer ihm langweiligen Rede ganz überhört hat, obgleich sie gerade ihn empfindlich treffen wollte*), findet darin nichts Arges; er hält ihr ganzes Gerede nur für den Ausfluß der Laune eines eigenwilligen Weibes, das an nichts weniger denke als einen ihrer

*) Wie langweilig ihm die langen Berathungen des Staatsraths waren, spricht er selbst später im Gefängnisse aus.

Eitelkeit so sehr schmeichelnden Posten aufzugeben. Aber auch von einem neuen Regenten wäre nichts Schlimmes zu fürchten: dieser werde sich, mit welchen Plänen er auch komme, bald überzeugen, daß er in der Hauptsache nichts ändern könne, da die Niederländer alle, die Großen wie das Volk, an ihren Freiheiten halten.*)

Als aber Oranien die nach langjähriger sorgfältigen Betrachtung der Dinge**) ihm zur Gewißheit gewordene Meinung ausspricht, der König werde bald einen andern Weg einschlagen, werde sich gerade gegen die Großen wenden, möchte Egmont ihm gern eine solche Sorge ausreden, doch dieser weiß seinen Einwendungen mit schlagenden Erwiderungen zu begegnen.***) Der edle Held wehrt sich gegen jeden Gedanken der Möglichkeit einer solchen schreienden Ungerechtigkeit und empörenden Tyrannei, bis endlich Oranien ihm die sichere Nachricht mittheilt, Alba, der Erzfeind der Niederlande und Egmonts, sei schon unterwegs. Auf welche Weise er die Nachricht empfangen, deutet er nicht an; daß er am spanischen Hofe geheime Quellen gehabt, berichtet Strada, aber die einfache Erwähnung ist wirksamer†), da Egmont

---

*) Der Druckfehler von 1a segeln statt durchsegeln hatte sich erhalten.

**) Bei der Aeußerung, was Pflicht eines Fürsten sei, schwebt dessen Wort bei Strada vor, die Philosophie der Fürsten sei es geheime Beschlüsse (conciliorum secreta) auszuspüren, dagegen seien die Geheimnisse der Natur (naturae abdita) müßigen Menschen zu überlassen. Noch im vorigen Jahrhundert galt Naturforscher als Bezeichnung eines müssigen, zu nichts brauchbaren Menschen.

***) Gewärtig, stehender Ausdruck für dienstwillig, vom Lehnsmann.

†) Bei Strada hat Oranien nur die Kunde, daß man die Köpfe von ihm, Egmont und ein paar andern Großen fallen lassen wolle. Hier sagt die einfache Nachricht, daß Alba komme, alles in einem Wort.

keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Quellen eines so scharfen, von allem wohlunterrichteten Beobachters hegen kann. Freilich sucht er auch hiergegen nach Gründen; da er sich aber zuletzt auf die einfache Aeußerung seines entschiedenen Unglaubens zurückziehen muß, faßt Oranien das Mittel, dem drohenden Uebel zuvorzukommen, ins Auge. Egmont meint, komme Alba in des Königs Namen, so dürfe man sich seiner Pflicht nicht entziehen. Oraniens Weigerung, vor ihm zu erscheinen, werde die von seiner Furcht vor Spaniens Plänen angesteckten Provinzen zu den Waffen treiben*), und so dem Spanier Gelegenheit geben, die volle Grausamkeit seines Hasses an ihnen auszulassen. Vergebens schildert Egmont tief ergriffen das hierdurch hervorgerufene Unglück, das Oranien blos der Sorge für sein Leben Schuld geben müsse: dieser darf ihn erwidern, er schone sein Leben für das ganze Volk. Darauf sprechen beide ihren Gegensatz in kurzen Schlagworten aus.

Egmonts Berufung auf die Gunst des Königs weist Oranien ebenso scharf zurück als die auf die Unmöglichkeit, daß der König etwas Niedriges thun könne, ja als er dann auf seine Kenntniß Philipps sich bezieht, gesteht Oranien, seine Kenntniß, desselben lehre ihn eben, sich vor ihm zu hüten. Egmont, aus dieser letzten Schanze verdrängt, läßt sich zu einem Zweifel an seinem Muthe hinreißen, den dieser seiner Aufregung zu gute hält. Als er sich dann auf seine eigene Kenntniß zurückzieht, kann

*) Dies hätte freilich näher bestimmt werden sollen, als es durch die Worte geschieht: „Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit einem male [seit 2 mit einmal] zu den Waffen ruft", wenn man nicht etwa meint, der Dichter lasse absichtlich Egmont sich überstürzen.

Oraniens Bedauern ihm nicht die Aeußerung seiner Ueberzeugung ersparen, er sei mit offenen Augen blind.

Ehe er geht,*) hält er Egmont für verloren, nur eine einzige Möglichkeit der Rettung findet er darin, daß Alba vielleicht länger säume, weil er den Schlag nur gegen sie beide zugleich ausführen möchte. Und so bittet er den Freund, sollte dies eintreffen, nur ja nicht zu zögern. Der sonst strenge und starre Oranien wird durch die lebhafte Vorstellung, einen so vortrefflichen, für die Befreiung der Niederlande höchst bedeutenden Mann der Rache des Erzfeindes überlassen zu müssen**), tief bewegt. Schon hat er Egmont Lebewohl gesagt, aber noch einmal muß er ihn vor seinem Scheiden dringend mahnen, auf alle Schritte Albas zu wachen, auch ihm selbst darüber Nachricht zu geben.***) Und noch immer kann er nicht fort, da ihm der Gedanke schwer auf die Seele fällt, daß Egmont, der jetzt, trotz des allerdringendsten, entschieden ihm vorgestellten Verdachtes, aus seinem leichtgläubigen Vertrauen nicht aufgescheucht werden kann, am wenigsten in seiner Abwesenheit mit spähender Wachsamkeit die Schritte des die Gelegenheit klug abwartenden Alba verfolgen werde. Deshalb kann er sich nicht enthalten, noch einmal zu ihm zu treten und zu versuchen, den Freund durch die aus den tiefsten Gründen seines felsenfesten Herzens quellende, innigst bewegte

---

*) Nach den Worten „glaubst du, du siehst" sollte ein Gedankenstrich stehn zur Andeutung einer kleinen Pause.

**) Er vergleicht den Alba mit einem Drachen, der die Opfer seiner Blutgier in seine Höhle schleppt.

***) Nach Lebewohl! zögert er einen Augenblick zu gehn, da die Trennung ihm zu schwer fällt.

Theilnahme zum Mitgehen zu bestimmen. An ihn herantretend, ergreift er seine Hand, und hervorbrechende Thränen bezeugen seine tiefe Rührung. Doch wie sehr auch diese an Oranien ganz ungewohnte Weichheit Egmont bewegt, seinen Glauben, daß der König eines unwürdigen Treubruches unfähig sei, kann sie nicht erschüttern. So muß denn der mit klarem, scharfem Blicke in die Zukunft schauende Staatsmann von dem Verblendeten scheiden, dem er noch einmal seine entschiedene Ueberzeugung von dem über ihm schwebenden Verderben ausspricht, noch einmal die ruhige Erwägung aller Umstände dringend ans Herz legt, da er, sobald Alba kommt, rettungslos verloren ist: denn daß er in dessen Abwesenheit sich noch zur Zeit rette, darauf hofft er nicht mehr. Einer in Thränen zerfließenden Rührung kann sich Oranien beim wirklichen Abschied nicht hingeben; hat diese ihn auch einen Augenblick übermannt, bald hat er sie überwunden, und ist zu der verständigen, wenn auch schmerzlichen Entsagung zurückgekehrt, daß er hier keine Hülfe wisse.

Egmont ist durch die eindringlichen Mahnungen des unerwartet von herzlichster Rührung ergriffenen Freundes zu sorglicher Betrachtung aufgeregt, aber diese ist seiner Natur so zuwider, daß er sich derselben rasch entschlagen, sich in seiner angeborenen edlen Heiterkeit zusammenfassen muß. Und was läge ihm hier näher als in den Armen der seine Heldenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit staunend verehrenden Geliebten sich des vollen Glücks innigen Seelengenusses theilhaft zu machen, sich hier ganz als Mensch, als edle, tieffühlende, liebende und geliebte Seele wiederzufinden! Nicht, weil es ihm zu beschwerlich ist, sich seiner eigenen Rettung anzunehmen, wie Schiller

wunderlich genug annahm, ohne zu bedenken, daß sein festes Vertrauen auf den König keine wirkliche Furcht in Egmont aufkommen läßt, sondern weil Oraniens sorgliche Gedanken seine Seele trüb angehaucht, ihn in eine ernste Stimmung versetzt haben, flüchtet er in das Heiligthum seines Herzens, wo ihm heiterste Seligkeit blüht, er ganz dem Zuge seines zu Liebe und Genuß geschaffenen Wesens folgen darf, ja heute der Geliebten eine besondere Freude bereiten will. Aber der innigsten Antheil an dem menschlich edlen Helden nehmende Zuschauer schwebt seinetwegen in Furcht und gibt mit Oranien ihn verloren.

Dritter Aufzug.

Egmonts glücklich genießender Sorglosigkeit gegenüber tritt uns im dritten Aufzuge die drohende Gefahr unmittelbar entgegen. Die Regentin, welche zu keinen grausamen Maßregeln geneigt ist und an Egmont bei aller eben aus ihrer Neigung zu ihm hervorgehenden Erbitterung hängt, erklärt sich entschlossen, vor Alba, dessen Ankunft ihr angemeldet ist, zu weichen.

Erster Auftritt. Palast der Regentin.*) Sofort erfahren wir, wie gut Oranien unterrichtet, wie gegründet seine Ansicht von dem durch Alba auszuführenden Willen des Königs war. Die Regentin spricht Machiavell ihre Entrüstung über die ihre Ehr- und Herrschsucht so tief kränkende eben vom König empfangene Kunde aus, die Furcht vor der Behandlung, die das Land von Alba erleiden wird,

*) Hier ist das Arbeitszimmer der Regentin, nicht der Audienzsaal von I, 2 gemeint.

und ihre Absicht aus, nicht machtlos neben einem solchen Blutmenschen zu stehn, vor dessen Ankunft Egmont nicht flüchten zu dürfen glaubte.

Ihr kurzes Selbstgespräch verräth uns ihre Aufregung über die Undankbarkeit, mit welcher der König, ohne Einsicht dessen, was sie geleistet und was wirklich möglich ist, sie zur Seite schiebe, und den ihr so schwer fallenden Entschluß, die Regentschaft aufzugeben. Daß sie Machiavell habe rufen lassen, wird nicht bestimmt ausgesprochen. Dessen so glücklich gezeichnete hofmännische Zurückhaltung treibt die Regentin zur rücksichtslosen Aeußerung ihrer gekränkten Seele. Der Inhalt des Briefes des Königs ist wesentlich nach Strada angegeben. Bei ihrer Schilderung des Staatsraths*) schwebt dessen Erzählung von der im April 1567 gehaltenen Sitzung über das in den Niederlanden einzuschlagende Verfahren vor. Außer Alba befanden sich in demselben Ruy (Rodrigo) Gomez de Silva, Prinz von Eboli, der Großinquisitor Kardinal Espinosa, der spanische Monarch genannt, Gomez von Figueroa, Graf von Feria**), Juan Manriquez von Lara, Antonio von Toledo, Großmeister des Johanniterordens, der Franziskaner Bernardo von Fresneda***), Beichtvater des Königs, ein Mann von mildem

*) Auffällt Machiavells Zwischenrede: „So lebhaft?" nach ihrer Aeußerung, sie glaube diesen und den König wie auf der Tapete ihres Saales gewirkt zu sehn. Vielleicht war dies die Stelle, die dem Herzog Karl August aufgefallen war, von der Goethe sagte, sie sei mit einem Federstriche auszulöschen gewesen. Vgl. S. 14. Vorher steht sich verstellen vom Hinterhalten. Vgl. S. 95†.

**) Vgl. Schillers Don Carlos III, 7 mit unserer Erläuterung.

***) Goethe hielt sich an Stradas lateinische Form Freneda. Den Ruy Gomez de Silva nannte er bloß Rodrich, benutzte dagegen das Gomez de Silva im vierten Aufzug zu den Namen zweier untergeordneten Personen.

und rechtlichem Sinne, und der Geheimschreiber Antonio Perez, ein entschiedener Anhänger Rodrigos. Rodrigo, dem Fresneda und Perez beistimmten, war für milde Maßregeln, wogegen Alba auf bewaffnete Niederhaltung des nur für den Augenblick beschwichtigten Aufstandes drang. Espinosa und die übrigen Räthe erklärten sich für Alba, bis endlich Figueroa der Milde das Wort sprach. Der König entschied sich erst nach langem Schwanken. Goethe hatte früher wohl nur den Rodrich und Freneda genannt; später scheint er willkürlich einen Alonzo und Las Vargas hinzugefügt haben.*) Zu Albas Schilderung (vgl. oben S. 37) benutzte er wohl Meterens Darstellung: „Ein langer, großer, magerer Mann, aufrecht gehend, mager und lang von Angesicht, mit tiefen Augen, sauer und streng aussehend, in höfischer Gleißnerei sehr erfahren.“**) Die unziemliche Witzrede, welche die Regentin dem soldatischen Herzog zuschreibt, ist des Dichters Erfindung.***) Wie Alba gegen sie verfahren werde, malt sich die Regentin mit noch viel schärferer Verhöhnung ihres Ansehens aus, als sie in Wirklichkeit erfolgte.

Zweiter Auftritt. Klärchens Wohnnng. Wir finden Egmont kurz vor seinem Falle auf dem Gipfelpunkt menschlicher Seligkeit. Seine Liebe erscheint als innigste Erfassung zweier edlen Seelen, die im Hochgefühle ihrer reinen Herzlichkeit, ihrer schönen Menschlichkeit, ihrer tiefen Gemüthlichkeit den heiligsten Liebesbund schließen. Wie Klärchen

*) Bei Strada und Meteren erscheint Johann Vargas als Präsident des Blutrathes.

**) Aus diesem Kapitel, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet.

***) Aehnliche Späße hat sie in der Hofgesellschaft aushalten müssen, hat sie durchgehört, vom Anfang bis zum Ende solcher Zusammenkünfte.

nur in ihrer verehrenden Liebe lebt, so erscheint Egmonts innerstes Wesen, sein freier, offener, sich rein hingebender Edelmuth hier in vollendeter Entfaltung. Kann er es ja nicht unterlassen, sein Klärchen ahnen zu lassen, wie übel es ihm als Staats- und Weltmann zu Muthe sei. Diesen Egmont schildert er als „verdrießlich, steif, kalt", da er sich zurückhalten und verstellen müsse, als „geplagt, verkannt, verwickelt" (im Gegensatz zu offener, sorgloser Freiheit), wenn ihn die Leute für „froh und fröhlich"*) halten: die Menge, die ihn ehrt und feiert, fördert ihn nicht, die wohlwollenden Freunde, wie Oranien, gehen ihre eigenen, abweichenden Wege, und so muß er allein sich bemühen, oft ohne einen besondern Zweck vor sich zu sehn, und selten weiß man ihm das Dank, was er geleistet, da man es nicht erkennt.**) Ist auch diese Selbstschilderung des politischen Egmont übertrieben, zeigt ihn uns zum Theil mehr, wie er sein sollte, als wie er wirklich ist, so beweist uns gerade dieses im Augenblick höchsten Genusses unwillkürlich seiner Brust entströmende Geständniß, wie wenig sein hoher, freier, edler Geist sich im politischen Leben behaglich fühlen und zurecht finden kann. Dieser Egmont, der in Klärchens Armen Seele um Seele tauscht, ist zu rein, zu schön, zu menschlich, als daß er für die verschlungenen Gänge der Politik sich eignete, die ihn, den arglosen, an Wort und Treue glaubenden, am strengen Recht unbeirrt festhaltenden Helden, in ihren meuchlerischen Armen erwürgen wird.

---

*) Fröhlich von der Aeußerung der Freude.

**) Die Unterscheidung eines zwiefachen Egmont erinnert an die ähnliche Schilderung eines doppelten Goethe in seinem Briefe an Auguste Stolberg vom 13. Februar 1775.

Vor der Zusammenkunft schildert der Dichter mit tiefer Empfindung und reiner Erfassung die Liebe des ganz aus sich und über sich hinaus gerückten Bürgermädchens als den Herzschlag ihres Daseins, das ohne sie stockt und tödlich erstarrt. Was nützt ihr da der Mutter Hindeutung auf Brackenburgs unendliche Liebestreue, welche sie wirklich einmal glücklich machen könne, da ihr außer Egmont alles eitel und leer ist, wie sich dies in dem zart empfundenen, aus tiefster Seele sich emporringenden Leibliedchen ausspricht, das ihr nicht aus Kopf und Herz gehn will; sie summt zuerst die den Kern enthaltenden Schlußverse, dann aber singt sie das Lied, das die Mutter für leeren Singsang hält.*) Die Liebe, das ist der Inhalt dieser duftig hingehauchten Verse, läßt uns allein in frohen und traurigen Gedanken, in Hoffnung**) und Furcht, in Jauchzen und Wehklagen, das höchste der Menschenbrust beschiedene Glück durchempfinden; in ihr allein entfaltet sich die Seele zu voller Blüthenpracht. Die Vorstellung, Egmont je entbehren zu müssen, mit welcher die sorgliche Mutter auf sie zu wirken meint, ist ihr unerträglich; sie schaudert davor zurück und bricht endlich in Thränen aus, in denen sie sich bald ganz wiederfindet. Treffend ist der Augenblick der Zusammenkunft gewählt,

*) Heyopopeyo ist der Anfang von Wiegenliedchen und steht zur Bezeichnung solcher ähnlich wie das englische lullaby. Vgl. Liebetrauts Lied im Götz II, 1.

**) Langen für verlangen, wie Goethe auch reichen statt erreichen und manches andere der Art aus älterer Sprache hat. Ein häßlicher Druckfehler der vielverbreiteten vierzigbändigen Ausgabe (1840) war Hangen, veranlaßt durch die Redensart hangen und bangen, worin hangen den Zustand des in Ungewißheit Schwebenden bezeichnet. Noch anderer Art ist hangen und langen.

so daß die Liebe in leidenschaftlicher Glut emporschlagen muß: denn wie Egmont eben trotz aller Mahnungen Oraniens sich zum unverbrüchlichen Festhalten am Vertrauen auf den König entschlossen, wie sein Leben zur wichtigsten Entscheidung gegriffen, so hat Klärchen im Widerstand gegen das Zureden der Mutter, Brackenburgs ehrlicher und anständiger Bewerbung zu willfahren, tiefer als je die Unmöglichkeit empfunden, von Egmont zu lassen.

Wenn die Mutter, trotz ihrer Mißbilligung des Verhältnisses, mit aller Verehrung dem vornehmen Herrn begegnet, so behandelt ihn dagegen Klärchen, die sich ihm gleichgerückt fühlt, wie ihren vertrauten Freund, mit dem sie gar keine Umstände zu machen braucht;*) sie erwartet von ihm für ihre liebende Vorsorge und die Aeußerung ihrer in ihm glücklichen Liebe eine herzliche Umarmung: den Verdruß über ihre getäuschte Sehnsucht äußert sie auf entschiedenste Weise dadurch, daß sie ärgerlich mit dem Fuße stampft und sich abwendet. Das erstere muß man ihrer leidenschaftlichen Aufregung verzeihen, da sie sich bitter verletzt fühlt. Egmont aber ist nicht der galante Liebhaber, der für die Bewirthung seine Geldbörse hinwirft, er bescheidet sich mit den einfachsten Bissen**), er freut sich, in dem vollsten Genusse seiner Seligkeit, die Geliebte zu necken, um sich von neuem ihrer süßen Liebebedürftigkeit zu versichern, und sie desto freudiger zu überraschen: heute will er ihren mädchen-

*) Als die Mutter meint, das für Egmont bereitete Essen sei wohl schmal genug, darf sie äußern, sie werde sich wundern, wenn sie sehe, was sie bereitet habe. Darauf deutet ihr: „Wartet nur [mit eurem Urtheil, bis ihr es sehet]!"

**) Man könnte fast denken, diese Aeußerung des Unmuths habe sie von Egmont angenommen. Vgl. V, 5. Es war dies auch Goethe im Unwillen eigen.

haften Wunsch erfüllen, sich im prächtigen spanischen Ritterkleide vor ihr zeigen. Der Anblick des goldenen Vließes, das sie neben seinem Glanz, besonders deshalb erfreut, weil Egmont sie darüber belehrt hat, dient nur zur Anknüpfung ihrer Gedanken über die einzige Herrlichkeit des Mannes und ihr Glück.*) Von ihrer Liebe geht sie zur Liebe des Volks über**), dann zur Regentin, deren Neigung zu ihm sie für edler und höher hält als seine Liebe zu dem unbedeutenden Mädchen***), was sich zuletzt in der Scheu, vor einer solchen majestätischen Frau als Egmonts Geliebte zu erscheinen, zu erkennen gibt. Wundert sich Klärchen auch, daß zwischen Egmont und der Regentin ein so inniges, ganz reines Verhältniß nicht stattfinde, wie sie es sich bei ihres Helden herrlichem Geist und Herzen gedacht†), so meint sie doch, er müsse ihr diese hohe, majestätische Frau bei weitem vorziehen, die einen so männlichen Geist habe. Da aber Egmont bei der Erwiderung unwillkürlich auf die leidige Politik zu sprechen kommt††), faßt

---

*) Die Umschrift des zu Brügge von Philipp dem Guten gegründeten Ordens des goldenen Vließes lautet: Pretium laborum non vile (der Anstrengungen nicht geringer Preis). — In Egmonts Antwort „Ja, Kind!" las man seit 1a irrig noch mein vor Kind.

**) Klärchen, die seine innige Neigung für das Volk mehr ahnt als kennt, fragt ihn schalkhaft, ob er so stolz sei zu behaupten, er bewerbe sich nicht um die Liebe des Volks.

***) „Sie ist ein ander Weib als wir Nätherinnen und Köchinnen" (die sich nur mit dem Haushalt abgeben).

†) Bei der Frage: „Regentin, und du fragst [ob sie sich verstelle]?" schwebt der bekannte Spruch vor, daß, wer sich nicht verstellen könne, nicht zum Regieren tauge.

††) Goethe schrieb: „Diesmal ist sie auseinander." Herder änderte in B

er sich und weicht der nähern Erkundigung auf geschickte Weise aus, indem er zwei für Klärchen anziehendere Züge der Regentin hervorhebt, die auf ihren männlichen Geist hindeuten, aber zugleich sie als weniger weiblich erscheinen lassen, so daß bei ihr an kein so herzliches Verhältniß zu denken, wie es den liebenden Mann zum innig zarten Weibe hinzieht. Beide Züge nahm Goethe aus Strada, der von der Regentin berichtet: „Nicht bloß überschritt ihr Geist das Wesen eines Weibes, sondern sie hatte auch eine gewisse Haltung des Körpers und einen gewissen Gang, wonach sie nicht sowohl ein Weib mit männlichem Geiste schien als ein Mann in weiblicher Tracht. . . . Auch hatte sie am Kinn und an der Oberlippe ein Bärtchen, wodurch sie nicht allein ein männliches Aussehen erhielt, sondern auch an Würde gewann; ja, was sich selten bei Weibern findet, und nur bei sehr starken, sie litt auch zuweilen am Podagra."

Auf Egmonts Frage, wohl nur aus jungfräulicher Scheu würde sie sich schämen, vor ihr zu erscheinen, schlägt sie die Augen nieder, ergreift ihn bei der Hand und lehnt sich an, worauf dieser freudig überrascht über das stumme Geständniß, daß seine Liebe sie über alles erhebe, ihre Augen küßt. Ueber die sich anschließende Besiegelung des Glückes ihrer Liebe durch innigste Seelenverbindung, die herzlichste Umarmung in seligstem, alles vergessendem Liebesgenusse haben wir bereits oben S. 91 gehandelt. Das ist eine seelische Hingebung aneinander, unendlich erhaben über alle gangbaren Liebesauftritte, die das Fallen des Vor-

---

auseinander in außer Fassung, wie er das Frankfurtische ist auseinander auch II, 1 wegschaffte. Vgl. S. 73*.

hanges abschließt. Egmont und Klärchen sind trotz alles Abstandes der äußern Verhältnisse ihrer selbst und ihres höchsten Glückes im Einklang und Verständniß der Seelen sich bewußt geworden.

Man hat dem Dichter vorgeworfen, daß die Handlung in dem für diese so bedeutenden dritten Aufzuge ganz still stehe, damit wir Zeugen von kindlichem Entzücken, weiblicher Liebe und männlicher Zärtlichkeit seien. Allein gerade der Gegensatz zwischen dem ganz sorglos sich seiner Liebe hingebenden Egmont und der in fiebernde Hitze versetzten, von Alba das Schrecklichste für die Niederländer fürchtenden Regentin bringt uns die Gefahr des Helden um so lebendiger vor die Seele, als in der Liebesszene ausführlich der Regentin gedacht wird. Von raschem Handeln und eingreifender Thätigkeit kann bei Egmont gar nicht die Rede sein, da sein unerschütterliches Vertrauen ihn so sicher macht, daß er den herandrohenden Sturm gar nicht fürchtet, er auf dem Vulkan, der ihn verschlingen soll, sich dem seligsten Glück überläßt, ohne seiner Zukunft und der seiner Geliebten zu gedenken, ohne sich zu fragen, wo dieses leidenschaftliche Verhältniß hinaus solle, ohne sich gegen Alba irgend vorzusehn. Von der Höhe seines Glückes und seines edlen Vertrauens soll er in den schrecklichsten Abgrund herabstürzen. Und ist nicht sein Nichthandeln, sein ruhiges Bleiben trotz der drohenden Ankunft Albas die Frucht eines kühn gefaßten Entschlusses, ist er nicht entschieden bereit, gestützt auf das Recht, sein Vertrauen zum Könige und seine Unverletzlichkeit, Alba entgegenzutreten? Die Handlung steht nicht still; wir sehen das Verderben heranrücken.

Vierter Aufzug.

Zwischen diesem und dem vorigen Aufzug liegen einige Tage. Alba ist mit seinem Heere erschienen und hat die strengsten Maßregeln genommen, die Regentin ist geflohen. Alba bemächtigt sich, da Oranien seiner Berufung nicht gefolgt, in hinterlistiger Weise des auf des Königs Rechtlichkeit vertrauenden Egmont.

Erster Auftritt. Straße.*) Egmonts bedrohte Lage tritt uns in der belebten Bürgerszene immer näher. Schon die Regentin hatte, um die durch die Nachricht von Albas Anrücken hervorgerufene Aufregung zu beschwichtigen, das freie Reden über politische Dinge verboten und die Uebertreter streng bestraft.**) Alba, der rasch eingetroffen***), hat gleich bei seiner Ankunft die allerstrengsten Befehle gegeben (vgl. oben S. 34),†) auch sofort, wie zu erwarten stand, sich mit der Regentin überworfen, die sich dann gleich entfernt hat. Diese Nachrichten erfahren wir von den ganz niedergeschlagenen Bürgern, welche uns auch die Widerwärtigkeit der steifen und mürrischen spanischen Truppen (die Freude, ihrer los zu sein, sprach Jetter I, 1 aus) im Gegensatz zu den freien

*) Hier ist nicht, wie II, 1, ein Platz in Brüssel genannt, weil die Bürger auf einem solchen zusammenzustehn nicht mehr wagen.

**) Daher sagt der Zimmermeister, Alba habe von neuem zu reden verboten, und er fragt Vansen, ob sein Buckel schon durchgeheilt sei. Vgl. S. 78.

***) In der Wirklichkeit schiffte er sich am 5. Mai zu Karthagena ein und ging nach Genua, um die Truppen in Empfang zu nehmen. In Brüssel zog er erst am 22. August ein. Vgl. zu Schillers Don Karlos II, 6.

†) Nach Leibe fehlten seit 1a die Worte noch Ehre.

und lustigen niederländischen Soldaten schildern.*) Selbst der sonst so besonnene und tüchtige Zimmermeister hat den Muth verloren, und als er gar von dem Krämer Soest vernimmt, die Regentin sei weg, ist seine letzte Hoffnung auf eine glückliche Lösung und die Erhaltung ihrer heilig beschworenen Vorrechte hin, wie die falsche Nachricht, daß Oranien aus dem Lande sei, ihn bitter mahnt, daß an keinen Widerstand zu denken sei, wenn dieser sogar ihre Sache aufgebe. Freilich erinnert Soest an Egmont als ihre letzte Hoffnung: aber was vermag dieser gegen Alba! Was Oranien gefürchtet, wird geschehen, da dieser seiner letzten Mahnung in seinem festen Vertrauen auf des Königs Majestät nicht folgen kann.

Unsere Furcht für Egmont wird auf das höchste gesteigert durch den nun eintretenden, uns wohlbekannten Rabulisten Vansen, der schon die herrschende Strenge an seinem Leib erfahren hat; denn ist dieser Mensch auch ein durchtriebener Schuft, eine durchaus gemeine Seele, so besitzt er doch Erfahrung und Schlauheit genug, das vor keinem Rechtsbruche, vor keiner Niederträchtigkeit sich scheuende Treiben der Gewaltherrschaft besser als die gutherzigen Bürger zu durchschauen. Albas Strenge gegen die Bürger, deren Angst er verhöhnt, da sie sonst so vorlaut gewesen, fürchtet er auf die Dauer nicht, er ahnt, daß es diesem zunächst um Egmont zu thun sei, den er listig umspinne, um ihn zu verderben, und durch die in der gesetzlichen Form, aber mit Umstoßung alles Rechts über ihn verhängte und schonungslos vollstreckte Todesstrafe den gewaltigsten, tief-

*) Alba legte trotz des Widerspruchs der Regentin die lombardische Brigade von 2200 Mann unter Sanchio Londogno in die Vorstädte von Brüssel.

dringendsten Schrecken zu verbreiten. Er ist der einzige, der trotz der erlittenen Schläge noch Muth hat und seinem losen, bittern Witze freiesten Lauf läßt.*) Auch er will, wie alle Bürger, dem edlen und milden Egmont wohl, aber eben deshalb wünscht er, daß er die Gefahr einsähe, die ihm droht, und sich aus dem Lande machte, dem er hier doch nichts helfen könne.

Treffend wird der glücklich belebte, charakteristisch dargestellte Auftritt durch die in der Ferne sich zeigende, die ganze Stadt durchziehende spanische Runde zum Abschluß gebracht, deren düstere und stolze Haltung Vansen scharf hervorhebt: allein auch sie würden wohl bald durch ihre Liederlichkeit zahm werden, wobei uns die Erwähnung seiner „Nichten" und des „Gevatters Schenkwirth" (eben hat er uns auch ein Beispiel von der Sorte seiner guten Freunde gegeben, die den Galgen verdient hätten, aber bei Egmont mit Ruthenstreichen**) weggekommen) den letzten bezeichnenden Zug liefert zum Bilde des niederträchtigen Rabulisten und Volksaufwieglers. Daß Alba bei aller sonstigen Strenge der Liederlichkeit seiner Soldaten nachsah, wird berichtet.

Zweiter Auftritt. Der kulenburgische Palast.***)

---

*) Der Schelm sitzt überall im Vortheil, kommt am besten durch, sowohl als Angeklagter wie als Richter. — Vansens Schimpfwort Spatzenkopf ist aus der frankfurter Umgangssprache genommen, die es noch heute von einem eingebildeten Menschen braucht, von welchem man auch sagt, er „hat Spatzen (Ratten, Grillen) im Kopfe". Am Niederrhein braucht man so Müschekopf, wie Müsch für Spatz. — Vor sachte steht seit 3 noch recht, was keine Verbesserung, sondern bloßes Druckversehen scheint. — Hier etwas zu viel. Durch Versehen steht seit 1a da statt hier, auch noch in der neuen weimarischen Ausgabe.

**) Zu dem „Buckel voll Schläge" vgl. Schluß von II, 1 (S. 79*) und II, 2.

***) Nach Stradas Culemburgicae aedes; Meteren hat die Form Cülen-

Egmonts Gefangennehmung nach seiner freisinnigen Aeußerung über die Rechte und die Stimmung der Provinzen und über das gegen sie einzuschlagende Verfahren.

Daß Alba auf etwas Besonderes sinne, erfahren wir aus dem Gespräche der beiden unter ihm dienenden Offiziere, die wir uns wohl als Hauptleute zu denken haben, Silva und Gomez. Wie Goethe im Egmont mehrere Namen (Vaska, Breda, Oliva) willkürlich gewählt hat, so sind die dieser beiden aus dem des Ruy Gomez de Silva (vgl. S. 90***) genommen. Nach Strada hielt Avila, Hauptmann der herzoglichen Leibwache, das kuilemburgische Haus und alle Zugänge zu demselben besetzt, aber seinen Namen hat Goethe nicht benutzt. Die Charaktere dieser Offiziere sind gegensätzlich in der Weise des Dichters ausgeführt: der eine ist ein verschlossener, dem Herzog, an dessen Seite er immer gedient, blind ergebener Spanier*), wogegen der an den leichtern italienischen Dienst gewöhnte Gomez alles gern besprechen und erkunden möchte. In ihrem Gespräche treten die Alba befohlenen Sicherheitsmaßregeln und die Unwahrscheinlichkeit hervor, daß der König wirklich nach den Niederlanden zu kommen denke (vgl. oben S. 33 f.); auch vernehmen wir von den Beschwerlichkeiten ihres Zuges**) und dem

---

burg, wonach Goethe hier wohl Külenburg schreiben wollte. Richtiger ist Schillers Kuilemburg. In diesem Palast wohnte Alba nur bis zur Entfernung der Regentin.

*) Goethe hatte zuerst Gomez erwidern lassen: „Dagegen ist nichts zu sagen", dies aber gestrichen und dafür das jetzige „Gut! Gut!" gesetzt.

**) Statt Königlichen sollte Königliche stehn; denn die Franzosen werden hier näher als Truppen des Königs und der Ketzer (Hugenotten) bezeichnet. — Die neben den Schweizern genannten Verbundenen sind die

Zustande, in welchem sie die Niederlande getroffen. Es tritt hier Albas unerschütterlich fester und sicherer, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckender, durch List und Heimlichkeit wirkender Charakter hervor, der uns um so mehr für den arglosen Egmont fürchten läßt, dessen freimüthige Offenheit und sicheres Vertrauen dieser zu seinem Zweck mißbrauchen wird.

Wie Alba sich auf seinem Kriegszuge als unvergleichlicher Meister erwiesen, so bewährt er seine alle Fäden geschickt spinnende und anziehende Schlauheit auch in den zu Egmonts Verhaftung genommenen Maßregeln, deren Zweck sogar die mit der Ausführung Betrauten, mit einziger Ausnahme des als treuer Spion thätigen, in alle seine Pläne eingeweihten, tief verschlossenen Silva, nur im letzten Augenblick erfahren. Erst als Albas zu ihnen tretender natürlicher Sohn (vgl. S. 52) bemerkt, Oranien und Egmont müßten bald erscheinen, geht dem Gomez, der nicht gewußt, daß man diese heute erwarte, das Verständniß der getroffenen Anstalten auf. Noch schärfer drängt sich dies dem für Egmont besorgten Zuschauer auf.

Albas strenges, starres Wesen verräth sich in seinen gemessenen, tief erwogenen Befehlen an Gomez, Silva und Ferdinand, welche ihm über den Stand der Dinge be-

---

Foederati oder Alliés der dreizehn Schweizer Orte, Genfer und Graubündner, die mit den Schweizern, deren Grenzen der Zug berührte (Genf und Zürich), ein zur Abwehr hinreichendes Heer bereit hielten. Gomez nennt zuerst das größte Land, das der Zug berührte, dann die kleine Schweiz; er übergeht den beschwerlichen Zug über die Alpen. — Strada bemerkt, vielleicht habe nie ein Heer mit größerer Mannszucht einen so weiten Weg zurückgelegt als das Albas, da von Italien bis zu den Niederlanden nicht bloß keine Stadt, sondern sogar keine Bauerhütte Gewalt erlitten habe.

richten müssen, wodurch denn auch der Zuschauer die nöthige Kunde erhält. Die weitere Ausführung von Gomez schneidet Alba, als Freund der auf das Nothwendige sich beschränkenden Kürze, mit der raschen Ertheilung der weitern Befehle ab. Welche Wichtigkeit er dem heute zu unternehmenden Schritte beilegt, ergibt sich aus der dringenden Mahnung an seinen vertrauten, vielerprobten Silva, sich bestens zu bewähren, worauf wir denn sogleich vernehmen, daß Egmonts Schreiber und noch andere sofort gefangen genommen werden sollen, ehe er sich Oraniens und Egmonts bemächtigen will. Silva versichert ihn, daß sein Befehl bestens ausgeführt werden wird. Wenn aber Alba darauf weitere Fragen an diesen richtet, so möchte dies eben so sehr seiner selbstbewußten Ruhe widersprechen als die in Silvas beiden Reden vorausgesetzte längere Zwischenzeit zwischen Albas Ankunft und der Gefangennehmung zur sonstigen Darstellung nicht stimmt. Irren wir nicht, so ist hier die ganze Stelle von der Frage Albas an: „Du hast alle Anstalten gemacht?“ bis zu den Worten „mit einem gemeinen Ausgang zu entehren“ erst in Italien eingefügt; denn der Auftritt war wohl schon in Weimar größtentheils ausgeführt, wurde nur wesentlich umgestaltet. Alba schlösse dann an den Befehl, den Geheimschreiber gefangen zu nehmen, die Weisung an, dies sofort zu melden*); so fiele jede Andeutung

*) Die Schlußworte: „die dir bezeichnet sind ... die Nachricht bringe“, sind drei fünffüßige jambische Verse, wie auch später die Rede Ferdinands und Albas Erwiderung „Zum erstenmal mit schwerem Herzen ... den du erlebst“. Die neue Ausführung erhielten die beiden letzten Aufzüge in Italien, nachdem Goethe die Umschrift der „Iphigenie“ in Rom vollendet und Stellen seiner „Nausikaa“ in demselben dramatischen Verse ausgeführt hatte. — Ursprünglich hatte Goethe

von dessen Mißtrauen auf den Ausgang, sowie die sonderbare Wiederholung weg, daß Alba von dem Eigensinn des Glücks, Silva von dem Eigensinn des Schicksals spricht.*)

Als Alba sich nach der Galerie wendet, um seinen Sohn aufzusuchen, da muß doch Silva sich selbst gestehn, daß in diesem der Entscheidung so nahen Augenblick ein banger Zweifel seine Seele beschleicht. Diese ahnungsvolle Furcht Silvas bildet einen scharfen Gegensatz zu Albas fest und sicher in die Zukunft schauender Seelenruhe, da dieser, wie alle Menschen seines kalten Sinnes, von jeder Ahnung frei ist.

Ehe Alba Ferdinand von seiner Absicht und dem Antheil, den er ihm an der Gefangennehmung der beiden Fürsten bestimmt hat, unterrichtet, gibt der Dichter uns durch ihn einige Nachrichten über den Zustand der Stadt. Ferdinands Aeußerung der Neigung, die Egmont ihm eingeflößt**), zieht ihm einen strengen Verweis zu über sein rasches, unbehutsames Anschließen. Dem rohen Kriegsmann, der nur in der Liebe zu seinem natürlichen Sohne eine sanftere Neigung verräth, kommt es gar nicht in den Sinn, das Andenken der Mutter vor dem Sohne zu schonen. Wie sehr er Ferdinand liebe, wie er in ihm dem König und der Welt einen seiner würdigen Nachfolger zu hinterlassen wünsche, spricht er bezeichnend aus; erst darauf gibt er ihm seine Verhaltungsmaßregeln. Dieser aber, der seinen

---

statt „Egmonts Schreiber und . . . Ist es gethan" geschrieben: „das Beschloßne zu thun. Wie sie gefangen sind".

*) Alba redet in der, wie wir vermuthen, später eingefügten Stelle von Egmonts Schreiber, den er oben Geheimschreiber nannte.

**) Die Worte „rief ich ihm entgegen" schrieb Goethe in der Handschrift nachträglich über die Zeile.

Vater kennt, wagt nicht zu widersprechen*), sondern fügt sich, so gut er vermag, indem er seinen tiefen Schmerz hinter eine allgemeine Theilnahme verbirgt.

In dem Augenblick, wo alles zur Ausführung bereit ist, soll Alba erfahren, daß Oranien ihm doch zu klug gewesen und seine Erwartung geschickt getäuscht hat, worüber er seinen Unmuth in einer Verhöhnung seiner eigenen, für untrüglich gehaltenen Klugheit ausspricht.**) Doch Alba hatte gedacht, Oranien werde so klug sein, nicht zu wagen durch sein Nichterscheinen ihn wider sich aufzubringen, aber er war darin unklug (brachte ihn durch sein Nichtkommen auf), weil er klug genug war zu sehn, daß Alba im Sinne habe, wenn er erschiene, sich seiner zu bemächtigen.***) Doch die Stunde drängt, er muß sich entscheiden, was ihm unendlich schwer wird, obgleich

---

*) Die Schwierigkeit in den weiter unten folgenden Worten vor Silvas Eintritt: „auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen", löst sich dadurch, daß in Goethes Handschrift das richtige auszudenken steht. Das kaum erklärliche auszudrücken war ein Schreibfehler der Abschrift, den Herder unverbessert ließ, auch die neue weimarische Ausgabe beibehielt. Ausdrücken könnte nur heißen klar aussprechen, aber auch dies wäre hier ungeschickt. Befehlen bezieht sich auf die Anordnung, ausführen auf die Durchführung. So hatte Alba sich die kühne Gefangennahme Oraniens und Egmonts längst vorgesetzt, die Anordnung derselben getroffen, jetzt galt es sie mit rücksichtslosem Muthe durchzuführen.

**) Bei den Worten: „Er kommt nicht", fährt Alba nicht leidenschaftlich auf, sondern er spricht das Ergebniß des Briefes aus, das er nicht geahnt.

***) Buchner (Akademische Blätter von Sievers I, 731) schlug vor auch (statt nicht) klug zu sein (nicht bloß für klug zu gelten, sondern auch klug zu sein), wobei aber wider Vermuthen ganz ungehörig wäre, abgesehen davon, daß die Stelle dadurch sehr matt würde.

er auch schon früher die Möglichkeit dieses Falles erwogen hatte, doch ohne sie ernstlich in Betracht zu ziehen. Der kalte Berechner steht diesmal zweifelhaft zwischen den beiden ihm von außen aufgedrungenen Entschlüssen, bis ein Zufall ihm die Entscheidung gibt. Er sieht Egmont ganz heiter und ruhig in den Hof reiten*): die Schadenfreude über des verhaßten Mannes Verblendung ergreift ihn um so lebhafter, als ihn Oraniens unterschätzte Klugheit ärgert, und so faßt er den Entschluß, den einen Todfeind, dessen er habhaft werden kann, dem Verderben zu weihen.

Alba weiß den arglosen Mann, der seinem Worte, Oranien werde auch erscheinen, ernstlich geglaubt hat, obgleich dieser ihm bei der Trennung den festen Entschluß, sich nicht zu stellen, ausgesprochen hatte, Alba weiß den treuherzigen Egmont durch seine scharfen Aeußerungen so zu reizen, daß dieser seine freisinnigen Ansichten mit rücksichtsloser Entschiedenheit enthüllt, wodurch Alba auch einen äußern Grund und zugleich den Uebergang zu seiner Verhaftung gewinnt. Die edle Offenheit des im Namen des Königs um seinen Rath gefragten Egmont kann dem spanischen Heerführer zunächst die Wahrheit nicht ersparen, daß die Provinzen vor seiner Ankunft beruhigt gewesen, ja durch diese erst mit Furcht und Sorge erfüllt worden.**) Wenn gerade Alba sich darüber als persönlich verletzt äußert, so liegt dies freilich nicht in seinem Charakter, aber er will Egmont eben reizen. Entschieden erklärt

*) Vgl. dazu den Gegensatz im Götz II, 3 (Erläuterungen S. 92).

**) Der neuen Soldaten, der spanischen, deren Entfernung man durchgesetzt hatte.

er, daß er jedes Pfand für die Erhaltung der Ruhe vermisse*), da er dem guten Willen des Volkes nicht traut.**)

Ueber diese Geringschätzung des Willens des Volkes, auf den er fest vertraut, geräth Egmont etwas in Hitze: ein König sei nie sicherer, als wenn er sich einig mit seinem Volke fühle. Da jener höhnisch fragt, ob dieses denn etwa augenblicklich der Fall sei, fordert der Vertheidiger des Volkes Verzeihung und Beruhigung, die bald die nicht verschwundene, sondern nur unterdrückte Treue und Liebe des Volkes wieder hervorrufen würden. Im schärfsten Gegensatz hierzu erklärt sich Alba für die strengste Sühne der verletzten Majestät des Königs, sowie der geschändeten Religion.***) Da Egmont darauf deutet, die Strenge werde nur das Land entvölkern, wie schon jetzt jeder fliehe, wer könne, wirft Alba in scharfem Ausfalle die Schuld, daß die Sache so schlimm stehe, auf den Mangel an ernstlichem Wollen und thätigem Eingreifen der Fürsten und Statthalter, die an den Unruhen des Volkes ihre Freude hätten und ihr Amt nur als ein Spiel betrachteten, um sich zuweilen bemerklich zu

*) Nach Strada äußerte Alba im Staatsrath zu Madrid: „Sind die Rebellen augenblicklich in Ruhe, so ist doch die Wildheit in ihren Gemüthern zurückgeblieben, und sie werden ihre Kräfte wieder sammeln, wenn sie die Furcht der Rache abgelegt .... Das steht ja bereits fest, daß die Ketzerei sich nie aufrichtig beruhigt."

**) In Albas vorangehender Rede hatte Goethe zuerst geschrieben „und wie bald er sie verlassen will", das er dann in „sie zu verlassen" änderte.

***) Die nur nebensächliche Aeußerung Egmonts, Gott sei zu groß, als daß eine Lästerung an ihn reiche, veranlaßt Alba zu der sophistischen Bemerkung, der König müsse sich eben deshalb Gottes, und sie auf gleiche Weise des Königs annehmen, damit jede Schändung beider gerochen werde. Bei den Worten „was der Obere abzulehnen verschmäht," schwebt das Bild vom Pariren des Stoßes vor.

machen.*) Nur mit Mühe enthält sich Egmont, den unverkennbar auf ihn gezielten, seine Treue und Ehre verdächtigenden Vorwurf als eine freche Beleidigung im Blute des Gegners zu sühnen, doch weist er, nachdem er sich endlich gefaßt, die schnöde Verdächtigung mit der gemessenen Bemerkung zurück, es halte nicht schwer, die Absicht eines Mannes zu verdächtigen, was er durch ein scharf schneidendes Beispiel belegt, womit er zur zweiten oben gestellten Forderung, der Beruhigung der Gemüther, den Uebergang macht. Man behaupte nämlich, der Spanier wolle unter dem Vorwande der Erhaltung und Hebung der Religion die Niederländer unterjochen, sie um ihre Besitzthümer und Rechte bringen. Albas Verdächtigung, als ob das seine Gesinnung sei, weist er ruhig zurück, kann aber nicht umhin, des doppelten Joches zu gedenken, das der Niederländer für seine Freiheit fürchte. Jener, der sich ganz auf den Standpunkt des bloß einen Herrscher und Unterthanen, nur für jenen ein Recht, das der Willkür, kennenden Despotismus stellt, spottet über den falschen Begriff der Freiheit, und zieht gegen deren Mißbrauch zum Bösen und zum eigenen Schaden mit blindester Verdammung los. Man müsse die Niederländer durch Beschränkung ihrer Freiheit zu ihrem Besten wie Kinder leiten; werde ja ein Volk nie klug. Egmont dagegen hebt als Vertheidiger des so verächtlich von Alba behandelten Volks die

*) Wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht. In den Fastnachtsspielen kommt es häufig zum Prügeln, weil das Volk sich an der Darstellung solcher Szenen ergetzt. In Deutschland blühten Fastnachtsspiele bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Vgl. auch Egmonts Aeußerung im Gespräche mit seinem Sekretär II, 2.

Unbilligkeit hervor, sich allein die ganze Weisheit als Erbgut zuzuschreiben, was sich in dem scharf ausgeprägten, als Erfahrungssatz hingestellten: „Wie selten kommt ein König zu Verstand!“ bitter ausspricht. Ja, wäre es noch der König allein, fährt er fort, um die Unbilligkeit noch nach einer andern Seite hin auszuführen, nein dieser wird von seinen Kreaturen beherrscht, die seinen Launen schmeicheln, und die, weil sie selbst den Schein von Dienern sich gefallen lassen müssen, alle übrigen streng beherrscht wissen wollen. Doch von den allgemeinen Bemerkungen wendet sich Egmont zur vorliegenden Frage zurück, indem er den eingeschlagenen Weg der Strenge für durchaus verfehlt erklärt, was er schließlich durch eine vortreffliche Schilderung seiner an der Freiheit unerschütterlich festhaltenden Landsleute beweist.*)

Hier hat sich Egmont für Alba schon deutlich genug ausgelassen, weshalb derselbe sich bereits mehrmals nach der Rückkunft seines Sohnes umgesehen; doch da dieser noch immer nicht erscheinen will, so sucht er ihn noch hinzuhalten, indem er ihn zu weitern Aeußerungen veranlaßt, die er ihm sonst, da solche freisinnige Reden ihm ein Greuel sind, gern erlassen hätte. Der Dichter gewinnt aber hierdurch Gelegenheit, uns einen noch tiefern Blick in Egmonts Ansicht von wahrer Freiheit und einer gerechten, würdigen Regierung zu eröffnen**), wie sie jedes seiner Selbständigkeit bewußte

*) Die Worte „werth Gottes Boden zu betreten ... nicht zu unterdrücken“ bilden sechs jambische Verse von verschiedener Länge. — Gottes Boden. Gott hat dem Menschen die Erde zu freier Entwicklung angewiesen. — Rund, ganz in sich vollendet.

**) Zu der Stelle: „Leicht kann der Hirt u. s. w.“ vgl. die Aeußerung

Volk verlangen darf, wobei er besonders die Bewahrung überkommener, heilig beschworener Rechte hervorhebt, die zu verletzen ein die Majestät schändender Frevel sei. Die Art, wie Alba, der endlich mit der Absicht des Königs unverhüllt hervortritt, Egmont immer weiter treibt, bis er zuletzt in edelster Begeisterung es einer edlen Seele gleich erklärt, ob sie sich dem Joche des Despoten oder dem Beile des Henkers beuge*), ist eben so vortrefflich erfunden, wie die Ausführung zu den glänzendsten Offenbarungen des goetheschen Geistes gehört. Jedes Wort in Egmonts Vertheidigung der Rechte des Volkes ist gediegenes Gold der Wahrheit, mit menschlichstem, sittlichstem Gefühl seelenhaft ausgeprägt, wie denn schon Adam Müller mit Recht behauptete, fast die ganze moderne Staatsweisheit habe nichts höheres aufzuweisen. Daß das wahre Glück des Volkes, nicht des Herrschers Machtvollkommenheit der Zweck des Staates sei, daß das Volk nach seinem geschichtlich entwickelten Charakter, nach seiner Eigenthümlichkeit regiert zu werden verlangen dürfe, daß der König an seine Verträge, an sein Wort gebunden sei, fließt mit sprechendster Klarheit aus Egmonts wie frischester Lebensodem uns anwehender Seele, wogegen die despotische Willkür Albas, der nur mit Wider-

---

Mösers aus dem Jahre 1775 (wieder abgedruckt 1778 im dritten Bande der patriotischen Phantasien): „Erfordere es gleich mehr Klugheit und Macht, die Ordnung unter tausend Löwen und Löwinnen zu erhalten, so wolle er doch lieber Futterknecht bei diesen als der oberste Schäfer sein, und eine Heerde frommes Vieh spielend vor sich hertreiben" (Werke B. 3, 89 f.).

*) In Egmonts letzter Rede bilden die Worte: „Ob sich der Nacken . . bucken soll," zwei jambische Fünffüßler, wie die vorhergehende Albas mit dreien schließt. Auch endigt Egmonts Rede auf drei jambische Fünffüßler, von denen der letzte nur eine Silbe weniger hat.

willen das Gespräch fortsetzt, sich in bodenloser Menschenverachtung grausenhaft abspiegelt. Egmont bewegt sich nicht in träumerischen Einbildungen, er spricht nur das reine Gefühl eines gesunden, für Recht und Menschlichkeit warm schlagenden Herzens aus, welchem Volkseigenthümlichkeit und Volksbewußtsein als unverletzliche Heiligthümer gelten. Rührend ist es, wie er vor dem blutigen Gewaltherrscher die Sache des verleumdeten, geschändeten Volkes mit einem Eifer führt, der den Glauben, dieses Felsenherz zu erweichen, nicht aufgeben mag. Und wie ergreifend wirkt der hehre Freisinn, der auch da noch, wo die Niederlage entschieden ist, die Fahne hoch emporhält, zum Zeichen, daß auch im Untergange der Muth ungebrochen in edler, starker Seele sich zusammenhält. Was auch Egmont als Staatsmann durch Leichtsinn gefehlt haben mag, die freie Sprache, die er gegen Alba führt, und besonders sein heldenhaftes Schlußwort sühnen dies vollauf.

Dritter Auftritt. Ferdinand tritt auf. Er übergibt Alba Silvas Brief und unterhält sich freundlich mit Egmont, während sein Vater liest.*) Selbst nach der freien Aeußerung seiner dem ausgesprochenen Willen des Königs entgegenstehenden Ansicht hält Egmont sich für völlig sicher, ohne irgend einen Verrath zu ahnen; sein gutes Bewußtsein uud das noch immer unerschütterte Vertrauen auf des Königs Gerechtigkeit beruhigen ihn, ja er hofft, zu anderer Zeit Alba selbst zu überzeugen. Erst als dieser ihn

*) In Ferdinands Worten an Egmont hieß es ursprünglich statt „das eure Leute . . . abzuholen“: „auf dem ihr hergeritten seid. Es steht noch unten, ich hab' es lange betrachtet.“ Die Motivirung schien Goethe später weniger passend.

aufhält*) und seinen Degen fordert, erkennt er seine Verblendung. Anfangs sieht er darin nur einen Streich Albas, doch mahnt ihn die Berufung auf den König, daß dieser gegen ihn und die übrigen Fürsten von Alba eingenommen sei, und der Krösusruf! „Oranien! Oranien!“ spricht das Eintreffen der ihm jetzt lebhaft vor die Erinnerung tretenden Weissagung des klug vorschauenden Freundes mit schmerzlicher Klarheit aus.**) Egmonts letzte Worte sind frei nach Strada ausgeführt. Vgl. oben S. 35.

Fünfter Aufzug.

Egmonts Verurtheilung, Schmerz und Verklärung. Klärchen, die dem geliebten Helden, den sie nicht befreien kann, im Tode voraneilt, erscheint ihm im Traume als die Freiheit der Provinzen und läßt ihn in dem aus der Ueberwindung des Schmerzes, so früh dem schönen Leben entsagen zu müssen, sich aufschwingenden, begeisterten Gefühle, daß das Volk zum Sturze der Tyrannei die Waffen ergreifen und sich die geraubten Freiheit wiedererobern werde, freudig in den Tod gehn.

*) Wenn Alba sagt, glücklich habe ihn der Zufall verhindert, seinen Sinn noch weiter zu verrathen, so stellt er die verabredete Zwischenkunft seines Sohnes als Zufall dar; glücklich, weil es ihm dadurch erspart worden, weitere, noch maßlosere Beleidigungen des Königs anzuhören. — In Egmonts Rede findet sich eine Reihe jambischer Fünffüßler.

**) Früher war Albas Rede: „Halt, Egmont! — Deinen Degen! — Der König befiehlts, du bist mein Gefangener“, durch keine Zwischenrede Egmonts unterbrochen; dieser erwiderte „nach einer Stille“ die Schlußworte: „So nimm ihn. Er hat öfter u. s. w.“ Die jetzige Aenderung machte Goethe auf einem übergeklebten Blatte, auf welchem er die Frage: „Der König?“ erst nachträglich zwischen die Zeilen schrieb.

Erster Auftritt. Straße. Dämmerung. Die rath- und trostlose Niedergeschlagenheit der durch Egmonts Gefangennehmung gebrochenen Bürger wird durch Klärchens begeisterten Aufruf zur Befreiung des einst so gefeierten Helden, statt erhoben, in Zittern und Beben versetzt. Vortrefflich tritt die Wirkung jener Schreckensnachricht auf Egmonts Geliebte und die Bürger gegensätzlich in belebter Handlung hervor, die zugleich Klärchen ihrem Ende näher führt. Der ganze schon am Anfang des vierten Aufzugs geschwundene Muth dieser einst so lauten, auf ihre Rechte pochenden Bürger scheint auf einmal in die Seele dieses begeisterten Mädchens, dieser echten Niederländerin, sich geflüchtet zu haben. Am Morgen ist Egmont verhaftet worden, man hat ihn auf das alte Schloß gebracht; in derselben Nacht, so fürchtet die von der Despotie das Schrecklichste besorgende Geliebte, werden sie ihn ermorden, wenn die Bürger ihn nicht befreien.

Bei der Dämmerung läßt es sie nicht mehr zu Hause ruhen; das sonst so sittsame, bescheidene Mädchen*) zieht ihren treuen Brackenburg, dessen Begleitung sie sich bisher nicht gestattet hat, auf die Straße, um die Bürger für Egmont aufzurufen. Umsonst versucht Brackenburg sie zurückzuhalten; ist ja ihre schwärmerische Begeisterung für den Helden überzeugt, daß es nur eines Aufrufes bedürfe, um alle Bürger aufzuregen, und sie fühlt keine Gefahr, da sie nur ihr ohne Egmont doch werthloses Leben einsetzt. Rührend ist es, wie Klärchen sich ihren Brackenburg, den sie jetzt nur wie ihren Bruder betrachtet, eben

*) Goethe läßt Klärchen nur Sonntags zur Kirche gehn, während Fausts strengkatholisches Gretchen diese täglich besucht.

so begeistert für Egmont denkt, wie sie selbst ist. Mit glühendster Seele fordert sie die nahenden Bürger zur Befreiung auf, die ihnen den schnöden Knechten der Despotie gegenüber augenblicklich gelingen müsse.*) Als diese aber sich ängstlich abwenden, weist sie mit herzlichster Beredtsamkeit darauf hin, daß ihnen jetzt ja nur eines am Herzen liegen könne, Egmonts Befreiung, der einst ihr Abgott gewesen. Brackenburg will sie, auf Soests Mahnung, wegzubringen suchen, aber vergebens deutet er auf die besorgte Mutter, und auf die Möglichkeit, daß es um Egmont nicht so schlimm stehe: voll leidenschaftlicher Aufregung unterbricht sie ihn, da es sie beleidigt, in diesem Augenblicke der wichtigsten Entscheidung durch die Furcht vor der Mutter sich abmahnen zu lassen, und die schreckliche Gewißheit sie foltert, daß die Tyrannei nach Egmonts Blut dürste. Noch einmal erhebt sie ihre Stimme, um die von der Wahrheit ihrer Mahnung ergriffenen, aber vor der schrecklichen Uebermacht in bitterste Furcht gerathenen Bürger zu ermuthigen, indem sie daran erinnert, was sie an Egmont verlieren; da diese aber durch ihre begeisterten Freiheitsreden in immer größere Angst versetzt werden, möchte sie gern mit ihrem eigenen Muth, da es den Bürgern gerade daran fehlt**), mächtig ihre Seele anhauchen.***)

Die Bürger, deren Muthlosigkeit sie mit Verachtung

*) Die Worte „Auf dem Markte . . . am freien Himmel wieder" sind zehn fast ganz vollständige jambische Fünffüßler. Auch in der darauf folgenden größern Rede Klärchens finden sich mehrere jambische Verse.

**) Nach allen in den Worten „was euch allen eben fehlt" war eben seit 1a weggefallen.

***) Am Schlusse dieser Rede von den Worten „Wie eine Fahne" an schlagen die jambischen Verse wieder entschieden durch.

gegen diese Memmen erfüllt, deren frühere begeisterte Liebe für Egmont sie wiederholt hervorhebt, entfernen sich in scheuer Angst. Von diesen feig verlassen, will sie durch List die Befreiung des Geliebten versuchen. Brackenburg bittet sie voll ängstlicher Besorgniß, nach Hause zu gehn. Sie widerspricht nicht, sondern ihr Gut! deutet auf ihren jetzt plötzlich gefaßten Gedanken. Sie hat bereits im Sinne, Egmont im Tode zu folgen, und so versinkt sie sinnend in sich: erst als ihr Begleiter, weiter in sie dringend, bemerkt, sie sei außer sich (alles Frühere hatte sie überhört), fährt sie auf und findet es abscheulich, daß man ihre Begeisterung für Egmont, diesen innersten Pulsschlag ihres Lebens, ein Außersichsein schelte; sie allein sei sich treu geblieben, nur die feigen Bürger, zu denen sie jetzt auch Brackenburg zählt, seien außer sich gerathen. Seine erneuerte Mahnung, nach Hause zu kommen, nimmt sie wieder scheinbar ruhig auf, indem sie sich die Frage vorhält: Nach Hause? Ist ja ihr Haus nur bei Egmont, dessen der Tod wartet. Der Gedanke, Egmont zu folgen, hat sich bereits in ihr festgesetzt. Auf Brackenburgs wiederholtes Drängen versinkt sie träumerisch wieder in sich, so daß sie dessen weitere Rede überhört. Erst bei den Worten: „Besinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?“ gedenkt sie seiner immer wiederholten Mahnung, nach Hause zu kommen. Ja sie will nach Hause, ganz fest steht jetzt der mit voller Seele gefaßte Entschluß, den sie in dem Ausrufe: „Weißt du, wo meine Heimat ist?“ unwillkürlich andeutet. Daß Brackenburg dies überhört, erklärt sich aus seiner ängstlich gespannten Aufregung, da er nur das noch immer heiß geliebte, jetzt verwirrte Mädchen sicher nach Hause bringen möchte.

Zweiter Auftritt. Gefängniß, durch eine Lampe erhellt. Wenn Klärchen verzweifeln muß, ihren Egmont gerettet zu sehn, so hat den Helden selbst, wie schrecklich auch seine Haft und die trübe Gefängnißluft ihn mit düstern Bildern anwehen, die Aussicht auf Befreiung noch keineswegs verlassen, wie uns sein an manchen Stellen lyrisch gehobenes Selbstgespräch*) zeigt, das in die erste Nacht seiner Gefangenschaft fällt. Egmont hat sich eben vom Ruhebett erhoben. Goethe gibt außer der Erwähnung eines im Grunde stehenden Ruhebettes keine bezügliche szenarische Bemerkung, die auch in Schillers Theaterbearbeitung fehlt.

Der Schlaf, sein alter Freund**), der, so lang er sich frei fühlte, mitten unter Gefahren ihn freundlich umschlang,

---

*) Schon im ersten Absatz, besonders gegen Ende, treten jambische Verse hervor; der zweite beginnt mit vier Sechsfüßlern, wobei es bezeichnend ist, daß hier gewalt'ge mit Apostroph steht, wie vorher in verräthrische das e fehlte, wofür nur die Abschrift verrätherische hat, wie weiter unten verrätherisch. Ueberhaupt wird in Goethes Handschrift nirgendwo der jambische Rhythmus durch ein solches e gestört. Dann schlagen jambische Verse entschieden durch in den Worten „wie mit den übrigen Gestalten . . . dem Feigen widerlich". Fünffüßler finden wir auch in der schönen Beschreibung: „Da eilt' ich fort . . . wir hingehören", worauf zwei Neunfüßler, ein Fünf-, drei Sechsfüßler folgen; bei den Worten „wo das Verlangen" sprengt die leidenschaftliche Rede das Versband, bis der jambische Rhythmus mit „wo der Soldat" wiederkehrt. Auch die beiden letzten Absätze bewegen sich in jambischen Versen, nur in den Worten „Und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen" herrscht der anapästische Rythmus vor. Durch Streichung einzelner Worte in diesem Monolog hat Goethe selbst mehrfach den jambischen Rhythmus hergestellt. Ursprünglich stand vor uns umwittern noch einhüllend, dann rächend vor erretten und belebend (statt über sie).

**) Goethe nannte Frau von Stein und den Schlaf seine beiden besten Freunde. Vgl. auch die erste Strophe seines Maskenzuges Aufzug des Winters.

flieht ihn jetzt, wo eine unheimliche Gewalt sein innerstes Wesen erschüttert. Die düstere Ahnung, daß es mit ihm zu Ende sei, daß er hier verschmachten müsse, durchzieht wie ein schleichendes Gift seine Seele. Aber nicht die Furcht vor dem Tode ist es, die ihn ängstigt, sondern dieses langsame Hinmodern. Mit lebhaftester Erregung schildert er seinen unwiderstehlichen Drang nach frischer Luft und freier Bewegung, wo der Mensch sich selbst, alle seine Kräfte und Sinne recht fühle, sich wahrhaft als Mensch empfinde.*) In diesem Kerker schwindet sein Leben hin; dieses Ruhebett widert ihn wie das Grab an.**)

Aber bald ermuthigt er sich wieder zu fröhlicher Hoffnung, indem er die düstere Sorge und die voreilige Zweifelsucht verscheucht. Auch jetzt noch schützt ihn ja die Gerechtigkeit des Königs, an welcher er nimmer zweifeln darf. Die Regentin wird sich liebevoll seiner annehmen. Daran, daß diese selbst geflohen sein könne, denkt er nicht. Und versagten diese ihm ihre Hülfe, Oranien wird mit dem Adel alle Mittel seiner unternehmenden Klugheit in Bewegung setzen. Sollte aber auch diesem die Befreiung nicht gelingen, dann wird das Volk sich erheben, seinen Freund gewaltsam zu retten.

---

*) Dem erdgeborenen Riesen, Antäus. Die Vergleichung ist Goethe wie andern Dichtern geläufig. Aus Bologna schreibt er am 20. Oktober 1786: „Ich komme mir wie Antäus vor, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Verbindung bringt." Faust nennt sich in der klassischen Walpurgisnacht ein Antäus an Gemüthe. Eigen hat das Bild Schiller in den Worten des Wahns Str. 2 verwandt.

**) Ursprünglich hatte Goethe geschrieben gleich nach Leben „und wie vorm Grabe starrt".

Freilich scheinen die ihn schaurig und öde umfangenden Mauern alle seine muthigen Hoffnungen niederschlagen zu wollen, aber seine an den Sieg der Freiheit und des Rechts unerschütterlich glaubende Seele überwindet alle bangen Zweifel. Lebhaft ahnt er, wie das Volk inbrünstig für ihn zum Himmel fleht, und wenn dieser ihn nicht durch ein Wunder, wie seine Heiligen (vgl. S. 121), befreit, dann wird jenes sich wie ein Mann erheben, um mit Gewalt den Kerker zu sprengen. Schon sieht er sich befreit, von jauchzenden Gesichtern umgeben, aber kein lieberes Bild wird ihm hier entgegentreten als sein edel und glühend ihn und sein ganzes Wesen verstehendes heldenhaftes Klärchen; ihm würde er so gern seine Freiheit danken, die einem andern zu schulden einem edlen, muth- und kraftbeseelten Herzen äußerst schwer fällt.*) Egmonts Freiheitsliebe tritt nirgends bezeichnender hervor als hier, wo der Gedanke, im Kerker zu verschmachten, wie ein Gifttropfen in seinem Blute wühlt; nicht weniger erkennen wir in dem Glauben an die Gerechtigkeit des Königs und die Liebe der Regentin, in der Hoffnung auf das mannhaft seine Treue bewährende Volk sein auf edle Menschheit vertrauendes Herz, und das tiefe Gefühl für Klärchens reine, männlich beherzte, weiblich zarte Seele springt wie ein

*) Die Worte „die Mauer stürzt vor ihren Händen ein" waren seit 3 durch den Druckfehler von entstellt, den die weimarische Ausgabe beibehalten hat. Druckfehler von 2 war vorher „im (statt vorm) Angesicht der Sonne". So stehen V, 4 „vorm Angesicht des Tages", „vorm Angesicht des Volks", und ähnlich anderswo. Vgl. zum Götz S. 148**. Eben so willkürlich gab 2 darauf vor dem (statt vor'm) Ruhebette, aber auch hier hat die weimarische Ausgabe den Druckfehler gehegt.

heller, kräftiger Strahl aus seiner vollen Brust. Noch liegt ihm der Gedanke fern, Alba werde sein Leben bedrohen, über das nur der König und die Ritter des goldenen Vließes aburtheilen dürfen; ein solcher Rechtsbruch kann ihm gar nicht in den Sinn kommen.

Dritter Auftritt. Klärchens Haus. Zwischen dem vorigen Auftritt und unserm, in Klärchens Hause gleichfalls zur Nachtzeit spielenden liegt ein ganzer Tag in der Mitte, was man freilich gleich hier, nicht erst in Egmonts folgendem Selbstgespräch, angedeutet wünschte. Die Nachricht von Egmonts Verurtheilung ist zu Klärchen gedrungen; sie hat Brackenburg abgeschickt, um Gewißheit darüber zu erlangen; mit seinem Leben soll auch das ihre zu Ende gehn.

Eben glaubt sie den sehnlichst zurückerwarteten Brackenburg gehört zu haben, aber sie erkennt bald ihre Täuschung. Mit tiefer Bewegung hält sie sich die Gewißheit vor, welche ihr Brackenburg bringen soll. Aber noch immer kann sie nicht an die Möglichkeit von Egmonts Verurtheilung glauben, des ersten, einzigen der Menschen.*) Und doch ist es so! Hieran schließt sich die schmerzliche Betrachtung ihrer eigenen Unfähigkeit, ihm Hülfe zu leisten. Wie hatte sie ihr ganzes Leben ihm geweiht, den sie für gesichert vor allen Angriffen hielt, und jetzt muß sie es dulden, daß sie sein Leben gefährden, während sie die ihr ge-

*) Die Worte „Und die Regentin" bis zum zweiten „Ist dies die Welt?" würde man gern ausscheiden, da der Gedanke an eine Verwendung oder an Befreiung durch Gewalt hier ungehörig ist. Die letzten Worte vom ersten: „Ist dies die Welt?" an sind jambisch.

lassene Freiheit nicht zu seinem Besten verwenden kann.*) Als sie aber nun Brackenburg wirklich kommen hört, da befällt sie der Gedanke, daß sie heute zum erstenmal dem guten Menschen zur Nachtzeit ohne Wissen der Mutter die Thüre öffnet**), aber nicht zum Liebesgenusse, sondern zum Empfange der letzten schrecklichen, ihren Tod bestimmenden Gewißheit.

Brackenburg, welcher der Geliebten zu Gefallen sich durch Gäßchen und Winkel geschlichen, ist von dem, was er geschaut, so arg erschüttert, daß er sich des tiefsten Mitleids nicht enthalten kann, obgleich Egmont ihm selbst sein höchstes Gut entrissen hat.***) Klärchen hatte gefürchtet, heimlich werde die Tyrannei den Helden ermorden, aber Brackenburg muß ihr berichten, wie die Frechheit sich so weit versteigt, vor den Augen des Volkes die gräßliche Hinrichtung

---

*) Von dem Aufruf „O Egmont!" an fließt Klärchens Rede ganz in jambischen, zum Theil kurzen Versen. — Sie nennt sich den kleinen Theil von seinem Wesen, insofern sie innig mit ihm verbunden war, ganz ihm angehörte. Auch hier hatte sich ein arger Druckfehler von 3 (kleinsten) fortgepflanzt, bis ich ihn weggeschafft habe.

**) Die nächtliche Thür sagt Goethe, wie die nächtlichen Thränen am Ende der Elegie Euphrosyne, später sogar in rein prosaischer Darstellung die nächtliche Stadt. Kühner ist in der Pandora morgendlicher Jüngling.

***) Er nennt in dieser Szene die Geliebte Kläre, was dem Dichter wohl würdiger schien als Klärchen. Vgl. oben S. 68*. — Die Worte „In Schmerzen . . . jeden Tag" bilden zwei jambische fünffüßige Verse, wie auch Klärchens Erwiderung Hier ist vor (statt von) mir ein fortgepflanzter Druckfehler von 2. Das Leben fließt von ihr nieder. Das Leben ist ein Bestandtheil von ihr; es schwindet ihr, es ist keineswegs als von ihr getrennt zu denken.

zu vollziehen, um jeden Gedanken an Recht und Freiheit blutig auszulöschen. Es schwebt hierbei Stradas Bericht vor, nur daß die Vorbereitungen in der Mitternacht erfolgen, da die Hinrichtung nicht, wie dort, am Mittag, sondern am frühen Morgen geschieht.*) Als Brackenburg vor ihrer erregten Einbildungskraft den ganzen Marktplatz wieder in Dunkel versinken läßt, da sieht sie das Blutgerüst von der sich öffnenden Erde verschlungen, einen Engel, wie einst bei Petrus (Apostelgeschichte 12, 7 ff.), Egmonts Kerker öffnen, seine Bande lösen und ihn zur Freiheit führen.**) Aber die Freiheit, zu welcher der Engel hinführt, ist keine irdische, sondern Klärchen, die bereits eben, als der über Egmont verhängte Tod ihr zur Gewißheit geworden, „den seligen Gefilden näher und näher wandelte", meint das Jenseits. Dorthin will sie ihm auf einem ihr nicht durch einen Engel erhellten Pfad entgegeneilen.***) Rasch wendet sie sich weg, um das Gift zu trinken, und als Brackenburg sie dringend aufhält, bittet sie ihn, ja kein Geräusch zu machen, sondern sie ganz ruhig sich und ihrem Tod zu überlassen, dem sie entgegeneilen müsse.

Als eine Sterbende aber muß sie ihm über ihr inniges Verhältniß zu ihm die klarste Einsicht geben, sie muß

---

*) In den Worten „den sie zum Zeugen ihrer Wuth geschändet" hat sich der Druckfehler Zeichen statt Zeugen seit 1a fortgepflanzt. — Brackenburgs Schilderung und Klärchens Erwiderung lassen den jambischen Rythmus stark durchklingen; mehrfach finden sich Fünffüßler.

**) Auch hier haben wir mehrere jambische Verse.

***) In dieser Dunkelheit, die ringsum herrscht. In derselben Weise stand kurz vorher durch die Nacht.

ihm gestehn, wie sie mit wärmster Schwesterliebe, die er nicht verstanden, ihm zugethan gewesen. Es ist ein herrlicher Zug unseres Dichters, daß Klärchen auch die Bruderliebe mit tiefer, reiner, seelenhafter Gewalt empfindet, und sich scheidend noch mit Brackenburg als liebende Schwester verbindet, wie sie ihm auch jenseits zu erscheinen hofft, wohin sie ihrem Egmont als Braut entgegenfliegt. Freilich steht diese Darstellung ihres Verhältnisses zu Brackenburg mit der frühern in Widerspruch, aber im raschen Gange des Dramas empfinden wir dies durchaus nicht; der Dichter benutzte an jeder der beiden Stellen die Auffassung, die seinem Zwecke wirksamer Darstellung am besten entsprach.

Vergebens bittet Brackenburg sie um den Trost, mit ihr sterben zu dürfen: er soll für ihre Mutter leben, mit dieser sie und das traurige Schicksal des Vaterlandes beweinen, für das sie nach Egmonts Tode in der nächsten Zeit keine Rettung sieht.*) Zu einer Begeisterung, wie sie den sterbenden Helden ergreift, dessen Blut zum Sturze der Tyrannei treibt, fehlt der Unglücklichen jede Anregung. Vergebens stellt Brackenburg ihr vor, daß ihr Tod ihnen beiden, der Mutter und ihm, den Todesstoß geben werde, daß beide ihr liebevoll zur Seite stehn, mit ihr leiden wollen — er verbittert ihr

*) Wenn sie sagt, das heutige Geschlecht werde diesen Jammer nicht los, so versteht sie unter diesem Jammer die durch die Schwäche verschuldete Erniedrigung des der Tyrannei verfallenen Vaterlandes, die so groß sei, daß keine Erhebung sie zu tilgen vermöge; schwebt ihr ja die Muthlosigkeit der Bürger im Gegensatz zu Egmonts Heldenmuth lebhaft vor der Seele. Die Worte sind hier jambisch, mit Ausnahme des Schlusses. Auch Brackenburgs vorhergehende Rede besteht aus zwei Fünffüßlern.

durch diese Erinnerung nur den Abschied, da ein Leben ohne Egmont, das er ihr in Aussicht stellt, für sie ein Leben der Verzweiflung wäre.*) Noch einmal ruft er sie auf, sich ernstlich zu bedenken, ehe sie den letzten Schritt thue. Vergebens! Sie hat sich durch alle Qualen und Schmerzen zu dem unerschütterlichen Entschluß durchgearbeitet. Da aber Brackenburg immer mehr in sie dringt, sie an das auch ihr noch scheinende Lebenslicht, an den auch ihr noch lachenden Tag erinnert**), da reißt er sie grausam wieder in die schreckliche Wirklichkeit, welcher sie im Hinblick auf die jenseitige Vereinigung sich schon entzogen gefühlt hatte. Lebendig malt sie sich den grausen Morgen der Hinrichtung, ja die Stunde glaubt sie schlagen zu hören***) — und nun ist es auch für sie Zeit.†) Zum Fenster tretend trinkt sie.††) Brackenburg, der es zu spät bemerkt, ruft ihr mit bitterstem Schmerzgefühle zu†††); sie aber reicht ihm den Rest

---

*) Hier, sowie an ein paar vorhergehenden Stellen, erscheint ein jambischer fünffüßiger Vers.

**) Klärchen unterbricht die Rede Brackenburgs bei den Worten „noch mancher Tag", nach denen das Ausrufungszeichen zu streichen ist, das in Goethes Handschrift nach dem Gedankenstrich steht, während noch die weimarische Ausgabe nach dem Ausrufungszeichen Gedankenstrich hat.

***) Man vergleiche die ähnliche Stelle Gretchens am Schlusse des Faust.

†) In 4 findet sich der Druckfehler die (statt es) Zeit.

††) „Mich scheucht des Morgens Ahnung in das Grab", wie die Geister beim Anbruch des Morgens. Sie ist dem Tode verfallen.

†††) Das Trinken des Wassers, nachdem sie das Gift zur Hälfte getrunken, ist ein späterer Zusatz; denn die auf das Glas Wasser bezüglichen szenarischen Bemerkungen schob der Dichter erst nachträglich in die Handschrift ein, und daß sie zweimal trinkt, scheint kaum passend. In Schillers Kabale und Liebe thut Ferdinand Arsenik in das Glas Limonade.

des Giftes, und überläßt es ihm, sich zu entscheiden, ob er ihr folgen dürfe. Ganz ruhig will sie ins Jenseits hinüber schlummern, und so soll er stille scheiden, ohne irgend Geräusch zu machen. Als er aber der Scheidenden in ihr Gemach folgen will, bittet sie ihn dringend, sich zu entfernen, damit man ihn nicht für den Giftmischer halte.

Brackenburg ergießt die unendliche Verzweiflung seines gepreßten Herzens in schneidendstem Jammer.*) Mit der Geliebten zu sterben, das wäre die einzige That gewesen, zu welcher er sich hätte emporraffen können; aber auch dieser Trost ist ihm versagt, da die Liebe Klärchens, ohne die er sein ganzes Dasein halt- und werthlos fühlt, dem Helden Egmont gilt, den jenseits jubelnd zu empfangen sie dem Leben entsagt. Selbst der Himmel würde ihm zur Qual sein, da er auch dort hinter Egmont zurückstehn müßte; könnte er nur in völliger Vernichtung Ruhe finden! So geht der Arme hoffnungslos zu Grunde.

Eine Musik soll Klärchens Tod bezeichnen, was in anderer sinnbildlicher Weise auch die noch einigemal aufflackernde, dann erlöschende Lampe andeutet. Nothwendige Theile des Dramas

*) Seine Rede besteht mit sehr geringen Abweichungen aus zwanzig fünffüßigen jambischen Versen. Schon Schiller hat in seiner Anzeige des Stückes, aber nicht in seiner Bearbeitung, sie von den Worten „Sie läßt mich stehn" an bis „gleiche Qual" in Verse getheilt, aber dabei einige Sätze (die Worte „Und Tod . . . als meines!" und den Vers „Der Kranz — ist dein") ohne Noth ausgelassen. Um Verse zu gewinnen, wäre V. 1 mich umzustellen, V. 10 etwa herrlich statt preiswürdig zu setzen. Zum Schlußverse, wo Unglücklichen ein Druckfehler von 3 statt Unglückseligen ist, fehlt eine Sylbe, wie auch zuweilen in dramatischen Versen. Die Worte, die Schiller für sich bestehn läßt, den unauslöschlichen Neid, müßten zu einem Verse erweitert werden.

sind diese sinnbildlichen Darstellungen freilich keineswegs, und besonders die letztere behält immer etwas Spielendes. Vielleicht wirkte des Dichters Aufenthalt in Italien hierauf bestimmend, da der Gebrauch sinnbildlicher Andeutungen dort viel verbreiteter ist. Sie sollten auch wohl die Traumerscheinung in der folgenden Szene einleitend vorbereiten. Eine sanfte Musik wird jedenfalls den schroffen Uebergang zur nächsten Szene wohlthätig mildern, vor allem den tief tragischen, auch für Egmont selbst, der blind seiner Leidenschaft folgt, nicht besonders günstigen Eindruck des unglückseligen Brackenburg vergessen machen.

Vierter Auftritt. Gefängniß. Was Egmont nicht gefürchtet hatte, soll er zu seinem bittersten Schmerz erfahren. Alba läßt ihm in tiefer Mitternacht das Todesurtheil durch den seine Befehle blind vollziehenden Silva mittheilen. Ueber die geschichtliche Unterlage vgl. oben S. 40.

Als der eben durch das Gerassel an der Thür aus dem Schlaf Erwachende die bei unsicherm Fackelschein eintretenden Bewaffneten bemerkt, möchte er das Ganze für einen wüsten Traum ansprechen. Von Silva belehrt, daß Alba ihn sende, ihm sein Urtheil zu verkünden, muß er glauben, dieser wolle ihn meuchlerisch ermorden lassen; an ein von einem Gerichte ausgesprochenes Urtheil vermag er nicht zu denken, da es keinem zustehe, über ihn zu Gericht zu sitzen als den Rittern des goldenen Vließes, und weder eine Anklage ihm zugestellt noch eine Verantwortung gestattet worden. Hierin mußte der Dichter von der Geschichte abweichen.*) Vgl. S. 38 ff. 45. Als aber Silva mit unerschütterlicher Ruhe

*) Die vorgängige genaue gesetzliche Untersuchung, die im Urtheil erwähnt

bemerkt, das gerechte Urtheil, das über ihn ergangen, werde das Licht des Tages nicht scheuen, da scheint es ihm die ärgste Verhöhnung alles Rechts, daß man die gesetzlichen Formen so schmählich mißbrauche. Die Verlesung des ganz frei (ohne Benutzung des wirklichen, von Meteren mitgetheilten) ausgeführten Urtheils*) unterbricht er nur bei der Stelle, wo es heißt, der König habe dem Alba auch die Gewalt ertheilt, über die Ritter des goldenen Vließes zu richten**), mit der hiergegen Widerspruch einlegenden Frage, ob denn der König gegen die Rechte des Ordens diese Gewalt übertragen könne? War dies ja der Punkt, auf welchen sich Egmont immer als

---

wird, ist ohne Vernehmung Egmonts erfolgt. Freilich spricht Ferdinand weiter unten von Egmonts Antworten auf die Anklagepunkte, aber nach der Art, wie Egmont sich hier äußert, war er auf ein Urtheil gar nicht gefaßt, konnte sich auch nicht schriftlich geäußert haben, da er keinen Richter als die Ritter des goldenen Vließes anerkannte, und er wußte nicht, daß der König dem Alba auch Gewalt gegeben, über Ritter des goldenen Vließes zu erkennen. Wir hätten also hier wieder einen der mehrfachen sich der Betrachtung entziehenden kleinen Widersprüche, der aber diesmal durch eine spätere Einschiebung veranlaßt sein könnte. Vgl. 128. 130.

*) Bemerkenswerth ist, daß der Dichter hier Egmonts wunderlich klingenden Vornamen Lamoraal in Heinrich verwandelte, wie er auch den Faust Heinrich statt Johann nannte. — Tags- und Jahreszahl werden absichtlich undeutlich gelesen, da diese hier störend sein würden, wo alles als gegenwärtig vorgestellt werden soll. — Statt Zwölfe hatte Goethe Zwölfer geschrieben, das Herder änderte. — Statt Brüssel am steht in 3 der auf 4 fortgepflanzte Druckfehler Brüssel im.

**) Aber Egmont sollte hier gleich nach zu richten einfallen. Silva wiederholt nach der Unterbrechung die Worte erkennen wir. Vielleicht hätte es sich empfohlen, ihn in der Fortsetzung des Lesens wieder bei den Worten, gegen die Egmont Widerspruch erhebt, „zugleich die Ritter des goldenen Vließes zu richten", fortfahren zu lassen.

unverbrüchliches Recht berief, dessen Verletzung der Gipfel tyrannischer Gewalt ist. Gegen eine solche schmähliche Rechtsverletzung hat Egmont kein weiteres Wort: vom tiefstem Schmerz erfüllt über die schändliche Täuschung seines auf die Würde und Gerechtigkeit der Majestät gesetzten Vertrauens, die sich selbst untergrabe, versinkt er schweigend in sich, so daß er die mit trockener, antheilloser Härte gesprochenen Worte, welche Silva zum Schlusse an ihn richtet, ganz überhört. Die Hindeutung auf Egmonts Familie*) scheint etwas störend; eine solche Vergünstigung steht dem rohen Sinne des Alba wenig an, und die Erinnerung an seine Familie spannt uns wirklich auf einen solchen Abschied; auch denkt der Dichter ihn sonst ohne alle ihm näherstehende Familie. Demnach würden wir gern Silva mit den harten Worten „es bleibt dir wenige Zeit dich drein zu ergeben" schließen hören.

Fünfter Auftritt. Ferdinand bleibt mit zwei Fackeln zurück. Egmont würde voll verzweifelnden Schmerzes sterben, erschiene ihm nicht eine Beruhigung von einer Seite, von welcher er es am wenigsten geahnt, von Albas Sohn Ferdinand, den der grausame Vater mitgeschickt hat, um sein Herz durch den Anblick des dem Tode verfallenen Helden zu verhärten. Daß Alba ihm gestattet, ja, wie wir glauben, befohlen hat, noch nach Verlesung des Urtheils zu bleiben, ist eine äußerst glückliche Erfindung des Dichters, die ihm gestattet, des Helden Haß und Verachtung Albas, seines neidischen, zur Unterdrückung alles Edlen berufenen Gegners, zum Ausbruch zu bringen, seinen tiefen Unmuth, vom freundlichen

*) Dein Haus bestellen, gangbare biblische Redeweise (nach Jes. 38, 1).

lichen Leben zu scheiden, lebhaft auszuprägen, ihm aber zuletzt den schweren Schritt durch die ihm hier so unerwartet entgegenstrahlende Liebe zu erleichtern und ihn milde zu beruhigen.

Da Ferdinand Egmonts bittern Erguß über die Niederträchtigkeit seines Vaters, dessen er sich schämen müsse, wie sehr dieser auch jetzt triumphire*), mit verzweiflungsvollen Klagen erwidert**), so hält Egmont dies für den Ausdruck später Reue: aber ihn muß er aus innerster Seele hassen, da gerade er ihn in dieses Netz gelockt, wobei der Dichter Gelegenheit findet, die eigene Anziehung, welche Albas Sohn auf ihn geübt, lebhaft zu schildern. Er nimmt zu seinem Zwecke wieder eine bereits längere Anwesenheit Albas an, ja er scheint zu größerer Wirksamkeit Ferdinand einen bedeutenden Einfluß auf sein eigenes längeres Verweilen zuzuschreiben, während er sonst seinen Helden mit Recht im Vertrauen auf sein gutes Gewissen und die Gerechtigkeit des Königs ruhig bleiben läßt. Doch Ferdinands tiefes, in weicher Rührung hinströmendes Gefühl, sein so rein und wahr sich aussprechendes Bedauern öffnet Egmonts düster sich verschließende Seele; diese Sprache muß aus der lautersten Tiefe des Herzens stammen.

---

*) Die beiden Veranlassungen, wobei Egmont Albas giftigen Neid erregt, sind aus Strada (vgl. oben S. 39) genommen. Die Worte „als wir an einem öffentlichen Feste . . . nun trifft" bilden sieben, meist fünffüßige jambische Verse.

**) Egmonts Vorwürfe treffen diesen, wie er in einem schönen Gleichniß ausspricht, nicht unmittelbar, da er sich von jeder bewußten Mitwirkung frei weiß. Keulschläge auf einen Helm erschüttern zwar, bringen aber nicht auf das Haupt selbst unmittelbar ein. — Auf einen Helm. Der Druckfehler einem von 3 ging auf 4 über.

Ferdinand ergießt sich in den rührendsten Klagen seiner leidenschaftlichen Verzweiflung über das gräßliche Unglück, das er vor seinen Augen sehe, ohne es ändern zu können.*) Da er aber fühlt, daß Egmont ihn nicht begreift, fragt er sich, ob es denn wirklich gut sei, daß er sich ihm jetzt offenbare, in diesem letzten, für ihn so kostbaren Augenblicke: doch die überströmende Liebe überwindet jedes Bedenken. Und so vertraut er ihm denn, wie Egmont sein von früh an neidlos angestauntes Musterbild gewesen**), wie sein Herz ihm beim ersten Anblick entgegengeflogen, und er ihn damals aufs neue sich zum Leitstern gewählt — um jetzt seine Hoffnung auf sein an ihm sich emporrankendes Zusammenleben so schrecklich vernichtet zu sehn. Egmont hebt die geheime Anziehung, welche Ferdinand auf ihn geübt, wiederholt hervor. Diese glückliche Entdeckung belebt gleich wieder die Hoffnung des so leicht heitern Aussichten sich zuwendenden Helden. Er meint, dem Alba könne es mit der Ausführung des Urtheils nicht Ernst sein, und da Ferdinand ihn des Gegentheils versichern muß, soll er ihn durch List zu retten suchen.***) Als aber der durch diese trügerische Hoffnung immer schrecklicher gepeinigte junge Freund ihm die Unmöglichkeit der Rettung zeigt, für die er bereits alles vergebens versucht habe, da spricht sich

---

*) Druckfehler von 4 waren mache dich (statt mich) und schrecklichen (statt schrecklichern).

**) Augenblick statt Augenblicke in 4 beruht wohl auf Nachlässigkeit. — In „schmeichelte ich mir selbst" ist selbst erst in 2 durch Versehen eingedrungen.

***) Der Druckfehler die dich (statt mich) gefesselt hält ging aus 3 in 4 über.

die ganze Bitterkeit Egmonts, vom süßen Leben im vollen Bewußtsein des vorausbestimmten tödlichen Streiches scheiden zu müssen, in rührendstem Erguſſe aus. Es ist nicht Feigheit, sondern das warme Gefühl vom Genusse des Lebens, das dem Helden die Klage auspreßt, so natürlich, wie der berühmte Schmerzensausbruch der sophokleischen Antigone.

Doch die aus Ferdinands unendlichem Jammer über seinen unersetzlichen Verlust*) hervorbrechende innig bewundernde Liebe belebt ihn mit wonniger Wärme, so daß er sich stark fühlt, nicht allein den für ihn die Todesschmerzen empfindenden jungen Freund zu trösten, sondern auch heiter vom Leben Abschied zu nehmen, da er für sich genug (in freudigem Genuß und edlem, raschem, thatkräftigem Wirken) gelebt habe.

Ferdinand aber kann dem geliebten Helden den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch seine Unvorsichtigkeit sich verdächtig gemacht, daß er seinen Feinden wenigstens einen Vorwand zur Anklage an die Hand gegeben. Wir bemerkten schon S. 125 f.* den Widerspruch gegen die sonstige Darstellung, daß hier eine förmliche Klage und Vertheidigung angenommen wird; aber auch die Art, wie Ferdinand über Egmonts Vertheidigung sich äußert, scheint uns viel zu hart; dieser sollte ihm eher sein übergläubiges Vertrauen vorwerfen, das ihn in Brüssel zurückgehalten. Gern würde man sich die ganze Stelle „Oft hört' ich . . . zu befreien" hier wegdenken, und vielleicht

*) Der arge Druckfehler Streit statt Schritt hat sich von 2 bis 4 fortgepflanzt.

gehört sie zu den Zusätzen der letzten Bearbeitung. Ferdinands Vorwurf würde sich dann wirklich auf sein längeres Verweilen in Brüssel beziehen, aber von Egmont unterbrochen werden. Ja man könnte meinen, dieser Zusatz erstrecke sich noch weiter, die ganze Ausführung von Ferdinands Worten an „Du hättest dich“ bis zu Egmonts „wo er nicht mehr wirken soll“ sei später, so daß der Held sich nicht so ganz muthlos äußerte über den Erfolg seines vergossenen Blutes. Die Mahnung, die verderbende Gewalt des Vaters aufzuhalten, würde sich dann unmittelbar an die Aufforderung anschließen, gern und mit Lust zu leben und den Tod nicht zu scheuen.

Wie Egmont eben Ferdinand aufgefordert hat, wo möglich, seinen Vater milder zu stimmen, so überläßt er ihm jetzt die Sorge für seine Leute. Auch seines Schreibers Richard gedenkt er, muß aber zu seinem Schmerze hören, daß dieser ihm schon vorangegangen, was der Dichter aus der Geschichte nahm. Vgl. oben S. 35. Die einfachen, aber tief aus dem Herzen dringenden Worte, womit er zu allerletzt Klärchens gedenkt, dieser seiner innigsten Sorge, prägen fast in jedem Worte den unendlichen Werth, den er auf diese legt, wirksamer aus, als es jedes begeisterte Lob thun würde, das leicht den Verdacht erregen könnte, als sollte Ferdinand sie für Egmonts Verlust entschädigen. Der Anstoß, den Goethes Freundinnen daran nahmen, war eben so ungegründet als die Vertheidigung seiner Freundin Angelika Kauffmann (in Goethes Bericht aus dem Dezember 1787): denn Klärchens wird keineswegs auf subordinirte Weise gedacht, und es ist nicht wahr, daß Ferdinand in diesem Augenblicke nichts zu hören, nichts zu erkennen im Stande war, vielmehr nimmt dieser alle

Aufträge Egmonts als ein heiliges Vermächtniß mit vollem Herzen auf. Wie schwer es Ferdinand wird, von Egmont für immer zu scheiden, ist auf einfach bezeichnende Weise am Schlusse dargestellt. Keine Redensart entstellt diesen Abschied.

Letzter Auftritt. Egmont allein. Wohlthuend ist ihm die so unerwartet an der Schwelle des Todes ihm aufgegangene Liebe des Sohnes seines Henkers geworden, ja er fühlt sich über sein Schicksal beruhigt, so daß er sich, erschöpft von der gewaltigen Aufregung, wieder sorglos dem Schlafe anvertrauen kann, dessen süße, der starren Wirklichkeit entrückende, die Seele mit bunten, lustigen selbstgeschaffenen Bildern erfüllende Gewalt der schon von seiner milden Hand leise berührte Held preist.*)

Ueber sein eigenes Schicksal ist er jetzt vollkommen beruhigt, aber auch die Besorgniß um des Vaterlandes Zukunft soll von seiner Seele genommen werden; der die Freiheit und sein Volk gleich warm liebende Held muß zum Lohne des schmachvollen Todes in dem seligen Bewußtsein sterben, daß seinem Blute die Saat der Freiheit entsprießen werde. Die Freude über Ferdinands leidenschaftliche Liebe hat seine Seele wieder aufgerichtet, sie hat den Boden bereitet, aus welchem sich jene begeisterte Hoffnung erheben kann; doch erzeugen kann diese nur die das Herz ganz erfüllende, zu höherm Leben begeisternde Liebe. Das Weben der Gedanken und Gefühle, wie sie sich in-, an- und durcheinander entwickeln, ist

*) Die Worte „Süßer Schlaf!" fügte Goethe erst nachträglich über der Zeile hinzu.

so geheimnißvoll, daß es sich bunten Traumgestalten gleich bewegt, woher keine Entwicklungsform derselben uns näher liegt als der Traum. So ist es denn so wunderbar zart als wahr gedacht, daß die Liebe, die ihm in Klärchen erscheint, im milden Traum die Hoffnung wieder pflegt, welche, als Egmont, frisch gestärkt, vom Schlaf erwacht, am hellen Morgenstrahl, im Angesicht des von der Tyrannei ihm drohenden Todes mit Allgewalt sich erhebt, und ihn mit jenem weissagenden Blicke, der oft die letzten Augenblicke schwungvoll beseelt, den Sieg der Freiheit begeistert verkünden läßt. So findet die von Schiller als ein salto mortale in die Opernwelt getadelte Erscheinung Klärchens ihre rechtfertigende Erklärung. Angelika Kauffmann gefiel es wohl, daß der, welcher sein ganzes Leben durch wachend geträumt, Leben und Liebe nur durch den Genuß geschätzt, zuletzt noch gleichsam träumend wache. Wahrer ist ihre Bemerkung, mit keinen Worten könne stärker ausgedrückt werden, wie sehr er Klärchen geliebt und geschätzt als durch diesen Traum, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Eine eigentliche Erscheinung der Gestorbenen unmittelbar nach dem Tode ist es nicht; denn sie war ihm schon mehr als einen Tag vorangegangen. Unsere Bühne muß sich so oft mit bloß sinnbildlicher Andeutung begnügen, daß man gewiß nicht mit Schiller behaupten kann, die Traumerscheinung sei eine muthwillige Zerstörung der sinnlichen Wahrheit, da ja diese für Egmont selbst eine Wirklichkeit ist. Aber Goethe scheint uns in der theatralischen Ausmalung des Traums viel zu weit zu gehn und sie über Gebühr auszuführen. Wozu zeigt die Freiheit dem Egmont das Wappen des niederländischen Freistaates, das freilich wohl

der geschichts- und wappenkundige Zuschauer, aber nicht Egmont erkennt, auf den die Erscheinung berechnet ist? Auch ihr Bedauern würde man der Freiheit erlassen und sich gern mit dem Lorbeerkranz begnügen. Ja man kann weiter gehn und die wirkliche Traumerscheinung für ganz unnöthig halten, da Egmonts Beschreibung an sich verständlich genug ist. Und vielleicht ist diese ganze theatralische Pantomime ein später in Italien gemachter Zusatz, wo er das Stück auch durch musikalische Begleitung, besonders im letzten Aufzuge, zu heben suchte, wobei wir nicht unbemerkt lassen dürfen, daß Egmonts Beschreibung der Freiheit („mit blutbefleckten Sohlen, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt") nicht ganz mit der szenarischen Bemerkung stimmt. Nur in dieser Beziehung kann man Schiller Recht geben; aber theatralisch bleibt die Pantomime von großer Wirkung, und wer auf eine solche irgend Werth legt, wird auf Klärchens Vision ebenso wenig verzichten wollen wie die Zuschauer in Weimar.

Die Liebe hat ihm die ersehnte Freiheit ahnungsvoll zugeführt, welche ihm als Sieger den Lorbeerkranz reicht, da ja sein Geist das Volk treibt; die Hoffnung, die er im Traum erschaute, kräftigt sich am eindringenden Tageslicht, und je näher die ihn zum Tod führenden Söldner kommen, um so höher schlägt sein begeisterter Muth, der das Volk zum Schutz seiner heiligsten Güter, zum Sturz verruchter Tyrannei aufruft.*) Freudig fällt er, im schönen Vorgefühl, daß sein

*) In den beiden Absätzen, die er nach dem Erscheinen Klärchens spricht, finden sich mehrere fünffüßige Jamben, doch sprengt das Gefühl oft die Bande des Verses, indem diese länger werden und einen anapästischen Schritt annehmen.

Tod, in welchem die rücksichtsloseste Gewaltherrschaft Recht und Treue verhöhnt, die schmählich unterdrückten Niederländer zum siegreichen Freiheitskampfe aufrufen werde.*) Er sieht die Siegesgöttin an ihrer Spitze; das brave, seine heiligsten Rechte vertretende in den Kampf ziehende Volk hat nichts zu fürchten. Der Wall der Tyrannei wird von der Flut des seine natürlichen Rechte zurückfordernden Volkes verschlungen. Demnach ist es nicht zu rechtfertigen, wenn Hettner behauptet, Goethe überlasse es der am Schlusse einfallenden Siegessymphonie das zu sagen, was doch recht eigentlich die treibende Idee des Stückes hätte sein sollen. Als ob Egmont nicht selbst es mit begeisterten Worten ausspräche, daß sein und der Edlen Blut, welches die Tyrannei geopfert, nicht umsonst geflossen sei, daß das „brave Volk", das von seinem Gemüthe, nicht durch ein hohles Herrscherwort getrieben werde, diese wegschwemmen werde. Die schließende Siegessymphonie soll nur der einleitenden Symphonie entsprechen, welche der Dichter beabsichtigte und schon Kayser vor Beethoven ausführte, welcher der glücklichste Ausleger von Goethes Egmont im Reiche der Töne werden sollte.

Man hat dem Egmont den Mangel eines tragischen Konflikts zum Vorwurf gemacht, und doch fehlt es an einem

---

Sehr bezeichnend treten kretische Füße ein in der Mahnung: „Schreitet durch! Braves Volk!" — In es ward nicht umsonst vergossen findet sich war statt ward seit 3.

*) Die beiden letzten Absätze bilden sieben jambische Verse, von denen fünf aus fünf, die beiden vorletzten aus vier Füßen bestehen. — Vorher in den Worten: „Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, rühmlichen Bahn" ist das Komma in Hdschr. B nach auf verfehlt; der Bahn gehört nicht zu Gefährten. Treten steht hier vom Marsche.

solchen keineswegs. Im Augenblicke, wo Oranien ihm Albas Ankunft meldet, tritt die Sorge, welche der unerschrockene, aber bedächtige Staatsmann in seine Seele wirft, mit dem Vertrauen auf sein Ansehen und die Gerechtigkeit des Königs in Kampf, aber sein edelmüthiger Glaube an den König nebst dem Bewußtsein seiner Verdienste und der Reinheit seiner Absichten trägt den Sieg davon. Auch er zieht in diesem Augenblicke nicht seine Person allein, sondern das Schicksal der Provinzen in Betracht, worauf Oranien gedeutet hatte, aber sein edles Gemüth vermag den Verdacht, der König könne das Recht seiner Niederländer unterdrücken wollen, nicht zu fassen, er fürchtet, wenn er mit Oranien sich zurückziehe, die Provinzen in den allerverderblichsten Krieg zu stürzen. Dieser sein Edelmuth richtet ihn zu Grunde.

Die tragische Furcht für den Helden geht als Lebensader durch das ganze Stück. Selbst die Regentin, obgleich mit Egmont nicht ganz zufrieden, spricht ihre Sorge für diesen aus, wogegen Oranien ihr selbst Furcht einflößt. Die Mahnungen des Grafen Oliva lassen freilich Egmont seinen gefaßten Muth aussprechen, nicht nachzulassen, ehe er den Gipfel erreicht habe, aber unwillkürlich gedenkt er auch der Möglichkeit des Sturzes, und die darauf folgende Unterredung mit Oranien erweckt unsere bange Sorge, welcher er selbst sich nicht ganz entziehen kann. Doch sein Schicksal treibt ihn fort, die Macht des Dämonischen, wie es Goethe selbst in Bezug auf Egmont in Wahrheit und Dichtung ausspricht: „er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert.“ Mit gespannter Theilnahme folgen wir dem liebenswürdigen Helden, der frei und offen im Bewußtsein seines Rechtes Alba entgegen-

tritt, und mit edler Begeisterung die Sache eines freien Volkes führt: aber das Schicksal, das ihn in diese traurigen Zustände hineinwarf, wo der Despotismus kein Recht als seine Gewalt kennt, hat ihn zum Opfer auserwählt, damit er durch seinen Tod das Volk zur heldenhaften Vertheidigung seiner Freiheit treibe. „Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde," äußerte Goethe ein Jahr vor seinem Tode, „dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Entstehung, aber doch später, und zur rechten Zeit, die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt."

Egmont nimmt von Anfang an bis zu Ende unsere volle menschliche Theilnahme in Anspruch. Die edle Liebenswürdigkeit des Helden fesselt uns um so inniger, je mehr wir den ihm drohenden Sturz ahnen, wir lieben ihn und fürchten für ihn, und aus seinem Sturze selbst weht nicht nur die Blüthe dieser anmuthigen Heldennatur uns duftend entgegen, sondern er erscheint uns auch als der Aufgang des Tages der Freiheit des Volkes, welches in dem schmählich dem Despotismus gefallenen Helden seinen edelsten Sohn rächt. Rasch und lebendig spielt sich das Drama von Egmonts Untergang ab, indem es uns zugleich ein anschauliches Bild des durch den Despotismus schmählich unterdrückten, aber nicht erdrückten, sondern zum Freiheitskampfe geweihten Volkes entrollt, dessen Führer sich in Oranien gerettet hat, während Egmonts Geist die Niederländer entflammen wird.

Freilich wäre die Lehre, daß der tragische Held in Folge

oder wenigstens auf Veranlassung einer Schuld fallen müsse, mehr als ein Märchen, so wäre Egmont kein Drama; denn von einer zu sühnenden Schuld ist Egmont frei, wenn er auch seiner Liebe für Klärchen sich in leichtfertiger Leidenschaft überläßt und durch sein übermüthiges Wort über die Macht des Schicksals, dem man sich überlassen müsse, zufrieden, zur Zeit muthig gefaßt einzugreifen, es auf sich heranzuziehen scheinen könnte. Vgl. oben S. 83. Auch liegt keineswegs eine sittliche Schuld Egmonts in der Unentschiedenheit, die ihm Bratanek zuschreibt, da er nur der Stimme seines Innern folgt, die es für unmöglich hält, der König könne seine Majestät durch einen Wortbruch schänden. Das ist freilich ein Fehler des Politikers, der wissen muß, daß nicht bloß, wie man sagt, das Gesetz für die Wachenden geschrieben ist, sondern auch der gewissenhafte Staatsmann immer wachen, die Augen offen halten muß, keinem fürstlichen Worte trauen darf, sich immer gegen die Möglichkeit des Wortbruches sicher zu stellen hat. Nicht sein Leichtsinn, sondern der Mangel an dem für den Politiker, besonders da, wo es sich um Volksrechte handelt, nothwendigen Mißtrauen richtet Egmont zu Grunde: aber es ist dies kein sittlicher Fehler, vielmehr gereicht er dem Menschen zur Ehre, der nicht an die Möglichkeit eines Treubruches des Herrschers von Gottes Gnaden glauben kann. Goethes Egmont ist ja eben der freie, edle, keine Gefahr kennende niederländische Ritter, der die Treue des Unterthanen mit der Liebe für des Volkes und des Landes Rechte verbindet. Er fällt, wie Götz, ohne Schuld, als Opfer seines Vertrauens und der Zeit, die aber nicht, wie im Götz, einen dauernden Verfall zur Folge hat, da die Mächte der List und des Truges nur vorübergehend den Sieg davon tragen; der

Opfertod des edlen Helden wird das Volk zur Befreiung begeiſtern, wie es der ſchmerzlich ſeinen Irrthum erkennende Sieger von Quentin und Gravelingen eben vor der durch die kalt jedes Recht meuchelnde Tyrannei über ihn verhängten Hinrichtung mit freudiger Seele vorausſchaut.

V. Charaktere, Ausdruck, Komposition.

Der Dichter hat die Charaktere so lebendig ausgeprägt und sie durch ihre Gegensätze so glücklich beleuchtet, daß es nur kurzer Hinweisungen bedarf. Hettner nennt das Stück mit Recht eines der unvergleichlichsten Meisterwerke in der Kunst der dramatischen Charakterisirung.

Beginnen wir mit Egmont selbst, um welchen sich die übrigen gruppiren, so ist die Freude am Leben und seinem Genusse einer der beiden Hauptträger seines heldenhaften Wesens.*) Daher jene frohe Heiterkeit, die jede Sorge gleich als einen trübenden Tropfen ausscheidet, die sich nicht auf lange, weitreichende Pläne, auf ängstliches Erwägen aller Verhältnisse einläßt; daher jenes leichtfertige Hinleben, dessen Wahlspruch: „Leben und leben lassen!“ Den geraden Gegensatz hierzu bildet der klugberechnende, ängstlich vorschauende, ganz für

*) Die persönliche Tapferkeit muß freilich in der dramatischen Handlung zurücktreten, sie erscheint nur in den Aeußerungen Klärchens und anderer, die seiner Heldenthaten gedenken und das festeste Vertrauen auf seine Willenskraft und seinen tapfern Arm aussprechen, wie sein Muth sich darin zeigt, daß er keine Gefahr kennt, sich gefaßt seinem Schicksal überläßt, zuletzt auch bei seinem ihn begeisternden Opfertod.

den Staat lebende und in ihm aufgehende Oranien, der nur in seinen staatsmännischen Berechnungen, im allseitigen Umherspähen auf dem Schachbrett der politischen Parteien, in der festen Leitung und Lenkung seiner auf dem unerschütterlichen Felsen gereifter Staatsansichten ruhenden Pläne, im Beherrschen der verworrenen, zum endlichen Ausbruch hindrängenden Verhältnisse Genuß und Seligkeit empfindet. Vgl. II, 3, oben S. 85 f. Das fürstliche Auftreten des durch seine glänzende Gastfreiheit sich hervorthuenden Mannes hebt Goethe in seinem Oranien nicht hervor, dagegen verräth sich die in seiner Seele verschlossen ruhende Herzlichkeit in der innigen Rührung, welche die Trennung von Egmont in ihm erregt. Der zweite Hauptträger von Egmonts Natur ist sein reines, edles Gemüth, das der menschlichen Würde sich freut, das, wie es sich selbst heiter auszuleben wünscht, so jedem gern den frischen Genuß des Lebens gewähren möchte. Daher die reine Offenheit und Leutseligkeit, die schöne Menschlichkeit, die er dem Volke und seinen Untergebenen gegenüber zeigt; daher die einnehmende Herzlichkeit, die ihm alle Menschen zu Freunden macht; daher der strenge Sinn für Recht, das er gegen jede Verletzung heilig gehalten, über dem er keine höhere Rücksicht anerkennen will; daher das feste Vertrauen auf die Majestät, die keines Unrechtes, keines Treubruches fähig sein darf, weil sonst die Grundfeste des Lebens auf schwanken Brettern unaufhörlich hin und her schaukelte. Auch hierzu bietet uns der Dichter den entschiedensten Gegensatz, und zwar in Alba, dem finstern Henker des Despotismus, der nur die Macht der Gewalt anerkennt, dem das Recht eben so fremd ist als der lebendige Antheil am Genusse anderer, der kalt und grausam alles vernichtet, was dem sich an die Stelle

des Volkswillens setzenden, jede freie Willens- und Lebensregung unterdrückenden König sich entgegenstellt — und er selbst ist es, der den von Natur düstern König immer mehr gegen jede Freiheit und jedes überkommene Recht aufbringt. Nur in der Liebe zu seinem natürlichen Sohne, den der rohe, stolze, kriegerische Herzog gerade durch diese seinen rechtmäßigen Kindern gleich stellen möchte, zeigt er sich uns in einem menschlichen Lichte: aber eben in ihm, den er als einen ebenbürtigen Nachfolger dem despotischen König zu hinterlassen gedenkt, soll er bitter gestraft werden, da dieser, den der grausame Mann an Egmonts Leiden abstumpfen möchte, sich ganz auf dessen Seite neigt. In der besonnenen, klug berechnenden, verschlossenen Erwägung und entschiedenen Ausführung seiner Pläne kommt Alba mit Oranien überein; auch werden beide von der Ehrsucht mächtig getrieben, das ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen: aber wenn der eine glaubt, durch rohe, zweckmäßig geleitete Gewalt alles niedertreten und dauernd niederhalten zu können, so vertraut der andere der Zeit, welche ein freies Volk nicht zum Raube der Despotie werden lasse, und er spinnt seine Pläne, den übermüthigen Unterdrücker, gestützt auf des Volkes Recht und Freiheit, mit Gewalt aus allen seinen Schanzen zu schlagen. Ist der mit soldatischer Härte alles durchsetzende Herzog durch die trüben Vorurtheile des Landes der Inquisition geblendet, so hat Oranien die freie niederländische Luft geathmet, welche ihm einen höhern, reinern Staatsblick gewährt: er ist der vollendete Staatsmann, welcher dem Volke, dem sein Leben gewidmet ist, im heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit mit aller Macht eines jedes Mittel in Bewegung setzenden Geistes treu und fest zur Seite steht. Oranien rettet sich für das Volk,

während Egmont, der edelmüthige Held, als ein Opfer seines Glaubens an die Würde und Treue der Majestät fällt, um durch seinen Tod die Niederländer zum Kampfe zu begeistern. Man thut Egmont Unrecht, wenn man ihm vorwirft, es fehle ihm an Thatkraft. Er bewährt diese durchweg, indem er nicht allein auf das Volk wirkt, das er beruhigt, sondern auch der Regentin die ihr bittere Wahrheit sagt und auch noch zurückbleibt, um Alba gegenüber die Rechte des Volkes zu vertreten, was er auf würdig mannhafte Weise thut.

Ist dem blutdürstigen Alba, dem Gott nur dazu vorhanden scheint, daß er dem Fürsten und seinen Dienern das Richtschwert in die Hand lege, der Mensch als solcher nichts, so erscheint Egmont dagegen als der innigste, wärmste, herzlichste Freund alles Reinmenschlichen, freudigen Genusses, erhebender Freiheit und aller süßen Gefühle der Menschenbrust, wie sich dies am herrlichsten in seiner Liebe zu Klärchen offenbart. Der glänzende Ritter des goldenen Vließes, der Statthalter von Flandern, der Liebling der Regentin findet sich vollbeglückt in der verehrend auf ihn schauenden Liebe des einfachen Bürgermädchens, das, von seiner Größe, von dem aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtenden Edelmuth hingerissen, aus den bescheidenen Grenzen seines Lebenskreises herausgerückt ist, dem zu Liebe der Held von Gravelingen sich auch einmal im Schmucke des goldenen Vließes zeigen muß, wo er selbst durch ihre kindlich jubelnde Freude wundervoll entzückt wird. In den Armen dieses Engels, aus dessen Blick und Seele ihm reinste, hingebendste Liebe und Bewunderung entgegenstrahlt, die wie ein hellgeschliffener Spiegel ihm sein eigenes Bild in sprechender Treue wiedergibt,

umfängt ihn des Lebens reichste Wonne. Der auf die Vorrechte seiner Geburt eifersüchtig wachende Aristokrat vergißt hier allen Unterschied des Standes: Klärchen, das heitere Bürgerkind, ist ihm ganz ebenbürtig, da sie so menschlich schön, so ritterlich und heldenhaft fühlt. An Befriedigung sinnlicher Gier kann der edle Sieger von Gravelingen nicht denken, nichts liegt ihm ferner als jene stolze Menschenverachtung, welche im Bürgermädchen gewissen- und ehrlos eine erwünschte Beute ihrer Wolluft schaut; Klärchen ist und bleibt ihm ein unschätzbares Kleinod, dessen himmlischen Glanz er nicht durch schnöden Mißbrauch trüben darf. Wenn diese aber doch seiner Liebe zum Opfer fällt, wenn sie des Glückes eines stillen Familienlebens, wie es ihr Brackenburgs rührende Treue in nächste Aussicht stellt, verlustig geht, so tritt hier jene Leichtfertigkeit einer ins Gerathewohl gehegten Leidenschaft hervor, der sich Goethe selbst in seinem Verhältnisse zu Friederiken schuldig wußte. Uebrigens hat Goethes Klärchen von seiner Friederike kaum einen Zug, zu Lili scheint sie gar in entschiedenem, bewußtem Gegensatz zu stehn; dagegen möchte ihm dabei jenes Mädchen vorgeschwebt haben, das in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Frankfurt seine Neigung gefesselt hatte, wahrscheinlich die Tochter einer befreundeten Familie, zu welcher er am Abend, in den Mantel gehüllt, hinschlich, da seine Anwesenheit in Frankfurt ein Geheimniß bleiben sollte. Außer dieser „holden Blume“*)

*) In dem Briefe aus Eberstadt vom 30. Oktober 1775 heißt es, nachdem er Lili „Adieu“ gesagt: „Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! Einige Tage später — und schon — O lebe wohl! — Bin ich denn nur

dürfte vielleicht auch jenes Lottchen in Offenbach, dem eines seiner kleinen Gedichte gewidmet ist, einige Züge geliehen haben. Klärchen ist gleichsam die höchste Verkörperung jener Egmont zugewandten allgemeinen Liebe, Bewunderung und Verehrung, die Albas Gewaltmaßregeln unterdrückt haben, die aber gerade durch Egmonts Tod zu mächtiger Flamme aufschlagen wird. Freilich schien Herder, da er die Liebesszene und den spätern Traum nur im allgemeinen faßte, ohne auf eine genauere Auffassung beider einzugehn, in Klärchen eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen: allein mit Recht bemerkte Goethe, daß er nicht wisse, wo er diese Nüance hinsetzen solle, da er ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da er ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehöre, als in die Sinnlichkeit setze, da er sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgehe und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht werde. Der edle Held, dessen Herz liebevoll für das Volk schlägt, dieser ist es, den sie liebt, und daß dieser sich ihr, dem stillen, schlichten Bürgermädchen, zuwenden konnte, steigert ihre Liebe zur mächtigsten Leidenschaft, so daß sie kein Leben ohne ihn kennt, sie durch ihn von neuem, heldenhaftem Wesen sich beseelt fühlt.*)

---

in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!" Trotz der letzten, gar nicht mißzuverstehenden Worte hat man gewagt hier — an die eben vermählte Herzogin Luise von Weimar zu denken.

*) Ihre Natur deutete sich in ihrer Kindheit schon an, wo sie ein Springinsfeld war, bald toll, bald nachdenklich; das heranreifende Mädchen, das im beschränktesten Kreise (außer Brackenburg finden wir nur eines Vetters gedacht)

In einem bedeutsamen Gegensatz zu dem von Egmont ganz hingerissenen Klärchen, dessen höchster Wunsch wäre, neben ihm im heißen Kampfgefühl Sieg oder Tod zu gewinnen, das von tiefstem Verlangen glüht, dem Einzigen, dessen unendlicher Werth ihre ganze Seele verschlingt, nur etwas sein zu können, erscheint die Regentin, das ehr- und herrschsüchtige mannhafte Weib, dessen Blick zunächst nach der Höhe gerichtet ist, bestrebt, sich der Gnade ihres königlichen Bruders zu versichern, worüber sie freilich die Gefühle ihres Herzens und die Lust, sich die Liebe des Volkes zu gewinnen, nicht unterdrücken kann. Auch sie fühlt sich von Egmonts unwiderstehlicher Größe angezogen, aber sie möchte ihn gern als dienstergebenen Verehrer an sich fesseln, ihn zu ihrem ersten, von ihrer Gnadensonne am reichsten beschienenen Günstling erheben. Als Staatslenkerin steht sie, bei aller Klugheit und Entschiedenheit im Handeln, doch durch ihre echtweibliche leidenschaftliche Hast zu dem klug vorschauenden Oranien und dem mit kalter Entschiedenheit alles durchsetzenden Alba in bezeichnendem Gegensatz. Ihre Abhängigkeit von einem höhern Willen versetzt sie in ein ewiges Schwanken, da sie wohl fühlt, daß nur Milde und Nachgiebigkeit die Ruhe herzustellen vermögen, der Wille des Königs aber, wie ihre eigene Anhänglichkeit an die katholische Religion, ihr unnachsichtliche Strenge zur Pflicht macht.

Wie Georg im Götz ein jugendlicher Abdruck des Helden ist, so sehen wir in Albas Sohn ein Spiegelbild Egmonts. Wenn Klärchens Seele von Egmont, dem gegenwärtigen, allge-

unter einer strengen, liebevoll besorgten Mutter lebte, vertiefte sich in sich, bis Egmonts Heldenseele sie wunderbar ergriff.

feierten Helden, den sie vor ihrem Fenster täglich vorüberreiten, freundlich lächeln und grüßen sah, ganz verschlungen ward, so hat Ferdinand, in welchem das gefühlvolle Herz seiner edlen, leicht hingerissenen Mutter lebt, seit frühester Jugend an dem menschlich großen Helden, von dessen Ruf die Welt erfüllt war, mit inniger Bewunderung gehangen, wie sehr auch Alba bestrebt war, ganz andere Gesinnungen in die Brust des von ihm geliebten Knaben zu senken: eine geheime Ahnung hatte ihn zu dem großen Manne hingezogen, den er mit jener wunderbaren Durchschauung der Liebe erkannt hatte, welche, unbeirrt durch alles, was den Blick zerstreuen und abseits lenken mag, in den innersten Mittelpunkt des Wesens mit geheimnißvoller Gewalt eindringt; Egmont hatte er sich zum Vorbild gewählt, den edlen, heldenhaften Mann, aus dessen Leben und Wirken des Jünglings sehnende Seele die lieblichste, stärkendste Nahrung sog. Gleich Egmont zeichnen ihn Edelmuth, Ritterlichkeit, offene Herzlichkeit und heitere Genußsucht aus, die durch die jugendlich glühende Begeisterung für den Helden so mächtig gehoben werden, daß Albas eifriges Streben, ihn zu einem seiner würdigen Nachfolger auszubilden, sie nimmer aus seiner Brust zu reißen vermag. Wie sein Herz für Egmont schlägt, so drückt ihn die Liebe seines finstern, harten Vaters, dessen Anordnungen er sich mit Widerwillen fügt. Als einzelne ihm mit Egmont gemeinsame Züge werden ganz gelegentlich seine Freude an Pferden und seine Lust am frohen Mahle hervorgehoben, letztere in jener rührenden Klage, welche uns den tiefsten Blick in seine voll sich ergießende Seele thun läßt.

Zu Egmonts und Ferdinands hohen ritterlichen Gestalten

bildet Klärchens unglücklicher Liebhaber, der träumerische, von innerer Glut verzehrte Fritz Brackenburg den schärfsten Gegensatz. Er ist eine jener innerlichen Naturen, die nicht aus sich herauszutreten, nicht sich im Leben zu zeigen, zu bethätigen vermögen. Mit reinem Sinne für das Edle und Gute, ja mit einer schönen Begeisterung für alles Hohe begabt, versinkt er doch scheu in sich, da ihm jede Triebkraft nach außen abgeht, er jeder sich äußerlich durchsetzenden Thatkraft ermangelt, sein Streben nur auf ruhigen Genuß im engen bürgerlichen Kreise, auf stilles Gemüthsleben gerichtet ist. Als Sohn eines wohlhabenden Bürgers (sein Bruder ist Arzt) hat er sich mit Neigung den Studien gewidmet, aber sein träumerisches Wesen konnte sich auch hier nicht verleugnen, da es ihm an Klarheit fehlte, wenn auch sein warmer Sinn sich erfreulich offenbarte, wie er denn an feuriger Begeisterung für die Freiheit keinem Niederländer nachstand. Lebhaft entzündet fühlt sich sein sehnsüchtiges Herz durch das still bescheidene Bürgermädchen, das er mit sittsam gesenkten Blicken Sonntags zur Kirche wandeln sah; stille war er ihren Spuren gefolgt, hatte sich endlich bei ihr Eingang zu verschaffen gewußt, wo dann ein schöner Augenblick dem von seiner innigen Anhänglichkeit gerührten Mädchen das Geständniß der Liebe entlockte. Diese Liebe erfüllt sein ganzes Wesen, spannt alle seine Kräfte an, saugt seine ganze Seele ein, so daß er zu nichts anderm Lust und Trieb fühlt, ja auch sein Antheil am bedrängten Vaterland geschwunden ist. Wie grenzenlos unglücklich muß dieser sich fühlen, als er sich der Ueberzeugung nicht länger verschließen kann, daß Klärchens Liebe plötzlich erloschen sei! Verzweiflungsvoll sucht

er den Tod; schon einmal hat er im Flusse sein Leben enden wollen, aber die geängstete Natur ihn wider Willen gerettet, und so schleppt er sich fort, in träumerischer Hoffnung, Klärchens Herz werde sich ihm von neuem zuwenden, den freiwilligen Tod als letztes Rettungsmittel stets im Auge. Die Geliebte über ihre veränderte Stimmung zur Rede zu stellen wagt er nicht; daß sie, wie man ihm hat sagen wollen, einen fremden Mann zur Nachtzeit in ihr Haus lasse, kann er von dem sittsamen Mädchen nicht glauben: so wankt und schwankt er kurze Zeit, bis ihm endlich Klärchens Entsetzen über Egmonts Gefangenschaft verräth, wer ihm ihre Neigung geraubt. Wie empfindlich aber auch seine Eifersucht hierdurch aufgeregt wird, in dieser Noth kann er das jetzt noch glühender geliebte Mädchen nicht lassen. Sie stürzt auf die Straße hinaus. Mit Mühe führt er die zur Befreiung des Helden leidenschaftlich begeisterte, aber, nachdem alle ihre Versuche gescheitert, dem Tod entgegenwankende Geliebte nach Hause. Ihr zu Liebe muß er sich nach Egmonts Schicksal erkundigen, und als er, selbst vom tiefsten Mitleid über das schreckliche Loos seines glücklichern Nebenbuhlers ergriffen, ihr die traurige Kunde bringt, da erschüttert ihn das Bekenntniß der ihrem geliebten Egmont entgegeneilenden Sterbenden, daß sie ihn stets nur als Bruder geliebt habe, um all sein Glück hier und jenseits mit dem fürchterlichsten Schlage zu vernichten. Brackenburg gehört freilich nicht zu den glänzenden, unsere Theilnahme bestechenden Charakteren, aber zu den glücklich gezeichneten, ganz eigenthümlichen Liebeshelden. Einen schneidendern Höllenschmerz eifersüchtiger Liebe hat wohl kaum ein Dichter gezeichnet. Man thut Brackenburg entschieden Unrecht, wenn man ihn einen verdünnten Werther nennt: er ist

eher ein hamletscher Charakter; mit Hamlet hat er die Thatenscheu, das ewige Bedenken und Erwägen gemein, das zu keinem Entschluß gelangen kann, sich den Umständen fügt, die ihn endlich, aller Vorsicht zum Trotz, zu Grunde richten, wie auch Brackenburgs Hoffnungsseligkeit ihn an das geliebte Mädchen, das sich von ihm abgewandt, noch immer fesselt, um ihn endlich der gräßlichsten Verzweiflung anheim fallen zu lassen. Bratanek verkennt Brackenburgs Natur ganz, wenn er meint, „sein Geblendetsein“ sei eine Krankheit, das Widerspiel zu Egmonts Selbstverblendung, und mit Hinblick auf die Schwäche in Egmont die Stärke seiner Schwachheit entschuldigen will.

Unter den übrigen Charakteren erinnern wir nur an den feinen Hofmann Machiavell und den mit dem glücklichsten Humor ausgeführten schlechten Volksaufwiegler Vansen. Auch die vier auftretenden Handwerker und die beiden Soldaten sind mit freier Hand nach lebendiger Anschauung, meist schon vom jungen Dichter, naturtreu entworfen. Alle diese Gestalten, von den Soldaten und Bürgern bis zu den höchsten Fürstlichkeiten, bewegen sich hier mit ureigenem Leben; sie sind nicht aus der Wirklichkeit geradezu genommen, der Dichter hat sie mit seinem Geist angehaucht und zu reinem Kunstleben verklärt. Man fühlt den Unterschied zwischen den der Natur abgelauschten Gestalten des Götz und diesen mit tiefster Durchschauung erfaßten, gleichsam aus einer künstlerischen Auflösung hervorgegangenen Personen.

Ganz so verhält sich unser Drama zum Götz auch in Hinsicht der Sprache, die hier zuerst jenen reinen, hellen Glanz höherer Ausbildung empfing, der in Wilhelm Meister uns so heiter entgegenstrahlt. Was für die poetische Darstellung

Iphigenie, das ward für Goethes Prosa der neu durchgearbeitete Egmont, dem man mit Unrecht eine Ungleichheit der sprachlichen Darstellung vorgeworfen hat, wenn man nicht etwa meint, Egmont dürfe nicht anders reden als Vansen, und Klärchen vor ihrer Mutter nichts voraus haben, Brackenburg immer denselben Ton innehalten. Goethe hat die Sprache den Personen und ihren Zuständen gemäß zu wählen meisterlich verstanden, und wenn Egmont, Klärchen und Brackenburg zuweilen sich lyrisch erheben, wo dann die Rede häufig, selten bei andern Personen, in jambischen Versen sich ergießt, so ist dies durchaus an der Stelle. Iphigenie und Egmont wurden in Italien in die reinste Form gegossen, und die an ihnen erprobte Sprachbildung mit freiestem Sinne bei Tasso und Wilhelm Meister in Anwendung gebracht.

Der Dichter des Karlos vermißte in Egmont jeden eigentlich dramatischen Plan; das Stück sei nur eine äußerliche Nebeneinanderstellung einzelner Handlungen und Gemälde, die beinah nur durch die Person des Helden zusammengehalten würden. Aber die Handlung schreitet in den einzelnen Akten bestimmt genug fort. Egmont selbst wird dadurch in Bewegung gesetzt, und tritt handelnd auf, wenn auch die Schilderung der Volksaufregung als des Bodens, auf welchem das Stück spielt, und der Lage der Regentin im Gegensatze zu Egmont, einen breiten Raum einnehmen mußte. Dadurch wird keineswegs die Einheit beeinträchtigt. Wenn in demselben Aufzug die Szene wechselt, im ersten ein doppelter Wechsel, im fünften, wo der dritte und fünfte Auftritt an demselben Orte spielen, ein dreifacher stattfindet, so ist freilich die Handlung nicht so streng gebunden, als wenn jeder Aufzug an demselben Orte verläuft,

aber in einem Drama, welches eine bewegte politische Handlung zum Hintergrund hat, ist ein solcher Wechsel unvermeidlich, wenn der Dichter nicht zu Willkürlichkeiten, die viel schlimmerer Art sind, seine Zuflucht nehmen soll. Schon die durchaus nöthigen meisterhaften Volksszenen, in denen allen Egmont, auch wo er nicht selbst auftritt, sichtlich vor uns erscheint, bedingten manchen Szenenwechsel. Die Aufzüge grenzen sich bestimmt ab, schließen sich auch meist unmittelbar an einander an. Dabei tragen sie gleichsam ein künstlerisches Maß in sich. So schließt sich der erste Aufzug in drei die Exposition vollendenden Szenen zusammen, während in den drei folgenden sich ein Szenenwechsel ebenso nothwendig ergab als im fünften eine Doppeltheilung der Handlung, die nur zum Schaden der Dichtung hätte vermieden werden können. Die Handlung selbst bedingte es auch, daß zwischen dem dritten und vierten Aufzug einige Tage, ja zwischen dem dritten Auftritt und der zweiten Hälfte des letzten Aufzuges ein Tag liegt. Wer daran Anstoß nimmt, mag immer den Schluß als sechsten Akt abtrennen. Wo, fragen wir, gibt es ein großes, eine weitverzweigte politische Handlung darstellendes Drama, das ohne Szenenwechsel innerhalb der Aufzüge auskäme, wenn es nicht zum Ueberspringen unumgänglich nöthiger Handlungen oder andern Verzerrungen seine Zuflucht nähme, die das poetische Leben, auf das alles ankommt, beeinträchtigen! Freilich hat auch diese Freiheit ihre Grenzen; aber schlimm steht es um den Dichter, der nicht durch seine lebhafte Darstellung den Zuschauer auch innerhalb des Aktes über das nicht zu auffallend Störende des Szenenwechsels hinwegsetzt. Und auch Zeitpausen sind oft unentbehrlich, da nicht alles auf der Bühne dargestellt werden kann. Diese muß der Dichter

geschickt vermitteln, ohne zu Shakespeares berichtendem, zuweilen gar anspruchsvollem Chore seine Zuflucht zu nehmen. Wer der Magie der Dichtung nicht zu folgen vermag, der meide überhaupt jede theatralische Vorstellung, da ihn der Vorhang, die Dekorationen und wer weiß was nicht alles empfindlich daran erinnern werden, daß das Ganze nur gemacht, eine Täuschung, nicht gemeine Wirklichkeit ist. Will man sich an der Bühne erfreuen, so muß man sich willig täuschen lassen. Beim Dichter kommt es eben nur darauf an, daß er beim Aufbau seines Stückes immer den Zweck anschaulicher Dramatisirung vor Augen hat. Jedes Drama (diese Einsicht ging Schiller bei seinen spätern großen Tragödien auf) hat eine besondere Form, die sich dem Dichter aus seiner poetischen Gestaltung des Stoffes ergibt, und die von Goethe im Egmont gewählte war die für seine Auffassung nothwendige und daher berechtigte. Der shakespeareschen Freiheit, der sich Goethe im Götz in übermüthigem Jugenddrang überlassen, hat er sich im Egmont zur Schaffung eines der tiefgreifendsten politischen Trauerspiele, dem sich kein ähnliches an die Seite stellen läßt, mit künstlerischer Besonnenheit bedient. Die Behauptung, in Egmont trete das Bild Shakespeares, das Herder Goethe beigebracht habe, noch entschiedener hervor als im Götz, beruht auf der falschen Ansicht, Goethe habe das Bild jenes großen dramatischen Geistes nicht aus frischer Quelle geschöpft. Die große, freie Gestaltungskraft Shakespeares wirkt in Egmont wie im Götz begeisternd nach, im erstern reiner und inniger, ohne irgend, wie im ersten Entwurf des Götz, zu shakespearisiren.

VI. Schillers Bühnenbearbeitung.

Schon am 31. März 1791 war Egmont, noch unter der Leitung des Direktor Bellomo, auf der weimarischen Bühne erschienen, aber, bei der damaligen unvollkommenen Besetzung, ohne Erfolg. Der Dichter hatte, nachdem er selbst im Mai die Eröffnung des neuen Hoftheaters übernommen, jeden Gedanken an einen neuen Versuch aufgegeben, als er auf Veranlassung von Ifflands Gastspiel (im März und April 1796) Schiller zu einer Theaterbearbeitung des Stückes veranlaßte.*) Schiller kam am 23. März nach Weimar, Iffland am 25. Am 3. April war die Bearbeitung bereits fertig. Iffland schloß am 25. mit Egmont sein Gastspiel. Das Stück hatte sich bei Ifflands durchdachter Darstellung der Hauptrolle einer gar schönen Wirkung zu erfreuen, doch blieb es nach dessen Abreise, da Goethe keinem andern die Rolle anvertrauen wollte (unter Bellomo war es durch den Helden ver-

*) Nach einem frühern Personenverzeichnisse Schillers sollte Iffland den Alba, Vohs den Egmont geben. Statt der „mehrern Bürger" waren hier aufgeführt „Fabrikant, Becker, Barbier, Metzger, Lastträger", von denen es hieß, „sprechen nur im Chor und machen den Auflauf", statt der spätern „Bürgerweiber" drei Fischweiber, sodann als stumme Personen „sechs niederländische Soldaten von Egmonts Begleitung" und „zwölf spanische Soldaten".

dorben worden) bis zum zweiten Gastspiel des Künstlers im April 1798 liegen, aber auch damals kam es nicht zur Aufführung, weil Iffland die Rolle nicht mehr im Gedächtnisse hatte. Schillers „grausame Redaktion“ theilte Goethe in den Hauptzügen schon im Jahre 1815, in einem jetzt in die Werke aufgenommenen Aufsatze, im Morgenblatt mit; einen wörtlichen Abdruck nach dem gedruckten Exemplar des großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, das Schillers Streichungen, Szeneneintheilung und Angabe der Aenderungen enthält, hat A. Diezmann (1857) veranstaltet. Die hempelsche Ausgabe Schillers bringt ihn im sechzehnten Bande zugleich mit den Abweichungen der verkürzten Handschrift für Mannheim, wo Egmont am 26. Dezember 1804 zuerst gegeben wurde. In der mannheimer Handschrift war das Stück in drei Akte zusammengedrängt, und so wurde es auch noch zu Leipzig in den zwanziger Jahren gegeben.

Da Schiller das herrliche Drama, wie seine Beurtheilung vom Jahre 1788 ergibt, nicht in seiner künstlerischen Vollendung erfaßt hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß er den schönen Organismus des fest in einander gefugten Stückes zum Zwecke dramatischer Vereinfachung und gedrungener Abrundung nach seinen damaligen theatralischen Ansichten unbarmherzig zerstörte. Egmont habe ihn doch interessirt, schrieb er an Körner, und sei ihm für seinen Wallenstein keine unnützliche Vorbereitung gewesen.

Die erste bedeutende, höchst eingreifende Veränderung bestand darin, daß er die Bürgerszenen des ersten und zweiten Aufzuges unmittelbar aneinander reihte und das Auftreten der Regentin ganz strich.*) Wie gewaltsam eine solche Heraus-

*) Der Anfang der Szene des zweiten Aufzuges mußte dabei einige

reißung einer doch ins Ganze gedachten Hauptfigur sei, wie dieses dadurch empfindlich leiden müsse, deutete Goethe gegen Eckermann an. Das Auftreten der Regentin schien Schiller den raschen Gang des Stückes aufzuhalten, da es doch vielmehr die Erwartung spannt, den Uebergang von einer die Zügel etwas straffer anziehenden Gewalt zum harten Despotismus lebhaft darstellt, uns besonders Egmonts Stellung zum madrider Hofe, zur Regentin und zu den Parteien in deutlichen Zügen schauen läßt, nicht weniger den Bildersturm und die Bestürzung der Regentin glücklich vergegenwärtigt. Die ganze folgende Darstellung schwebt ohne die Szene zwischen der Regentin und Machiavell in der Luft*) und die meisterhaft entworfene allseitige Schilderung Egmonts im ersten Aufzuge geht verloren. Dazu kommt, daß beide Bürgerszenen unpassend an denselben Ort verlegt werden und sie jetzt, wo sie den ganzen ersten Aufzug einnehmen, ein zu entschiedenes Uebergewicht erhalten, während sie in richtiger Vertheilung die Handlung geschickt beleben und fördern.

Der zweite Aufzug spielt nach Schillers Bearbeitung ganz in Egmonts Hause; er besteht aus den beiden Szenen mit dem Geheimschreiber und mit Oranien. Da aber im ersten Aufzug

---

Aenderungen erleiden, der Schluß ward ganz umgestaltet. Vansen wird von einigen von Egmonts Leuten aufgefangen und zurückgebracht, wo denn Egmont diesem und dem Volke scharfe Worte sagt, unter andern, sie seien es müde, von ihren Landsleuten regiert zu werden, wünschten eine spanische Regierung; die würden sie denn auch bald bekommen.

*) Die wenigen von Schiller im ersten Aufzuge eingeschobenen Worte über den Bildersturm in Flandern reichen nicht hin und die Stelle von der Regentin in III, 2 ist gestrichen.

jede Erwähnung der Staatsrathsitzung weggefallen, so muß hier der Geheimschreiber das Gespräch mit Oranien durch die Nachricht unterbrechen, die Regentin lasse Egmont und Oranien dringend rufen wegen der Nachricht, daß Alba unterwegs sei. Viel bedeutender wirkt in Goethes Drama Oraniens bestimmte Voraussage, daß Alba, was noch niemand weiß, auf dem Wege sei, als die von Schiller an deren Stelle gesetzte Mittheilung von anderer Seite, und der schön gehaltene Gang des Gesprächs wird dadurch unangenehm gestört, ja man sollte nach dieser Nachricht einen ganz andern Ausgang des Gesprächs erwarten, wie schon Böttiger bemerkte in seiner „Entwicklung des Iffland=schen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796".

Klärchen erscheint, bei ihrer so hohen Bedeutung für Egmont, viel zu spät, erst im dritten Aufzuge*) nach den hierher gezogenen Bürgerszenen des vierten, und zwar sind die beiden Szenen Klärchens aus dem zweiten und dritten Aufzug in seltsamer Weise zusammengebracht. Klärchen fordert sogar ihren Liebhaber auf, sich der Sache des Vaterlandes anzunehmen. Diese ganze Umdichtung mit dem auf der Flöte spielenden Brackenburg ist matt und ungehörig. Bei der ersten Aufführung erschien sogar der Geheimschreiber mit irgend einer Nachricht in Klärchens Wohnung, wovon sich jetzt nur eine Spur in den im zweiten Aufzug von Schiller zugesetzten Worten Egmonts erhalten hat: „Bei meiner Klara findest du mich, wenn etwas vorfällt." Die Szene ist ganz nach gewöhnlicher theatralischer Weise gemacht.

---

*) In der mannheimer Bearbeitung, welche die beiden ersten Aufzüge in einen verbindet, im zweiten.

Klärchen selbst räth Egmont zur Flucht und wird ohnmächtig, als er morgen wieder zu kommen verspricht.*)

Der vierte Aufzug beginnt mit dem Gespräch zwischen Silva und Gomez im kuilemburgischen Palast, aber statt ihn mit der Gefangennehmung Egmonts enden zu lassen, schließt Schiller noch die freilich am Anfang viel veränderte Szene auf der Straße aus dem folgenden Aufzug an, wie störend auch die zwischen beiden Szenen liegende, durch nichts vermittelte Zeitlücke ist. Brackenburg zeigt sich unglücklich über die Entdeckung des Geheimnisses, daß Klärchen wirklich Egmont liebe, wie er gefürchtet hatte: eine Furcht, die ihm bis dahin in Wirklichkeit gar nicht gekommen, auch nicht kommen konnte. Klärchen ist bereits am Morgen von Hause gegangen, da sie für Egmont, von dessen Einladung zu Alba wohl der Geheimschreiber die Nachricht seinem Herrn in Klärchens Wohnung nach dem frühern Plane gebracht, besorgt war, was dem keine Möglichkeit einer Gefahr für Egmont ahnenden Mädchen durchaus fremd ist. Die Begründung dieser eingeschobenen Szenen Brackenburgs, der ihr am Morgen von fern gefolgt ist, aber nicht weiß, wo sie sich jetzt befindet, ist äußerst schwach. Endlich kommt Klärchen, die gesehen, wie man Egmont weggeführt, mit dem Zimmermeister, wo sich denn der bekannte Anfang des fünften Aufzugs anschließt.

---

*) Böttiger bemerkt: „Die dadurch veranlaßte Szene dreht sich doch nur in Wiederholungen herum, und Egmont wird ein Großsprecher wie Fiesko. Der Einfall, den Grafen zum zweiten- und drittenmal warnen zu lassen, scheint sehr gewagt.“ In der weimarischen Theaterhandschrift scheint sie später ausgeschnitten worden zu sein, in der mannheimer wurde sie verklebt.

Schiller eröffnet diesen*) mit der Szene in Klärchens Wohnung. Egmonts erstes Selbstgespräch stellt er unmittelbar vor die Verkündigung des Urtheils, indem er das zweite ausscheidet, so daß Egmont nicht aus dem Schlaf aufgestört wird, sondern noch wach ist, als das Gerassel an der Thür entsteht und Silva außerhalb ruft: „Ihr andern wartet!“ Dadurch büßen wir die Bestürzung des Halberwachten ein, weshalb auch die Worte „die ihr . . . schüttelt“ und „Welchen Schreckenstraum . . . vorzulügen“ nicht zum Vortheil der tiefen Bewegung Egmonts wegfallen mußten. Schiller mochte sich aber besonders dadurch befriedigt fühlen, daß nun, wo Egmonts Schlaf wegfällt, die Erscheinung des das Todesurtheil bringenden Silva den schneidendsten Gegensatz gegen die schöne Vision darstellt, mit welcher das Selbstgespräch schließt. Die ursprüngliche herrliche Gliederung unseres Aufzuges kümmerte ihn nicht, eben so wenig daß der Dichter in dem weiter unten folgenden Selbstgespräch das frühere der „letzten Nacht“ zuschreibt. Wie viel er auf äußere theatralische Wirkung gab, verräth die seltsame Einführung eines Vermummten, des Henkers, der nach der Frage: „Bringst du . . . vollziehen“ näher tritt und auf den Egmont die Augen heftet bei den Worten: „Tritt kühn hervor . . . Rumpf gerissen“, was dem offenbaren Sinne des Dichters zuwider ist, der keinen solchen Menschen wirklich sieht, sondern nur unter den Anwesenden vermuthet.**) Bei der ersten Vorstellung war es Alba selbst, der, um sich an Egmonts Todesschrecken zu weiden, ver-

*) Die mannheimer Bearbeitung beginnt hier den dritten, da sie den dritten und vierten als zweiten miteinander verbunden hat.

**) In der mannheimer Handschrift sind es sogar zwei, von denen einer bei jenen Worten näher vorkommt und ihm gerade gegenüber tritt.

mummt und in einen Mantel gehüllt, erschien; Egmont riß ihm bei jenen Worten das schwarze Kaskett ab, so daß man Albas Gesicht sah, was, nach Böttigers Bericht, trotz seiner Unwahrscheinlichkeit, ja der völligen Widersinnigkeit, eine sehr malerische Wirkung that. Leider hat sich dieser schlechte Theaterstreich, der nicht auf Schillers, sondern auf Ifflands Rechnung kommt, später fast unentbehrlich gemacht.

Goethe berichtet, Schiller sei gegen die Traumerscheinung Klärchens gewesen, das weimarische Publikum aber dafür, und so sei sie geblieben. Die szenarische Angabe der Traumerscheinung hat Schiller in der weimarischen Theaterbearbeitung nicht gestrichen*), dagegen die Rede Egmonts so geändert, daß das Ganze deutlicher als Traum gefaßt wird. Statt der Stelle „Du schönes Bild . . . Gewand" lesen wir hier: „Ein Traum hat mich getäuscht! Ein paradiesisch schöner Traum!**) — Zu mir herunter stieg ein göttliches Bild — es kam von oben — doch hatt' es alle Züge meines Klärchens. — Sie schwang die Siegespalme mir entgegen — zeigte mir von fern ein fröhlich Volk zum lauten Ufer wimmelnd und Segel zahlenlos im Winde flatternd — und drückte leise mir den Lorbeer auf das Haupt. Es war mein Klärchen, war mein Vaterland.***) Zusammen in ein Bildniß flossen sie, die beiden schönsten Freuden meines

*) Sie fehlt aber in der mannheimer Handschrift, nur greift auch da Egmont nach dem Haupte.

**) „Ich sehe sie", fügt die mannheimer Handschrift hinzu, die bald darauf „meiner Kläre" hat.

***) Auch im folgenden setzt Schiller das Vaterland an die Stelle der Freiheit, aber nicht das Vaterland, sondern ein freies Vaterland war Egmonts Sorge und die Freiheit der warme Lebenspuls seines Herzens. Doch Goethe verbannte ja selbst im Jahre 1803 die Freiheit aus seiner eigenen Bühnen-

Herzens.“ Die nüchterne Unterscheidung des Traumes scheint uns ganz unpassend hereingebracht; in diesem bewegten Augenblick ziemt es dem Helden, die Traumerscheinung als eine wirkliche anzusprechen und sich dadurch als durch ein himmlisches Gesicht, das ihm noch einen lohnenden und tröstenden Blick in die nahe Erhebung des Vaterlandes gestatte, mächtig begeistern zu lassen.

Schiller verkannte bei seiner Bearbeitung die herrliche Gliederung des auf umfassend entwickelnde Darstellung des Helden in der ihn gewaltig umdrängenden und zu Grunde richtenden Zeit berechneten Stückes, dem er raschern Gang und schlagendere Wirkungen nach der ihm eigenthümlichen Weise aufdrängen wollte. Dennoch hat diese unglückliche Verderbung sich noch bis heute auf bedeutenden Bühnen erhalten, ein um so ärgerer Mißgriff, als Beethovens Musik, welche die reichardt'sche verdrängt hat, zu Schillers Abtheilung der Aufzüge gar nicht paßt. Für Goethe war es später ein Trost, daß, obgleich er selbst Schiller freie Hand über das Stück gelassen hatte und es in Weimar nach dessen Anordnung aufgeführt ward*), es

---

bearbeitung des Götz, in welcher er mit seiner Jugenddichtung nicht besser verfuhr, wie Schiller mit seinem Egmont. In den von Schiller gedichteten Worten finden sich mehrere fünffüßige und ein paar sechsfüßige Jamben. Auch im Gespräch zwischen Alba und Egmont hatte Schillers Theaterbearbeitung das gar zu Freie gestrichen. So fehlt die ganze Stelle „Glaube nur . . . sich selbst überlassen ist“ wegen des scharfen: „Wie selten kommt ein König zu Verstand?“

*) Das Stück ward in Weimar erst nach Schillers Tod am 31. März 1806, aber ohne Ifflands Abreißen des Kasketts wieder gegeben. Sechs Jahre später hatten Riemer und der Schauspieler P. A. Wolff eine neue Redaktion des Egmont entworfen, in welcher die Regentin wieder zu ihrem Rechte gelangte. Riemer

doch Bühnen gab, die, wie Goethe nach Eckermanns Bericht am 19. Februar 1829 äußerte, „verständig genug waren, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie er es geschrieben".*) Und so müssen wir es einem so begabten und denkenden Künstler, wie Emil Devrient, Dank wissen, daß er den echten Egmont auch jenseit des Kanals eingeführt und diesem edlen Dichtwerke, von dem Herder schrieb, es habe ihn Szene für Szene in seiner tiefen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt, auch bei Shakespeares Landsleuten die verdiente Anerkennung im reichsten Maße gewonnen hat.

---

berichtet, sein Entwurf habe Goethe nicht mißfallen, sei aber liegen geblieben „durch die Gewalt der Zeitumstände des Kriegs", und weil Wolff (aber erst im Jahre 1815) nach Berlin ging. Iffland trat bei seinem letzten Gastspiel im Dezember 1812 und Januar 1813 im Egmont nicht auf, der aber im folgenden Jahre wieder einen bedeutenden Eindruck auf der weimarischen Bühne übte. Man folgte dabei Schillers Bearbeitung, obgleich, wie Goethe 1815 schrieb, das Publikum die persönliche Gegenwart der Regentin ungern vermißte, weil durch Aufnahme derselben andere Mißverhältnisse sich in die mit solcher Konsequenz durchgeführte Bearbeitung eingeschlichen haben würden. Aufführungen fanden unter Goethes Theaterleitung noch statt am 27. Juni 1812, 2. Dezember 1813, 29. Januar, 23. Juni, 26. Dezember 1814, 13. Januar 1816. Noch am 19. Februar 1829 wurde Egmont auf der nicht mehr von Goethe geleiteten weimarer Bühne nach Schillers unglücklicher Bearbeitung gegeben, worüber sich Eckermann und Soret gegen den Dichter mißbilligend aussprachen. Am 6. Juni 1881 wurde Egmont zum siebenundfünfzigstenmal in Weimar aufgeführt; keines seiner Stücke hatte dort bis dahin so viele Aufführungen erlebt; die Geschwister 56, Götz 46, Clavigo 37, Iphigenie 35, Tasso 32, Stella 22, beide Theile des Faust zusammen 20, die natürliche Tochter nur 6.

*) In Mannheim geschah dies seit dem 21. Mai 1824 in Folge der beethovenschen Begleitung.

Druck von Emil Stephan Leipzig-Plagwitz.

Inhalt.

	Seite
I. Entstehung, Aufnahme, Ausgaben	1
II. Stoff	17
III. Dramatische Gestaltung des Stoffes	43
IV. Entwicklung und Ausführung.	
Erster Aufzug	59
Zweiter Aufzug	72
Dritter Aufzug	89
Vierter Aufzug	98
Fünfter Aufzug	112
V. Charaktere, Ausdruck, Komposition	140
VI. Schillers Bühnenbearbeitung	154

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 107838259